Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag	— fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Palermo.

Palermo.

Erinnerungen

von

Andreas Oppermann.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1860.

I.

Nur wer den Hafen von Genua betreten, kann aus dem reichbelebten Bilde, welches sich in tausend Farben und Tönen da vor dem Auge entrollt, inne werden, welch' eine bewegte Verkehrsstraße zwischen drei Welttheilen das mittelländische Meer bildet.

Das bunte Gemisch der verschiedensten Völkerschaften in diesem charakteristischsten aller Häfen des Mittelmeeres erregt zunächst das Interesse.

Hier landet der braune Levantiner, der griechische Küstenfahrer mit seiner kleinen Nußschale, welcher man kaum den Muth zutrauen sollte, sich in den wilden Sturz der so oft in machtvoller Erregung an die schönen Gestade heranrollenden Fluthen hinauszuwagen; hier schaukelt sich träg von den plätschernden Wellen umspielt ein spanisches Schiff mit den unverkennbaren Matrosen; — lustiger Sang und lebendiges Plaudern ertönt von einer schön armirten französischen Brigg in der Nähe des Hafens; — ein stattlicher schlank und

lang gebauter englischer Dampfer schaut sich verwundert nach seinen kleinen Collegen um, welche den Postdienst an der Küste Italiens in kürzeren Stationen zwischen Genua, Livorno, Civita Vecchia, Neapel und Palermo verrichten.

Die ab und zu kommenden Fahrzeuge tragen auf ihrem Rücken die Vertreter aller Nationen, und je weiter man über den Hafendamm hinausschaut auf dieses schöne Meer mit seinen blauen Wogen, desto mehr wird das Auge erfreut und erfrischt zugleich von dem bewimpelten Leben, von dem lustigen Seemannstreiben; denn wie heute war von jeher dieses Meer eine Wanderstraße nicht nur für Einzelne, sondern für ganze Völker.

Seine Wellen durchschnitten voll kühnen Kaufmannsmuthes Phönizische und Sidonische Männer mit ihren Kielen, die kostbarsten Prachtstoffe, „treffliche Webereien" und „kunstreiche Metallarbeiten" von Osten nach Westen tragend.

Auf dem Rücken dieses Meeres führte der Grieche von der Pallas geweihten Akropolis Athens an alle Gestade desselben seine Cultur, eine ideale und friedliche Herrschaft über die Menschheit ausübend, und so erhob sich in ungebrochenem Glanze schimmernden Marmors der griechische Tempel wie an den Gestaden des buchtenreichen Peloponnes, so in Sicilien und in Spanien —

— auf seinem Rücken trug der Römer mit weltbezwingender Energie die Gewalt seiner Waffen auf den von Speeren starrenden Triremen von seinem Jupiter geweihten Capitol überallhin und unterjochte die Welt —

— über dies Meer brachte der Abkömmling des kühnen Romulus aber auch die Erbschaft aller Civilisation heim in die ewige Stadt, damit zugleich den ersten Grund zum Verfalle der eigenen Sitte legend, —

— über dieses Meer wurde einst auf kleinem Schifflein von Jerusalem aus, gleichsam auf der Flucht, das Kreuz, das eine neue Welt erschuf, getragen, um später umstrahlt von dem goldenen Glanze der Begeisterung und umgeben von der buntfarbigsten Waffenpracht in welterschütternder Bewegung von dem Grabe des St. Petrus nach dem Grabe Christi gebracht, um dort in der heiligen Stadt Jerusalem aufgepflanzt zu werden.

Von allen in diesem Meere liegenden Inseln ist dieser stete Wechsel, diese immer sich wiederholende Bewegung und Mischung der wandernden Völker von keiner mehr empfunden worden, als von Sicilien, in dieser Beziehung ist es mit keiner andern Insel des Mittelmeeres vergleichbar.

„Keine,“ sagt ein französischer Schriftsteller, „besitzt in höherem Grade den Schmuck träumender Erinnerungen und poetischer Sagen, keine hat eine glänzendere Rolle gespielt, ob im Aufgang der Morgenröthe der

Gesittung, ob in den edelsten Epochen der alten Geschichte, oder der Revolutionen, welche die Wiege der modernen Völker umgeben haben."

Es sind freilich — wie fast über kein anderes Land — lange, lange Tage des Elends und der todten Ermattung über dies schöne Eiland — dieses Ceylon des Mittelmeeres — gekommen. Der frühere Wohlstand ist versunken, das Leben ermattet, aber doch hat dieses wunderbare Klima, diesen herrlichen Himmel, der sein Zelt in ganz besonderer Reinheit über Meer und Insel spannt, diese zauberische Atmosphäre, diese strotzende Fruchtbarkeit, diese schöne Welt herrlicher Küstenlinien und Bergformen Nichts zu zerstören vermocht. Sie lebt noch — diese schöne Welt — in unberührter Pracht und Jugend; sie strahlt noch in dem Schmucke ihres Zaubergürtels dem denkenden Menschen, dem Manne von Geist und Herz die Hoffnung entgegen, daß nach so langem Elend diesem Lande doch noch eine schönere Zukunft bereitet sei.

Die lebendige, vollathmende Theilnahme, die ganze Phantasie des fremden Wanderers nimmt dieses Land in Anspruch, gewinnt sein Herz, erfüllt es mit Liebe. In seinen Wäldern und Thälern vernimmt er wie Töne aus einer fernen Wunderwelt das Kichern der Faunen und Nymphen — Halbgötter und Heroen treten ihm als Staffage der Landschaft entgegen, er betritt

die Orte, wohin ihn längst die Wünsche und das unbestimmte Sehnen der Jugend geführt haben.

In schweigendem Ernste reden die Ueberreste griechischer Kunst zu ihm von der einfachen, harmonischen Klarheit hellenischen Geistes; die in Sicilien vorhandenen Tempelreste, welche jetzt in öder Bergeseinsamkeit, in denen kein Laut als der des eigenen Fußtritts oder der fernen Pickelflöte eines Berghirten ertönt, zertrümmert, zerborsten, versunken und doch noch so groß und stolz auf dem mit Disteln bewachsenen steinigen Boden umherliegen, tragen alle den Stempel edler Schönheit und Einfachheit der besten Zeiten griechischer Architektur an sich und erwecken mehr, als alle Buchweisheit, in dem Geiste das reiche Bild künstlerischer Entwickelung, der Fülle der gesammten griechischen Culturentfaltung.

Legt der Wanderer aber diese historischen Erinnerungen bei Seite, so wird sein Sinn völlig von der schönen Gegenwart eingewiegt.

Rein und mild weht die Luft Siciliens ihm entgegen, zahlreiche Quellen verschaffen Kühlung unter dem Grün üppiger Bäume.

In keinem Lande Europas folgen die Ernten so aufeinander, fast zu jeder Zeit des Jahres trifft der Fremdling, er mag wandern, wohin er will, die Menschen bei dem Geschäfte des Erntens, und fast bewahr-

heitet erschiene die Benennung der Insel als einer Getreidekammer Italiens, wenn nicht auch weite unbebaute, öde und steinige Strecken Wegs mit erschreckender Einförmigkeit das Gemüth bedrückten. Aber auch hier bedürfte es nur geringer Mühe, nur des Leben erweckenden Armes, um dem an sich herrlichen Boden fruchtbringendes Wachsthum zu entlocken.

Hier gedeiht die Olive in einer sonst nicht gesehenen Größe und Ausdehnung, die Weine von Syrakus und Marsala sind feurig und stehen den spanischen an Geschmack kaum zurück.

Aloë und Cactus bilden in wuchernder Fülle die lebendigen Zäune zwischen den Gärten; Granaten, Mandel-, Myrthen- und Lorbeerbäume streben zu stattlicher Höhe empor, und neben den duftenden Blüthen prangen die Früchte der Orange im dunkeln, saftigen Laube. Hier erst kann man von Orangenwäldern reden. Im Thale des Oreto, eine Meile weit, von Monreale bis Palermo strotzt ein einziger Orangenhain im dunkeln Grün und im Golde seiner Aepfel; nicht minder reich sind um Messina die alten großen Orangenbäume, von denen hier und da ein Einziger eine Ernte von 10—12000 Früchten giebt — und damit Dich Alles daran erinnere, daß Du an der Pforte des Orientes stehest, wiegt die hohe Dattelpalme in leisem Lufthauche ihre Blätter über Dir, und der fremdartige Ton, der zu Dir niederrauscht, führt Deinen Geist weit

hinweg in's Morgenland an die Gestade des Nils, in die Einsamkeit Arabiens.

Steigst Du aber aus der fruchtbaren Thaleswelt empor etwa zu dem Gipfel des Aetna, schaust Du herunter auf dies beglückte Land, dann thut sich ein Schauspiel auf, dessen Größe beglückt, erschüttert, hinreißt!

In gewaltig schöner Weise schildert de Foresta diesen Eindruck: —

„Endlich ist der Osten entflammt, die Sonne am Horizont aufgegangen. Nie kam sie mir so glänzend vor, in diesem Augenblicke war sie für mich wahrhaft der Gott des All. Stolz schwebte ihre Feuerkugel über die Berge Calabriens empor. Bald zeigte sie sich in ihrer ganzen Herrlichkeit, und ihre Strahlen beleuchteten das prächtige Bild, welches sich meinen Augen darbot. Die Hälfte Siciliens mit den Meeren, die es umgeben, ist entzündet von den Feuern des Tages, während die andere Hälfte unter dem Schatten des riesigen Vulkans noch in tiefer Nacht begraben liegt. Ich entdeckte ganz Sicilien, dessen dreieckige Ufer ausgebreitet auf einer Ausdehnung von 200 Lieues mir gleichwohl durch eine wunderbare Wirkung der Optik nur als Basis des Aetna erschienen. Ich sah seine geräumigen Häfen, ausgehöhlt von der Natur, besucht von den Seefahrern; seine begüterten Städte, geschmückt durch den Genius der Künste, verschönert durch die

Erinnerungen des Ruhms; seine gesegneten Gefilde, bevölkert von zahllosen Heerden, bekleidet mit Ernten, Baumgärten und Reben; die Flüsse, die es befruchten; die azurblauen Meere, die seine glücklichen Gestade bespülen und so oft Helden dahin trugen; die äolischen Inseln, aufsteigend aus dem Schooße der Wellen, gleich Felsen von Türkisen; Vulkania, die Behausung eines mächtigen Gottes; Stromboli mit dem wellenden Rauchkranze; die Berge Calabriens, die immer grünen unter dem immer reinen Himmel; die schaumigen Fluthen des Pharus von Messina, bewegt in den ruhigsten Tagen; die Klippe der Scylla, so unheilvoll für unvorsichtige Steurer, und in der Ferne, wie ein Wölkchen am Horizonte, tauchte die Insel Malta vor meinen Blicken auf. — Welches zauberhafte Gemälde, welches staunenswerthe Schauspiel! — Aber es ist wenig gemacht für unsere schwachen Organe, noch weniger für unsere dünkelhafte Einbildungskraft. Die meinige, fast ihrer Natur vergessend, schwang sich zu dem Olymp, dem sie so nahe war. Einen Augenblick wagte sie, sich unter den Göttern zu glauben, denn die Welt lag zu meinen Füßen, und ich sah Nichts — als was Groß. Alle kleinen Dinge hatten sich verloren in der Unermeßlichkeit! Hierher komme der Philosoph, um seine Gedanken zu erheben, auf diesem gewaltigen Dreifuß sammle der Dichter Gedanken erhabener Begeisterung!"

Nicht mit Unrecht sagt Goethe: „Italien ohne

Sicilien macht gar kein Bild in der Seele, hier ist der Schlüssel zu Allem."

War früher die Süd- und Ostküste der Insel diejenige, auf welcher der Schwerpunkt der Entwickelung und des Lebens ruhte, und war bei der von Hellas herübergetragenen Bildung ein solches Verhältniß auch ganz natürlich, so begann doch dasselbe schon zur Zeit der römischen Herrschaft sich zu ändern. Jetzt gelangte auch die Nordküste zu fast gleicher Bedeutung und behielt solche, ja im Laufe der neueren Zeit überwog sie bei weitem die der andern Küsten, namentlich in dem inzwischen zur Hauptstadt Siciliens gewordenen Palermo, und zwar dergestalt, daß Palermo gegenwärtig als die Hauptrepräsentantin sicilianischen Lebens zu gelten hat. So ist denn diese Trinacria mit der wechselnden Blüthe ihrer Städte recht eigentlich ein Spiegelbild des großen geschichtlichen Lebens, denn während der Norden sich früh dem europäischen Verkehre zugewendet hat, verkommt an der nach Afrika gekehrten Südküste das Hafenleben fast immer mehr und mehr, die Häfen selbst versumpfen — träumend schauen die wenigen Masten nach der blaufernenden Küste Afrikas hinüber.

An der Nordküste tritt aber, wie schon erwähnt, fast bis in die graueste Ferne des Alterthums erkennbar, vor Allem Eine Stadt dem Auge der Geschichte entgegen, deren malerische Lage, deren höchst günstige, klima-

tische Verhältnisse, deren fruchtbare Campagne ihr den Beinamen „der Glücklichen" verschafft hat, welche schon Herodot das „schöne Gestade," Callias einen „Garten und die höchste Wonne Siciliens" genannt hat, ich meine Palermo — Palermo felice!

II.

Kein Land fast, dessen sich die griechische Weltanschauung bemächtigt hat, ist so von der Mythe belebt worden, als Sicilien. Mit seinen herrlichen Küsten, mit seinen phantastischen, jach in's Meer hinausragenden Felsen und der in unermeßlicher Größe und hohem Farbenernst an das Ufer hinanwallenden See, mit den im blauen Duft aus dem Schooße der Wellen auftauchenden Eilanden war es zum Wohnsitze der Sagen geschaffen. Die daselbst seßhaften Ureinwohner lebten, wie die Hirtenstämme Asiens noch heute, auf einer niedrigen Culturstufe in eigentlichen Felsennestern. Homer giebt ein treues Bild einer solchen Wohnung in der Höhle des Cyclopen, und die vielfachen Ueberreste von jenen weiten Grotten, in den Felsen ausgehöhlt, welche sich noch heute auch in der Gegend von Palermo vorfinden, rühren offenbar von jenen Ureinwohnern der Insel her, haben diesen als sichere und unnahbare Wohnung für sich und ihre Heerden gedient.

Unter den historisch nachweisbaren Völkern sind es zuerst die Phönizier, welche auf Sicilien und in Palermo landeten. So dürfte diese Stadt als eine Hafen- und Handelsstation der Phönizier auf ihren weiten Kauffahrten gelten.

Hatten sie doch die sicilischen Vorgebirge zum großen Theil in gleicher Absicht, wie einige der nahen Inseln in Besitz genommen. Auf diesen ihren zunächst von Handelsrücksichten herrührenden Ursprung deutet auch der ihr später zu Theil gewordene griechische Name Panormos hin.

Nach des Diodor und Polybius Angaben war die Stadt zur Zeit vor dem ersten Punischen Kriege unter Carthagischer Oberherrschaft, welche sich inzwischen als die damalige zweite Macht im Mittelmeere festgesetzt hatte; Palermo selbst war nicht bedeutend genug, um an der glänzenden Entwickelung der kleinen sicilischen Republiken, welche sich in dem ihnen eigenen Unabhängigkeitsdrange von der Herrschaft der Athener sowohl als der Carthager befreit erhalten wollten, Theil zu nehmen. In unseligen Wirren, welche durch die Eifersucht der Städte hervorgerufen wurden, zersplitterten sich die besten Kräfte der Insel, so daß sie endlich genöthigt waren, gegen die Carthager ausländische Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Der löwenmuthige Pyrrhus war es, der, nachdem sich das Schlachtenschicksal in Italien für ihn auf eine

bedenkliche Weise gewendet hatte, die Gelegenheit, sich hier ein Feld seiner Thätigkeit zu eröffnen, nicht unbenützt vorübergehen ließ. Er befreite den größten Theil der Insel von den sie bedrängenden Carthagern und nahm denselben auch den jedenfalls damals schon befestigten Platz, Palermo, weg.

Nicht lange jedoch sollte sein Glücksstern in Sicilien leuchten; die Unbeständigkeit kleiner Freistaaten ist allzu bekannt, als daß es verwundern sollte, wie die Verehrung für den genialen Helden sich bald in Haß verwandelte. Als er Opfer von den selbstsüchtigen Städten forderte, versöhnten sich die Sicilier mit ihren alten Feinden, um den in ihren Augen schlimmeren Verbündeten wieder zu verjagen.

Pyrrhus verließ die Insel mit der nur zu bald erfüllten Prophezeiung, „als ein Schlachtfeld für die Römer und Carthager hinterlasse er das Land.“

Und so ist diese glückliche Insel, welche sich die Göttin der Schönheit selbst zum Wohnsitze erkürt hatte, ein Schlachtgefild geblieben, nicht blos zwischen Römern und Carthagern, sondern auch zwischen den Kaisern der beiden römischen Reiche, zwischen Griechen und Gothen, Vandalen, zwischen Saracenen und Normannen, zwischen Franzosen und Spaniern, ja zwischen allen Nationen fast, welche sich nach einander um das Uebergewicht in der Gestaltung der europäischen Verhältnisse stritten.

Aber trotz dieser Verwüstung, welche der Hufschlag des Kriegsrosses auf den üppigen Gefilden Palermo's hervorrief, blühen sie noch heute in unvergänglicher, unverwüstlicher Pracht, trotz des gewaltigen Kampfes, welchen das Heidenthum hier mit dem überall sieghaft einziehenden Christenthum auskämpfte, sind die Ueberreste der vergangenen Zeiten gerade hier am wenigsten zu vernichten gewesen.

So reich, so entwickelt war hier das Griechenthum, daß sich die bedeutendsten Spuren in Denkmalen und Münzen gerade hier aufgefunden haben, und wenn auch viele Jahrhunderte im Sturme über das Meer und dies Eiland hinweggebraust sind, so haben sie doch die heiligen Tauben nicht zu vertreiben vermocht, welche heute noch auf dem Monte S. Giuliano ebenso heimisch sich fühlen als damals, da sie im Tempel der Erycinischen Venus mit hoher Verehrung gepflegt wurden, — gepflegt von den Priesterinnen der Gottheit — den schönsten Frauen Siciliens und Griechenlands.

So ungünstig die Mischung der Völker namentlich an den Küsten der Insel vor sich gegangen ist, und so wenig diese zufällige und willkürliche Mischung dazu angethan sein konnte, ein schönes Geschlecht zu erzielen, so hat sie doch den Stempel des Adels und der Schönheit auf diesen Stirnen der Sicilianer nicht zu verwischen vermocht.

Mit wechselndem Erfolge dauerte der erste punische

Krieg fort, bis im Laufe desselben unter den Consuln A. Aquilius und C. Cornelius auch Palermo, welches die Carthager so lange festgehalten und vertheidigt hatten, von den Römern genommen wurde. Zwar eilte in verzweifeltem Angriffe Hasdrubal vor die Stadt, um sie den Römern zu entreißen. Sein Heer wird als ein gewaltiges und mit seinen zum ersten Male in Sicilien gesehenen Elephantencolonnen Schrecken erregendes geschildert, allein Consul Metellus wußte in dem coupirten Terrain des Oreto die Macht seines Gegners durch vereinzelte Ausfälle zu zersplittern, und hier, in den fruchtbaren Gefilden des Oreto war es, wo jenes beispiellose Blutbad floß, in welchem auf engstem Raume zum großen Theile durch eigene Verwirrung und Unordnung der Massen über 20000 Menschen umgekommen und viele hundert Elephanten getödtet worden sein sollen. Hasdrubal entkam mit dem Reste seines Heeres nach Lilybäum, wo sich die Ueberbleibsel der carthagischen Streitmacht sammelten.

Bald darauf nahm Hamilcar Barkas, des großen Hannibal Vater, den Berg Ereta — den heutigen Monte Pellegrino — verschanzte sich daselbst, und machte von da den Besitz des nahen Palermo den Römern unsicher.

Wer heute den Monte Pellegrino, jene ausgedehnte Bergeshöhe betritt, mit unzähligen Steinen und Fels-

blöcken bedeckt, auf dessen Boden kaum dürftiges Gras zwischen den Felsen wächst, mageren Kühen zur mageren Nahrung, der begreift nicht, wie hier nach dem Zeugnisse alter Schriftsteller Hamilcar sein Heer in dreijähriger Belagerung und noch dazu allein mit dem auf dieser Klippe gewonnenen Korn hätte erhalten sollen. Als Sage ist diese Angabe ohne allen Zweifel zu verwerfen.

Die Uebergabe des Ereta bildete eines der letzten Ereignisse in dem die Insel furchtbar verwüstenden Kriege. Bis auf Hieron's Königreich stand nun Sicilien unter römischer Herrschaft.

Die den Römern eigene höchste Fähigkeit zu organisiren, ihr außerordentlich praktischer Verstand, welcher sich sofort sagen mußte, eine wie ungemein wichtige Besitzung Sicilien als eines der reichsten Kornländer für das ärmere Italien und dessen zunehmende Bevölkerung sei, wie sie den Handel zwischen Afrika und Europa vermittele, ließ bald zu den Mitteln greifen, welche den materiellen Wohlstand der Insel zu befördern geeignet waren.

So kam es, daß sich dieselbe sehr bald wieder von den Leiden des überstandenen Krieges erholte, wie es denn eine fast zum Verwundern gebliebene Thatsache ist, daß nur wenige Jahre einer wohlwollenden und guten Verwaltung dieses Landes alsbald ihre Folgen in dem erneuten Aufschwung des Wohlstandes spüren lassen.

Man kann wohl mit Bestimmtheit behaupten, daß Palermo in der Zeit nach dem ersten punischen Kriege noch keine andere Bedeutung, als den einer wohlbefestigten kleineren Hafenstadt hatte. Von Zeit der Besitznahme Siciliens aber durch die Römer wurde sie eine bequeme und häufig benutzte, ziemlich volkreiche, betriebsame Verkehrsstation zwischen Rom und Italien einer- und den afrikanischen Provinzen andererseits.

Zur Zeit des zweiten punischen Krieges, dessen Geräusch diesmal Sicilien, wenigstens bei seinem Beginne, nur von ferne aus Italien herübertönen hörte, und namentlich unter dem Consul Levin, welchem es endlich gelang, den gegen die römische Herrschaft von den Carthagern angefachten Aufstand zu bändigen, begann die höchste Blüthe des Landes, es wuchs der Reichthum und die Bevölkerung in unglaublichem Maße, und nach den Angaben der Schriftsteller, insbesondere Cicero's, war nicht nur der Wohlstand, sondern die meist mit ihm in Hand gehende Bildung der Einwohner Siciliens auf einer sehr hohen Stufe. Aber freilich hatten sich auch gerade hier alle Elemente der Verweichlichung und Sittenverderbniß eher eingestellt, als in dem weniger cultivirten Italien. Insbesondere waren die Zustände der ungeheuren Menge von Sclaven, welche auf den ausgebreiteten Besitzungen der Großen mit dem Betriebe der

Landwirthschaft beschäftigt waren, für Rom Bedenken erregend.

Man rechnete, daß an zwei Millionen Sclaven auf der Insel vertheilt seien, also ungefähr gerade soviel, als heutzutage überhaupt Einwohner gezählt werden.

Durch Bedrückungen aller Art veranlaßt, empörte sich die Sclavenmasse gegen die bestehende Ordnung der Dinge in zwei furchtbaren und blutigen Kämpfen.

War auch Palermo hiervon weniger betroffen, so war es doch namentlich bei dem zweiten Sclavenkriege sehr mitleidend. Die Folgen der mit grausamer Härte unterdrückten Empörung waren verwüstend und das Land der besten Blüthe von Neuem beraubend; denn eine Million Sclaven, also ungefähr die Hälfte der vorher dort wohnenden Gesammtheit, war umgekommen und der Boden somit eines großen Theiles seiner Bebauer beraubt. Allein auch dieses Uebels Spur verwischte sich verhältnißmäßig bald.

Die letzten Kämpfe der Republik Rom zwischen ihren nach der Herrschaft strebenden Söhnen wurden theilweise in Sicilien gekämpft. Der Osten und Süden der Insel wurde arg verwüstet, einzelne Städte verschwanden völlig vom Erdboden. Zerstörung und Entvölkerung brachen die Blüthe der Größten.

Hier eben beginnt die Wendung in dem Verkehrsleben der Insel. Hatten die südlichen Städte, insbe-

sondere Agrigent und Syrakus ihre hohe Wichtigkeit großentheils dem Verkehre mit Griechenland und Afrika zu verdanken, so mußte, abgesehen davon, daß durch die an diesen beiden Küstenstrichen stattgefundenen Kämpfe der Reichthum in Trümmer gelegt wurde, durch die unmittelbare Verbindung mit der Weltstadt Rom sich nun auf der Nordküste und in Palermo ein reicheres Leben entfalten.

Die allgemeinen Züge, welche die Zeit der Despotie des römischen Cäsarenthums charakterisiren, finden sich auch in Sicilien scharf ausgeprägt. Im Wesentlichen hatten die Kaiser das Princip des alten republikanischen Roms und seine praktischen Weltzwecke adoptirt. Auch hier wurden Verkehrsstraßen, Militär- und Bürgercolonieen angelegt, römisches Cultur- und Rechtsleben verbreitet. An den schönen Gestaden der „Königin der Inseln" erheben sich die Villen römischer Patricier und Senatoren, auf denen glänzende Villegiaturen gehalten wurden, während umgekehrt der vornehme Sicilianer, und namentlich die Jugend nach Rom strebte, um dort entweder einträgliche Stellen in der Heimath zu erjagen, oder die letzte Hand an ihre politische und juristische Bildung zu legen.

Mitten in dem allgemeinen regen Handelsverkehre, dessen Schleusen die Römer auch der damals überhaupt namhaften Welt eröffnet hatten, lag Palermo,

welches überdies noch den Export seiner eigenen reichen Landesprodukte besorgte, besonders günstig, und es kann sonach, wenn auch bestimmte Nachrichten hierüber fehlen, angenommen werden, daß sich die Bedeutung der Stadt wesentlich im Vergleich mit früher hob.

Neben dem System der Centralisation des Weltreiches machte sich aber bald eine öde Nivellirung alles Besonderen, Charakteristischen, aller Nationalität bemerkbar, und es entstand endlich jene Oede und Erschlaffung der Geister, jene Stumpfheit und Gleichgültigkeit des politischen Gefühls, ausgegossen über die damals civilisirte Welt, an welcher der römische Staatskoloß, äußerlich und scheinbar wohl organisirt, innerlich in unerhört langsamem Verwesungsprocesse vergehen und verkommen sollte.

Noch ein Zeichen von einiger Lebenskraft in jener Zeit egoistischer Genußsucht sind die hier und da ausbrechenden Aufstände, in welchen sich einmal eine Stadt gegen die Herrschaft eines römischen Gouverneurs auflehnte. Dieser Art war eine Empörung Palermos unter Vespasian's Regierung, welche ihr freilich zur Strafe die Last einer bedeutenden Militärcolonie auferlegte.

Das Christenthum hatte zeitig auf der Insel festen Fuß gefaßt, schon in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens finden sich Bischöfe von Palermo erwähnt. Die Apostel Petrus und Paulus haben der Legende

zufolge die Insel betreten, und die Christenverfolgungen haben auch hier ganz besonders charakteristische Märtyrerfiguren geschaffen. Wie fast überall in der übercivilisirten römischen Welt machten sich die Wirkungen des Christenthums auf die absterbende Gesellschaft auch hier nicht in anziehender Form geltend. Ein „jugendliches Ideal unvermittelt auf eine faulende Weltanschauung" gepfropft, mußte Ausgeburten der widrigsten Natur zu Tage bringen, bis die unreinen Säfte durch die Gewalt neuer Lebensströme endlich ausgestoßen waren.

Viel von diesen Kämpfen, diesen Krisen ist in den sicilianischen Legenden zu finden, die sich weniger durch eine tiefe Innerlichkeit und fromme Verklärung, als vielmehr durch die Farbengluth der Phantasie, durch die Grellheit der Contraste und durch eine gewisse Abnormität in der dichterischen Gestaltung auszeichnen.

Auch die späteren Schicksale des weströmischen Kaiserreichs theilt Sicilien. Alarich, jener gleichsam prädestinirte Eroberer der Weltstadt Rom, welcher von sich selbst sagte, es treibe ihn ohne Rast eine innere dämonische Gewalt, welche ihm stets zurufe: „Auf, auf und zerstöre Rom!" hatte sich bereits zur Einschiffung vorbereitet, um auch die „Ernährerin Italiens" für sich zu gewinnen, als er, durch die politischen Constellationen im Norden Italiens bewogen, von seinem Vorhaben wieder abstehen mußte, wogegen kurze Zeit

darauf der gewaltsame Ganserich, der mit seinen afrikanischen Reitern wie ein Wetterstrahl jene verwüstenden Razzias ausführte, auch Sicilien verheerte, wobei insbesondere von einer argen Verwüstung Palermos berichtet wird.

Im Jahre 476 wurde der großmüthige Gothe Odoaker Herr von Sicilien, und es blieb die Insel unter gothischer Herrschaft, welche, von dem Geiste Cassiodor's beseelt, in einer Verwaltung voll Weisheit und Güte, besserer Jahrhunderte werth, auf das Segensreichste für die Wohlfahrt der Insel, die sittliche Hebung der Bevölkerung und auf die Erhaltung der Denkmale wirkte, bis Belisar die Insel den oströmischen Kaisern unterwarf.

In diesem Kampfe hielt Palermo eine verzweifelte Belagerung aus, wobei die Tapferkeit der Einwohner besonders hervorgehoben wird. Des Belisar griechisch schlaue, im Moment das Richtige erfassende, unerschöpfliche Erfindungskraft ersann jedoch ein geräuschloses Mittel, die Mauern bei Nacht zu erklimmen, indem die Schiffe ganz nahe an die Mauern des Hafens heranfuhren, und die Soldaten auf dem Takelwerk hinüberkletterten.

Das sechste und siebente Jahrhundert wird durch das tragische Schauspiel des Sturzes der alten Weltcultur ausgefüllt, auf deren Trümmern neue Staatenbildungen entstehen.

Frisches germanisches Leben gießt sich in die matt und dürr gewordenen Adern des alten römischen Reiches, und Rom ist es wiederum, welches nun in dem Papstthum gleichsam das pulsirende Herz dieses neuen Lebens wird.

Während so im Westen die alte Welt in Schutt zerfällt, stiftete Mohammed im Oriente eine neue Religion, und in der Vereinigung der orientalischen Völker wurde das oströmische Reich so zusammengeschnürt, so aller Lebensbedingungen beraubt, daß ihm nur ein kurzathmiges Leben bis zur endlichen völligen Verdorrung übrig blieb.

Diese beiden neuen großen Lebenskreise, der Germanismus und der Mohammedanismus, breiteten sich machtvoll aus, und weil beide von jungen schwungvollen Idealen getragen wurden, war der Kampf da, wo sie zusammenstoßen, furchtbar, da aber, wo sie in gegenseitiger Anerkennung ihrer Berechtigung neben einander leben, entstand jene eigenthümliche Ausübung von Einflüssen, welche dem Mittelalter den phantastischen Reiz kecker Farbenmischung gaben. Sicilien, und insbesondere Palermo, ist auch hier von einem dunkel waltenden Geschicke bestimmt gewesen, gleichsam der Angelpunkt des großen Kampfes zweier Weltgegensätze zu werden, und dem neunten Jahrhunderte war es vorbehalten, eine so gewaltige Katastrophe in der Geschichte Siciliens eintreten zu lassen, daß deren Nach=

wirkung, in Palermo wenigstens, bis auf den heutigen Tag zu spüren ist.

Schon vorher hatten Araber Einfälle auf der Insel gemacht, jedoch ohne daß dieselben einer planmäßigen Eroberung zu vergleichen gewesen wären, sie geschahen eben nur gelegentlich, wenn Noth oder Beutelust dazu trieb, oder wenn durch sonst einen Zufall die seeräuberischen Schaaren dahin gelangten.

Ein förmlicher Kampf gegen das byzantinische Kaiserreich begann erst, nachdem Euphemius, der von dem Kaiser Michael Balbus eine Befehlshaberstelle in Sicilien übertragen erhalten hatte, die Araber zu seiner Vertheidigung zu Hilfe rief. Euphemius sollte wegen Schändung einer Nonne auf Antrag von deren Brüdern hingerichtet werden und wollte sich seines unbedeutenden Kopfes wehren. Ein geringfügiger Umstand — und doch der Anstoß zu großen Dingen, welche aber wahrscheinlich auch ohne solchen Anlaß über die Insel gekommen sein würden.

Sengend und brennend, in wilder Grausamkeit die besiegten Städte zerstörend, die Einwohner erwürgend, zogen die fanatischen Araber in Sicilien ein, jene Araber, welche von gewissen Geschichtschreibern als die Träger feinster Bildung und höchster Cultur bezeichnet werden.

Palermo gehörte unter die wenigen Städte, welche vor Zerstörung verschont blieben, es wurde vielmehr

dem Johannes Europalates zufolge, „weil es so strotzend von Lebensfülle und Bequemlichkeit, wozu der arabische Volksstamm von Natur mehr geneigt sei," zum königlichen Sitze auserwählt.

Hervorragende Bauten, von denen die meisten zu des Chronisten Fazellus Zeit, also zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts, noch unversehrt vorhanden waren und wegen ihrer Pracht die Bewunderung des Beschauers erregten, sowie die Mittheilung orientalischer Lebensgebräuche, welche auch auf die Bauart der gewöhnlichen Wohnhäuser ihren Einfluß äußerte, geben Palermo jenen fremdartigen Anstrich, der, nach dem Orient hinweisend, sich bis auf den heutigen Tag noch nicht gänzlich verwischt hat. Im Uebrigen war die Stadt der Mittelpunkt der Macht und der Bewegungen der Araber auf Sicilien geworden.

Es liegt eine eigenthümliche Launenhaftigkeit in den Sympathieen und Antipathieen der Völker für geschichtliche Erscheinungen. Diese Araberherrschaft, welche durch einen Zeitraum von zwei Jahrhunderten Verwirrung, Kampf und Blut und mancherlei Verwüstung über die Insel gebracht hat, steht heute noch im besten Andenken bei den Palermitanern. Sie ist — so zu sagen — ein populäres Bild geworden und die Erinnerung an diese Zeit dem Sicilianer so angenehm, daß er noch mit einer gewissen Vorliebe arabische Bezeichnungen und Worte gebraucht. Der Palermi-

taner nennt noch heute den Aetna nicht mit diesem seinem geographischen Weltnamen, sondern Monte Gibello — der Berg (Ghibel) katexogen —; man kann ein finsteres Gesicht verursachen, wenn man dem Palermitaner von echtem Schrot und Korn von der Hauptstraße Palermos sprechend dieselbe „Strada di Toledo" nennt. Viel frischer von der Zunge geht ihm die Bezeichnung il Cassaro, und er erinnert sich dabei gern der Zeit, als gegen Ende der arabischen Herrschaft im Anfange des elften Jahrhunderts Alkakem in der Burg Alkassar bei Palermo, zu welcher jene Straße schon damals führte, sich gegen Abdallah einschloß und bei der heldenmüthigen, mit allen Wundern der Tapferkeit orientalischer Ritter geschmückten Vertheidigung umkam. Ja — selbst in den Gesichtern der Palermitaner möchte man fast noch leise Spuren arabischer Abkunft erkennen, obwohl mehr als acht Jahrhunderte mit wechselvollen Einwanderungen seitdem vergangen sind.

Zum Theil ist der Grund dieser Sympathieen für die Zeit der arabischen Herrschaft in der lebhaften Einbildungskraft des Palermitaners zu suchen; der wehende weiße Mantel der Emiren, die Gluth der Leidenschaft in den scharfen Gesichtszügen der braunen Söhne der Wüste, der Glanz orientalischen Lebens, die wuchernde Fülle der arabischen Poesie wirken anregend auf die leicht entzündbare Phantasie, und wie die Palme des Orients heimathlich über die rothen Tuffsteinmauern

der Gärten herüberragt, so erscheint bei solcher Ueppigkeit der Natur dieses Palermo mehr dazu geschaffen, für die feurigen Söhne des Islam als für nordische Barbaren eine Heimath zu sein. Zum Theil aber — und das ist die Hauptsache — neigt sich mit Vorliebe der Sicilianer den Zeiten seiner Geschichte zu, in denen sein Vaterland als unabhängig von auswärtiger Herrschaft, mit selbstständiger Verwaltung erscheint, und selbstständig war Sicilien unter den arabischen Emiren trotz nomineller Abhängigkeit. Dieser Zug nach Unabhängigkeit der Insel von einer auswärtigen Herrschaft, diese Sehnsucht nach eigener Verwaltung des Landes ist so tief in der Seele des Sicilianers eingewurzelt, daß sie schwerlich auszurotten sein dürfte, sie charakterisirt, wie auch in der Folgezeit zu ersehen, fast alle Bewegungen dieses von Kämpfen durchzuckten Landes. So lange Sicilien die Provinz eines anderen Reiches ist, — so fühlt das Volk instinktiv richtig — kann sich das Leben zu einer wahrhaft gesunden Gestaltung nie entwickeln; es wird, wie bisher, immer dazu verdammt sein, die Mittel zum Unterhalt fremder Reiche und Regierungen zu bestreiten, selbst aber auf das Willkürlichste vernachläßigt sein.

Also — lassen wir dem Palermitaner seine Sympathieen für die Araber, sie sind nicht so ganz grundlos, als sie auf den ersten Anblick erscheinen. Schädlicher ist der Irrthum, wenn er bei Historikern sich einstellt.

Es giebt deren, und namentlich in der neueren Zeit, keine geringe Anzahl, die sich „mit einer liebevollen Bewunderung“ allen den Erscheinungen hingeben, welche sich im Gegensatz zum Christenthume verhalten, demnach auch für die Araberreiche in Spanien und Sicilien schwärmen, im Wahne, hier sei „während des Mittelalters der eigentliche Sitz, ja auch für das übrige Europa eine Heimath aller höheren und feineren Cultur in Kunst, Wissenschaft und Geselligkeit gewesen.“ Solche Ueberschätzung ist einem Geschichtschreiber, wie Achmed Mahomed, in seiner „Geschichte der mahomedanischen Dynastien in Spanien“ am Ende wohl zu verzeihen; der christliche Schriftsteller sollte sich durch den sinnlichen Glanz nicht so verlocken lassen.

Wenn auch die Erscheinungen der arabischen Herrscherreiche mit ihren sturmartig raschen Eroberungen glänzend genannt werden konnten, wenn die wissenschaftliche und künstlerische Bildung, welche die Araber in Berührung mit dem Abendlande angenommen, und welche an den Höfen ihrer tapferen Kalifen gepflegt wurden, mit einem gewissen philosophischen Schimmer umgeben, reicher an Geist und Erfindung zu sein scheint, als die damalige christliche Bildung, so entgeht doch Demjenigen, der den reichbemalten Teppich, diesen golddurchwebten Stoff, welcher um das Wesen geschlagen ist, lüftet, nicht der Mangel an tieferer sitt-

licher Kraft, der am besten durch die zwingende Thatsache nachgewiesen werden kann, daß es den Arabern nicht gelungen ist, einen ihrer Staaten auf festeren Grundlagen zu bauen, und daß so rasch, wie die Blüthe sich entwickelt, sie auch abgestorben ist.

Dem tiefer gebildeten Beobachter wird es klar, warum eine Staatenbildung, die nicht auf einer historischen Nothwendigkeit, wie die der germanischen Völkerschaften, sondern in dem Uebermuth der Phantasie beruhte, welche sich an dem Gedanken einer Beherrschung der Welt erhitzt hatte, die von einer so willkürlichen Mischung der verschiedensten Völkerschaften begleitet war, eine dauernde Kraft nicht haben, einen nachhaltigen Einfluß nicht üben konnte. Betrachten wir aber die künstlerische und wissenschaftliche Bildung der Araber näher, so finden wir zwar, daß sie auf dem Koran ruht, also die religiöse Grundlage nicht entbehrt; aber trotzdem vermag sie aus den Glaubensidealen in dem Sinne der christlichen Wissenschaft und Kunst nicht Nahrung und frisches Leben zu schöpfen. Der Glaube erregte die Phantasie und Sinnlichkeit des Mohammedaners, vermochte aber nicht sein Herz und seinen Geist völlig zu durchdringen. Sein Wissen war Stückwerk, und sein Glauben war Stückwerk. Nur dasjenige aber, was der Mensch mit dem Einsatze aller Kraft seines ganzen Wesens producirt, kann dauernde Geltung und tiefere Bedeutung für zukünftige

Entwickelung erlangen. Das innerste Lebensmark aller Kunst und Wissenschaft, die schöpferische Urkraft, ist und bleibt — der Glaube; in diesem Sinne fehlte er dem Araber, und so ist die Blüthe, mochte sie auch noch so betäubend duften, abgeblüht — fruchtlos, „der Baum verdorrt, weil an der Wurzel ein Wurm nagte."

Wie unschöpferisch im Grunde der Islam trotz eines fast fieberhaften Geberdens gewesen, sieht man am deutlichsten in der bildenden Kunst. Während das Christenthum bald die Schöpfungen derselben zu durchdringen vermochte, ihnen seinen neuen, tieferen Gehalt gleichsam einzugießen verstand und so in ihr nicht nur seine höchste Verherrlichung suchte und fand, sondern auch durch Jahrhunderte von Sittenverderbniß hindurch in ihr seine ursprüngliche Reinheit und Herrlichkeit rettete und der späteren Welt aufbewahrte, während also die christliche Kunst nicht blos Gefäß, sondern auch Schöpferin einer sicheren idealen Welt war, konnte sich der Islam über den Gedanken nicht erheben, die bildende Kunst sei ein bloßes verwegenes Nachahmen der Natur. Er besaß nicht die Freiheit des Bewußtseins, welche die Offenbarung des Göttlichen, der, so zu sagen, intime Umgang mit Gott dem Christen gewährte, der in der Kunst die Verklärung des Lebens, nur „eine Form der göttlichen Offenbarung im Irdischen" erkannte.

Daher kommt es, daß der Islam nur die Architektur, die Kunst des Bedürfnisses, um mich so auszu=

drücken, gekannt hat, aber auch in ihr würde man sich umsonst nach individuellen Gestaltungen umsehen, überall erblickt man Formen von allgemeiner Bedeutung, die an das gegebene Vorhandene nur überall anknüpfen. So findet man in der Architektur des Islam selbstständig ausgebildet eigentlich nur das Detail, die Ornamentik. Aber trotz der erstaunenswerthen Weise und des fast mathematischen Genies, trotz eines höchst geregelten Schönheitssinnes vermag man sich des Gedankens nicht zu erwehren, daß man, nur erst beim Anfange, auch schon am Ende des Kreises wirklicher Erfindung steht.

Zuerst ist man bei Betrachtung arabischer Architektur verwirrt, berauscht von der Fülle phantastischer Ausschmückung, aber es ist Taschenspielerei, die sich wirbelnd hier vor unsern Augen und flimmernd bewegt, es sind lediglich geometrisch formelle Anschauungen, auf denen alle diese Zierde beruht, ohne lebendigen Inhalt, und führt auf die Combination gerader und krummer Linien, Dreiecke, Vierecke und Kreise zurück.

Aus jener Zeit der arabischen Herrschaft finden sich in Palermo noch mehrere Ueberreste vor. Es sind die beiden arabischen Schlösser, die Cuba — im Verfalle begriffen — in welcher sich eine unvermeidliche Reiterkaserne etablirt hat, und die Zisa, letztere noch wohlerhalten und bewohnt, sowie ein kleiner Garten-

pavillon, ziemlich versteckt in der Nähe der Cuba gelegen, welcher wahrscheinlich zu jenen prächtigen Gartenanlagen gehört hat, mit welchen diese beiden Schlösser umgeben waren.

Dem Marius Aretius zufolge waren diese Gärten öffentlich mit springenden Wassern und kühlenden Quellen reich versehen, in strotzender Fülle herrlicher Fruchtbäume, welche ihren tiefen Schatten über die Wasser breiteten, Kühle und Ruhe athmend, ein glückseliger Aufenthalt, „ganz geeignet, selbst die schwersten Sorgen aus dem Gemüthe zu verscheuchen."

Palermo muß nach den darüber vorhandenen Beschreibungen überhaupt zur Zeit der Araberherrschaft einen märchenhaft schönen Eindruck gemacht haben — weniger die Stadt, welche mit Thürmen und Mauern, umkränzt mit einem Zinnendach, enger zusammengedrängt war, als jetzt, und noch nicht im Glanze jener zahlreichen Kuppeln und Thürme leuchtete, wie heute — aber vor Allem die Campagne mit ihren Schlössern nnd Villen.

Aus der Zeit der Saracenenherrschaft rühren auch jene zahlreichen Wasserleitungen her, die auf dem Princip des Hochdrucks beruhen und der Gegend mit ihren thurmartigen Wasserpfeilern einen eigenthümlichen Reiz gewähren.

In Aufruhr und Zwiespalt vernichteten die Araber ihre eigene Kraft und Macht, und so war für den

byzantinischen Kaiser Michael, den Paphlagonier, endlich in dem Streite der beiden Brüder Apolofar und Apochaps, zweier Emire, Gelegenheit zur Einmischung gegeben, nachdem bereits vorher, sowohl im zehnten als zu Anfang des elften Jahrhunderts, die griechischen Kaiser mehrfache Versuche der Wiedereroberung Siciliens gemacht hatten.

Georg Maniaces, ein Mann von eminentem persönlichem Muth, einer in Erstaunen versetzenden Resolutheit und Kriegstüchtigkeit, wurde mit einer wohlausgerüsteten Flotte und mit zahlreicher Mannschaft dahin gesandt. Allein kaum hatte derselbe den Boden der Insel betreten, als sich die Araber einigten und gemeinschaftliche Sache gegen den „fremden Eroberer“ machten.

Maniaces, allein nicht stark genug, sah sich daher genöthigt, die damals in Italien befindlichen normannischen Schaaren für sich zu gewinnen und mit ihnen gemeinsam an der Ostküste Siciliens zu operiren. Doch zwischen den schmutzigen, hinterlistigen Griechen und den edleren Normannen konnte ein dauerndes Bundesverhältniß nicht bestehen; diese, durch die Perfidie der Griechen schändlich um die Hälfte ihrer Siegerantheile betrogen, trennten sich, um später, und zwar nach der durch die Intriguen des Unterfeldherrn Stephanus bewirkten Zurückberufung des Maniaces, die Unterwerfung der Insel auf eigene Faust zu beginnen.

Bereits im Jahre 1064 hatten die Normannen einen Angriff auf Palermo versucht. Doch leisteten auch die normännischen Ritter mit ihren Fähnlein in offenem Felde durch ihre persönliche Tapferkeit Unglaubliches, so waren sie doch noch in der Belagerungskunst unerfahren, auch ohne alle Mittel. Bei Umfänglichkeit und Stärke der saracenischen Außenwerke, und da die Stadt selbst durch eine feste Mauer außerordentlich wohl geschützt war, mußte der Angriff abgeschlagen werden.

Der griechische Hof, durch jene Carikatur von Gelehrsamkeit sich bezeichnend, mit welcher Grausamkeit, Hochmuth und elende Schwäche so eng Hand in Hand gehen, dachte nicht daran, konnte auch nicht daran denken, in Sicilien thätig einzugreifen, blieb vielmehr ein ruhiger Zuschauer des Kampfes zwischen Arabern und Normannen.

Im Jahre 1071 schritt der Normanne Roger, im Besitze der Ostküste Siciliens, zur anderweiten Belagerung Palermo's vor, welche die Araber vier lange Jahre aushielten; ja es gewinnt den Anschein, als ob die in der Belagerungs- und Vertheidigungskunst erfahrenen Belagerten ihre Feinde in keckem Uebermuthe verspottet hätten, denn man erzählt, den Normannen zum Hohn wären die Thore nach der Hafenseite zu gar nicht einmal geschlossen und so den Belagerern der Blick bis tief in die Stadt hinein eröffnet gewesen.

Dieser Uebermuth rief auf der andern Seite ein keckes Reiterstück hervor, das ein Bild von normannischem Rittersinne giebt.

Ein einzelner Reiter kam, nachdem er gelandet, in gestrecktem Galopp an das offene Thor und hieb den daselbst wachestehenden Ungläubigen zusammen. Als hierauf der Ritter bereits das Thor passirt hatte, stürzte eine Schaar bewaffneter Mohammedaner aus dem nächsten Wachthause hervor und schloß das Thor, sich ihres Fanges gewiß wähnend. Aber lachend galoppirte der in Eisen gekleidete Humorist durch die ihm unbekannten Straßen der feindlichen Stadt, Alles, was ihm hindernd in den Weg treten wollte, niederhauend, bis er zu einem andern der offen gehaltenen Thore wieder in's Freie gelangte; seitdem mochten die Mohammedaner wohl die Thore geschlossen haben.

Aller Wahrscheinlichkeit nach würde es auch den von Belagerungsmitteln entblößten Normannen, welche so manches Mal in offener Feldschlacht eins gegen vier, ja zuweilen gegen sechs gekämpft hatten, nicht gelungen sein, die Stadt mit ihrem weiten Festungsrayon zu nehmen, wenn nicht unter den Soldaten der Belagerten, unter welchen sich viele Christen befanden, eine Conspiration, durch den Haß gegen die Ungläubigen eingegeben, entstanden wäre, welche das Oeffnen der Thore des Schlosses der Emire zur Folge hatte.

Weit entfernt, wild gegen die Besiegten zu verfah-

ren, versprachen vielmehr die siegreichen Normannen, welche von blinder Glaubenswuth niemals ergriffen waren, den Mohammedanern unter gewissen Bedingungen und Beschränkungen freie Uebung ihres Glaubens und hielten dieses Versprechen auch.

Von Roger und seinem Nachfolger sagt man sprüchwörtlich, er habe sich zwei Arme geschaffen, zwei starke Arme, um seine Herrschaft fest zu begründen, den Adel und die Geistlichkeit. Die Macht der Barone ist freilich zum großen Theil geschwunden, die der Geistlichkeit besteht noch; beide Mächte haben aber in der Folge bewiesen, daß sie eben so starke Gegner der Regierung sein können, als sie früher Hebel derselben gewesen sein mochten. Schon die große Begünstigung der Geistlichkeit zeigt, daß die gegen die in Ruhe verharrenden Mohammedaner von den ersten Normannenherzogen ausgeübte Milde keineswegs aus religiösem Indifferentismus, sondern aus staatlicher Klugheit entsprang, denn hätte man die Araber vernichten wollen, so wäre damit ein gut Theil alles gewerblichen und Handelsverkehres geknickt worden, und die Normannen bedurften der Unterstützung dieser Elemente ganz besonders.

Palermo erlitt nun in mannichfacher Beziehung eine Umgestaltung. Es war nicht mehr als billig, daß der Herzog Roger, welcher vom Papste den schmeichelhaften Titel „Christianorum adjutor" erhalten hatte, die Kathedrale der gottgleichen Jungfrau, welche in

eine Moschee verwandelt gewesen war, ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zurückgab.

An deren Stelle wurde später im Jahre 1185 unter Wilhelm II. der Dom erbaut, welcher noch heute durch seine seltsam blühende Architektur, in welcher sich Morgen- und Abendland umarmen, überrascht. Auch noch andere Bauten entstanden in jener rührigen Zeit, in der nach normannischen Gedanken arabische Werkmeister arbeiteten, und manche Kirche, manches Kloster, mancher Palast verdankt ihr seine Entstehung, so das Monasterium della Martorana, ebenso S. Giovanni degli Eremiti, della Maggione. Sieghaft breitete sich neben den Ueberresten mohammedanischer Sitte christliches Leben aus und vermehrte und erhöhte die Buntfarbigkeit des Lebens dieser Stadt.

„Diese Mischung muselmännischer Sitten," sagt ein französischer Schriftsteller, „mit der Rohheit der Völker des Nordens, der Turniere und Zweikämpfe mit der asiatischen Ueppigkeit und Weichlichkeit — die letzten Römer an der Seite der fränkischen Ritter und der fanatischen und stolzen Söhne Mohammed's, die Turbane neben den Helmen, die Eremiten und Bischöfe gegenüber den Santons und Imans, die Unwissenheit des Abendlandes, der Zerfall des Morgenlandes, der vorübergehende Schimmer arabischer Wissenschaft und Kunst — dies sind Züge eines in seiner Art einzigen Gemäldes, welches in dieser Zeit vor Allem und beson-

ders die Geschichte Siciliens darbietet. Wohl wahrscheinlich, daß ihre Annalen die Quellen der so reichen und anziehenden Dichtungen Ariosto's und Tasso's waren."

Nach der kurzen Regierung Simon's gelangte Roger's dritter Sohn — Roger — auf den Herrschersitz. Obwohl noch ein Kind, als er das Scepter ergriff, zeigte er doch schon männlichen Geist. Streng zwar war seine Herrschaft, allein nicht willkürlich, denn vor allem besaß er scharfen Verstand; selbst bei den schwierigsten Aufgaben, wie bei den langwierigen Kämpfen in Italien mit des Kaisers und des Papstes Gewalt vertraute er auf seine Kraft, gern hörte er Anderer Rath, er that Nichts mit Vorurtheil, Nichts unberathen und unüberlegt, ungeheure Entwürfe mäßigte er durch seine Weisheit, — ein Bild eines vortrefflichen Herrschers. Unter ihm begannen die Lehranstalten zu blühen, die skeptische Philosophie der Araber von normannischer Lebensauffassung gleichsam neu durchdrungen, Schärfe und Feinheit der Gedanken belebt von ursprünglicher Kraft und gesundem Egoismus charakterisirte jene normännische Staatskunst, welche auch noch später so großen Einfluß auf die Geschicke Italiens ausübte. Unter Roger II. erfreute sich Sicilien zum ersten Male einer länger andauernden Zeit der Ruhe und einer großen Sicherheit im Innern, — eine immerhin sehr wohlthuende Erscheinung in einer Epoche der

größten Verwirrung und Verwilderung in anderen Ländern.

Nach dem glücklich ausgefochtenen Kampfe in Italien, welcher vor Allem gegen das Uebergewicht des Papstes Honorius gerichtet war, kehrte Roger im Jahre 1130 nach Palermo zurück, berief eine Reichsversammlung und ließ sich durch den Gegenpapst Anaklet als König von Sicilien krönen. Nach den Erzählungen der Chronisten wurde diese Krönung mit ungemeiner Pracht gefeiert; noch ist eine musivische Darstellung dieses Aktes in einer Seitenkapelle der Kirche della Martorana erhalten. Wir erblicken des König Roger's Bildniß, wie Christus selber ihm die Krone aufsetzt; für das vor diesem Bilde knieende Volk ist der König Roger fast nicht minder ein Gegenstand der Verehrung, als der krönende Christus selbst. Die Creirung eines sicilischen Königreiches geht noch heute vor der Erinnerung des Sicilianers wie ein schönes blinkendes Märchen vorüber, und der tief gewurzelte, wohl auch historisch berechtigte Drang nach Unabhängigkeit, nach einer Selbstregierung der Insel läßt dieses alte Mosaikbild gleichsam wie ein immerwährendes Erinnerungs- und Mahnzeichen an die endlichen Ziele erscheinen, welchen der Herr selbst, wie im Bilde, so in der Wirklichkeit seinen Segen verleihen wird.

Unter Roger verschönerte sich Palermo immer mehr, von ihm rühren die ausgedehnten herrlichen

Bauten des königlichen Palastes mit der darin befindlichen Kirche des heiligen Petrus oder der Kapelle Palatina, wie sie wohl jetzt noch häufiger von den Reisenden genannt wird, her.

Bei diesen Bauten, bei welchen zur Verzierung der Innenwände die musivische Malerei in ausgedehnter Weise angewendet wurde, entstand jene Zunft der Mosaikarbeiter, welche sich — wenn auch nicht in der früheren Blüthe — bis auf die heutige Zeit erhalten hat und noch jetzt außerordentlich beachtenswerthe und schöne Arbeiten liefert. Es bedürfte nur eines geringen Anstoßes, um diesen Zweig der Kunstindustrie in Palermo auf die höchste Stufe zu bringen.

Unter der Regierung der beiden Wilhelme, welche die Geschichte mit den Beinamen des Bösen und des Guten bezeichnet, hatte Sicilien manche Unruhen im Innern, manche Kämpfe nach Außen zu bestehen, denn weder Friedrich Barbarossa, noch Manuel Comnenus wollten Sicilien als selbstständiges Königreich gelten lassen, sondern betrachteten Beide es als eine Provinz, welche ihre Oberherrlichkeit anzuerkennen habe. Kraftvoll und energisch aber und nicht ohne schlaue Benutzung der gegebenen Verhältnisse wußten die Normannen das Errungene festzuhalten und zu sichern.

Palermo war während der Regierung Wilhelm's I. der Schauplatz einer Verschwörung gegen den König, bei welcher auch der Erzbischof betheiligt war, und

deren Verlauf in seinen Einzelnheiten ein charakteristisches Bild von der Wildheit und Leidenschaftlichkeit damaliger Sitten gewährt.

Aber gerade die tiefste Verwahrlosung der Sitten erzeugt oft in ernsteren Gemüthern eine um so größere Reinheit derselben, ein um so höheres Streben nach Vervollkommnung, ein um so heftigeres Ringen nach Heiligung. Daher finden wir in den trostlosesten Zeiten menschlicher Schwäche und Erschlaffung gerade Charaktere staunenswerthester Festigkeit, in Zeiten der Verderbtheit die strahlendsten Bilder reinster Frömmigkeit, während die allgemeiner verbreitete Bildung des Menschengeschlechts solch helle Erscheinungen nicht hervorbringt, dafür aber auch dem Auge nicht diese Gräuel des Lasters enthüllt.

So taucht auch aus dem Pfühle der Sittenverderbniß des normannischen Adels ein „lieblich Bild, von Himmelsglorie umgeben," das der heiligen Rosalie auf, gleichsam ein Wahrzeichen, daß der göttliche Geist noch nicht völlig dem Menschengeschlechte damaliger Zeit entwichen war.

Rosalie war die Tochter Sinibaldo's, des Herzogs zu Quisquine und Rose. Schon als Kind neigte sie sich zu einem beschaulichen und frommen Leben hin, ihrer weichen Seele prägten sich die himmlischen Gestalten tief ein. Nur um so contrastirender wirkte daher das Leben ihrer Eltern und Verwandten an dem von

Lastern aller Art heimgesuchten normannischen Hofe auf ihre Seele.

Zur Jungfrau herangereift, wurde sie wegen ihrer Schönheit der Gegenstand der Begierde ihrer sittenlosen männlichen Umgebung. Inständig flehte sie um Erlösung aus diesen Banden und entschloß sich endlich zur Flucht. Man forschte ihr nach, denn ihre Flucht erregte Trauer am Hofe, weil sie „die Zierde der Frauen." Man glaubte schon ihren Aufenthalt entdeckt zu haben, da floh sie weiter in die Bergeinsamkeit des Monte Pellegrino, wo sie in einer Höhle, von Kräutern und den geringen Früchten, die sie fand, lebend, ein frommes, beschauliches Leben führte, bis sie der Tod erlöste. Ihre Todesstätte blieb unbekannt, bis sie im Jahre 1626 — freilich auf etwas prekäre Weise — entdeckt wurde. In diesem Jahre wüthete nämlich die Pest in Palermo, bis Rosalie einem Priester im Traume erschien und ihm verkündigte, daß die Seuche aufhören würde, wenn man ihre Ueberreste vom Pellegrino nach Palermo geschafft haben würde. In der Höhle wurden denn auch von dem jubelnden Volke ihre Gebeine gefunden, im Triumphe nach Palermo gebracht und im Dom, welcher später nach ihr seinen Namen erhielt, beigesetzt; die Pest aber verschwand von der Zeit, ob in Folge der Beisetzung, wage ich nicht zu entscheiden.

Unter der Regierung der Wilhelme wuchs die Stadt

an Umfang und Schönheit. Mancherlei herrliche Bauten wurden unter ihrer Regierung unternommen und zu Ende geführt. Der normannische Graf Sylvester erbaute die Kirche S. Cataldo mit ihren Kuppeln und Spitzbogen im Jahre 1161, im Jahre 1185 begann der herrliche Bau der Kathedrale, welche später der so eben erwähnten Lokal- und Schutzheiligen Palermo's geweiht wurde. Endlich aber entstand zu Monreale eines der bemerkenswerthesten Baudenkmäler des Mittelalters, die Kathedrale Santa Maria Nuova, noch heut der Gegenstand der Bewunderng des Beschauers, die ehrwürdige Grabstätte ihres Erbauers, Wilhelm's II., sowie des ersten Wilhelm, des Bösen, wie des Guten, welche heut friedlich in ihren steinernen Sarkophagen neben einander liegen.

Obschon Sicilien und insbesondere Palermo sich am Ende der Regierung Wilhelm's des Guten der Ruhe und des Wohlstandes erfreute, war doch, wie bereits angedeutet, der Sittenverfall des normännischen Adels ein tiefer. Es wurden Verbrechen verübt, die, wie der Chronist Hugo Falcandus von Palermo, ein sicilianischer Patriot, sagt, „in ihrer Fürchterlichkeit allen Glauben übersteigen, deren Erzählung der Wahrheit zuwider erscheinen müßte, wenn man sich in Sicilien überhaupt noch über Gräuel verwundern dürfte, welche mehr dazu angethan seien, als Phantasiegebilde tragischer Dichtungen beweint und beklagt, als auf den

Tafeln der historischen Wirklichkeit aufgezeichnet zu werden."

Ebenso fürchterlich freilich sollte das Strafgericht über den normännischen Adel hereinbrechen.

Wilhelm II. starb kinderlos, und das Reich wäre sonach nach gewöhnlichem Erbrechte an Constanze, die Tochter Roger's II. übergegangen. Allein diese war mit dem deutschen König Heinrich VI. vermählt, und man fürchtete die Fremdherrschaft. Deshalb wurde Tankred von Lecce, ein natürlicher Enkel Roger's II., unter dem sehr künstlichen Nachweis seiner Legitimität als König auf den Thron berufen, zu Palermo gekrönt.

Tankred starb bald, und nun gelangte sein Sohn Wilhelm, noch ein Knabe, zur Regierung.

Im Jahre 1194 machte sich aber Heinrich VI., welcher bereits früher seine legitimeren Ansprüche an den sicilischen Thron erhoben hatte, nach Apulien auf. Mit Hilfe der Genuesen, welche er durch diplomatische Ränke gewonnen hatte, landete er in Sicilien schon am 20. November desselben Jahres, nach einem unüberwindlichen Vordringen zog er in der Hauptstadt Palermo ein, der deutsche Adler auf goldenem Felde wehte von der Kathedrale und dem königlichen Palaste der Stadt.

Das Auftreten der deutschen Herrschaft wurde durch Heinrich, welcher bei den italienischen Schriftstellern den Namen des „Wilden" führt, mit dem Stempel

einer alle Begriffe überschreitenden Grausamkeit bezeichnet. Dem „Cyclopen," wie ihn die Sicilianer nennen, war kein Mittel, seine Rachsucht zu kühlen, verwerflich. Dem unmündigen Sohne Tankred's, einem lieblichen Knaben, dessen Schönheit von gleichzeitigen Schriftstellern gepriesen wird, ließ er die Augen ausstechen und ihn entmannen; obschon man den Anhängern der Tankred'schen Partei, welche sich in Calata Bellota, einer für uneinnehmbar geltenden Veste, eingeschlossen hatte, anfangs ehrenvolle Capitulation angeboten hatte, wurden sie doch, unter dem Vorwande, eine Verschwörung beabsichtigt zu haben, gespießt, gebraten, geschunden, lebendig unter die Erde vergraben; die Leiche Tankred's wurde ausgescharrt und ihr die mitgegebene Krone entrissen.

Es mag sein und kann mit vollem Rechte zugegeben werden, daß dieser Heinrich Großes erstrebt und an dessen Ausführung nur durch frühen Tod verhindert worden ist, es ist gewiß, daß er den deutschen Namen gefürchtet gemacht hat; aber es kann wohl kaum als Sentimentalität ausgelegt werden, wenn man für eine so exorbitant gewaltsame Natur nicht die Bewunderung, am wenigsten die Liebe empfindet, welche heutzutage Historiker, die um jeden Preis „vaterländisch" zu schreiben gewohnt sind, so gerne in unsere Herzen träufeln möchten.

Man hat gesagt, daß man eine giftige Wunde, um

sie zu heilen, tief ausschneiden müsse; aber es gehört zu solch heilendem Schnitte immerhin eine liebevolle Hand und keine wilde Eisenfaust. Soviel steht fest, daß der deutsche Heinrich in den Gemüthern selbst der edelsten Italiener Abscheu und Haß erregt und jenen Grund zu der Abneigung gegen den deutschen Namen gelegt, weit mehr, als daß er irgend einen Uebelstand in Italien geheilt hat.

Hugo Falcandus kann den Jammer, welchen deutsche Wildheit und Zügellosigkeit über Sicilien gebracht hat, nicht stark genug schildern, und wenn man von der Nothwendigkeit spricht, wie ein frisches Reis auf das verderbte normannische Ritterthum habe gepfropft werden müssen, so erinnere man sich daran, daß unsere deutschen Herren und Ritter kürzerer Zeit noch, wie die Normannen, bedurften, um in dem sicilischen Wohlleben gänzlich zu verderben, und zurückgekehrt förmlich verpestend auf die deutschen Sitten gewirkt haben.

Inmitten des dunklen Hintergrundes, auf welchem sich schattenhaft die blutigen Gestalten des jungen Wilhelm und seiner Anhänger bewegen, erblicken wir aber ein eigenthümlich poetisch anziehendes Bild. Bei der Einnahme von Palermo fand man im Königspalaste eine liebliche fremde Frauenerscheinung, halb Kind noch, halb Jungfrau, — Irene, die byzantinische Kaisertochter, vom Dichter als „die Pfingstrose ohne Dorn,

die reine Turteltaube sonder Galle" besungen. Ueber sie, die Verlobte des jungen Wilhelm, die nun des Bräutigams beraubt war, sollte aller nur erdenkliche Schmerz hereinbrechen, denn zur selben Zeit fast wurde ihr Vater Isaak Angelos vom Kaiserthrone gestoßen und geblendet. Auf das Herz Philipp's, des jüngeren und milderen Bruders Heinrich's VI., aber machte die anmuthige Griechin und die hilflose Lage, in der sich die Jungfrau befand, einen tiefen Eindruck; schon zu Pfingsten des Jahres 1197 feierte er seine Vermählung mit ihr. Gern, von Liebe für ihren Gemahl erfüllt, ging das holde Weib in das ferne fremde Land, aber auch dort wartete ihrer ein herbes Schicksal. Im Jahre 1208 des geliebten Gatten durch die Mörderhand Otto von Wittelsbach's beraubt, starb sie bald darauf vor Gram — die Verlassene, welche in einem kurzen jungen Leben den Sturz zweier Throne und die Vernichtung eines Königsgeschlechtes erlebt hatte. — Im Kloster Lorch wurde ihre schöne Hülle zur ewigen Ruhe bestattet, und den Wanderer, der vom grünen Thale aus nach dem stillen Orte hinansteigt, ergreift an ihrem Sarge wohl ein wehmüthiges Gedenken an die Vergänglichkeit allen Glanzes und an die dunklen Führungen des über den Menschen waltenden Geschickes.

Bei seinem Weggange von Sicilien hatte Heinrich den Bischof von Hildesheim als Statthalter zurückgelassen, einen Mann, der kein Verständniß für fremde

Nationalität zu haben schien und Nichts dazu beitrug, die Unbilden seines Herrn vergessen zu machen. Nach dem Tode Heinrich's trug Friedrich I. (unser II.) unter der Regentschaft seiner Mutter Constanze die Krone Siciliens. In Palermo fand die Krönung des Knaben statt, und hier erhielt derselbe auch seine erste Bildung und Erziehung. Ein baldiger Tod raffte Constanze dahin, welche noch auf ihrem Sterbebette nicht ohne tiefe politische Klugheit die Vormundschaft über ihren Sohn dem Papste übertragen hatte.

Friedrich II., dessen Erziehung ganz im Sinne damaliger Zeit und der in Sicilien eigenthümlichen Verhältnisse geleitet wurde, war bei den Palermitanern beliebt, sie sahen sich gleichsam als Beschützer des hilflosen Knaben an. Wie damals in Italien die Wissenschaften vielfach von Abkömmlingen der Araber gepflegt wurden, so waren zum Theil auch des jungen Friedrich Lehrer und Erzieher Mohammedaner. Alles, was die Eleganz des Geistes auszubilden vermochte, wurde getrieben, medisirt, philosophirt, skeptisirt und gedichtet. Friedrich's Vorstellungen von der Kirche wurden, ungeachtet seine Erziehung dem Erzbischof von Palermo als oberstem Leiter anvertraut war, durch die kosmopolitische Richtung seiner Umgebung mit den herrschenden Grundsätzen des Papstthums in unvereinbaren Gegensatz gebracht.

Sohn einer italienischen Mutter aus normännischem

Blut und eines gewaltsamen, großen Vaters, eines Deutschen, dessen Sinn in's Unermeßliche ging, gebildet in der Schule des Skepticismus und casuistischer Ränkeschmiede, von Natur hochbegabt, voll Phantasie, von feinem Geiste, festem Willen, von schönem Körper, mit großer Prachtliebe und einer „die Grenzen des Gewöhnlichen überschreitenden Sinnlichkeit in Bezug auf das weibliche Geschlecht" ausgestattet — das sind die Grundzüge, aus denen sich das Bild dieser höchst interessanten Gestalt zusammenstellen läßt, die in keinem Falle eine specifisch deutsche genannt werden kann.

Wie hoch man diesen Kaiser stellen, wie sehr man ihn anfeinden mag, Sicilien und insbesondere Palermo hatte sich über ihn nicht zu beklagen. Er liebte diese Stadt gleichsam wie seine Heimath, und von ihm rührt auch der ihr bis heut gebliebene Beiname der „Glücklichen" her.

Friedrich verhalf den Städten zur Vertretung im Parlament neben dem Adel und dem Clerus, bestimmte auch sonst deren Rechte auf das Genaueste und legte so, zunächst auf den normännischen Institutionen fußend, den Grund zu der Verfassung, welche in ihrem Gerippe bis in's neunzehnte Jahrhundert gedauert und bestanden hat. Mag auch das ganz im Sinne der modernen Zeit ausgebildete Steuersystem Friedrich's, seine Einführung von Monopolen drückend gewesen sein, so war doch der Druck durch die Rege-

lung und Ordnung der Erhebung der Steuern minder fühlbar, und jedenfalls hat ihn dieser Umstand bei den Palermitanern nicht unpopulär zu machen vermocht. Er that viel zur Verschönerung Palermo's, und die von ihm entwickelte Pracht, das rege Leben an seinem Hofe mochte den Einwohnern reiche Erwerbsquellen eröffnen.

Ein Chronist Palermo's kann nicht farbig genug die Herrlichkeit seiner Erscheinung und des ihn umgebenden Lebens schildern. An seinem Hofe wurde der Minnesang gepflegt, er selbst, wie sein Kanzler Peter von Vinna waren Minnesänger, und dem Letzteren schrieb man das erste italienische Sonett zu; phantasiereiche ausgezeichnete Frauen wetteiferten im Sang und Spiel, um sich hatte er eine in Purpur und Gold strotzende mohammedanische Garde, und was sonst der Orient Wundererregendes und Kostbares erzeugte, das fehlte seiner Umgebung nicht. Am Hoflager wechselten Gesandtschaften der verschiedensten Nationen in ihren eigenthümlichen Trachten; seltsame Thiere, welche Europa früher nicht gesehen, hielt er in seinen Prachtgärten, und wenn man, fährt der Chronist fort, den Luxus Asiens und das Gold des Orients im Ueberflusse habe schauen wollen, so habe man nur in seinen Palast, in seine Landhäuser gehen dürfen.

Im Dome zu Palermo ruhen seine sterblichen Ueberreste; fast so unverwüstlich, wie sein Körper im

Leben es war, schien er es auch noch nach dem Tode zu sein, denn ein Palermitaner, welcher die im Jahre 1781 erfolgte Oeffnung seines Sarkophags als Augenzeuge schildert, versichert, man habe seine Leiche noch wohlerhalten und fast kenntlich gefunden, angethan mit dem vollen Kaiserornate und dem Waffenschmuck. Seine Grabschrift lautet:

Si probitas, sensus, virtutum gratia, census
Nobilitate orti, possent resistere morti
Non foret exstinctus Fridericus, qui jacet intus.

Zu deutsch:

Wenn grader Sinn, Gefühl, Anmuth der Tugend,
Reichthum, unedel nicht erworben,
Dem Tode widerstünden, wäre nimmer
Frid'ricus, der hierinnen ruht, gestorben.

Rasch ging das Drama der Hohenstaufen seinem Ende entgegen, Palermo sah sich nach dem Jahre 1268 im unbestrittenen Besitze des despotischen Karl von Anjou. Die Bevölkerung wurde durch die Einwanderung provençalischer Ritter, Landleute und hauptsächlich Handwerker noch gemischter, als sie schon gewesen, schnell aber die französische Herrschaft den Palermitanern verhaßt. Der kecke Leichtsinn provençalischen Uebermuths gegen die Frauen und die Brutalität der Männer mag wohl das Meiste zu diesem Hasse beigetragen haben. Schien es doch fast auch, als ob kein gerecht waltender Gott die Geschicke der Völker leite, als ob dieses arme, beunruhigte Land dazu ausersehen wäre, aus einer Unruhe, einem

Kampfe in den anderen, aus den Fesseln roher Strenge in die noch drückenderen kalter Grausamkeit zu fallen.

So war die Geduld des sicilischen Volkes lange schon auf die äußerste Probe gestellt, und es konnte nicht verwundern, wenn sich der verhaltene Grimm endlich in wildem Ausbruche Luft verschaffte.

Am 31. März 1282, am dritten Osterfeiertage, gerade in der herrlichsten Frühlingszeit des Südens, gingen die Palermitaner einem alten religiösen Gebrauche zufolge nach der kleinen, außerhalb der Stadt gelegenen Kirche zum heiligen Geist. Um dahin zu gelangen, muß man über einen freien Platz vor der Porta Montalto, links vom Wege nach Monreale, gehen. Es ist ein herrlicher, entzückender Platz! Wenn Du des Abends drüber hinwegschreitest, siehst Du hinter Dir die Stadtmauer mit ihren malerischen Anbauten, Thürmen und Thürmchen, Du schaust links in die Gärten, über deren Mauern die Palme und die Orange ragt, rechts aber die belebte Straße nach Monreale und das prunkvolle Neue Thor in ziemlicher Ferne, daß der Straßenstaub so leicht nicht herüberdringt. Unter einem Paar hoher Pinien, an denen Bänke von röthlichem Tuffstein stehen, mache Rast! Um Dich ist lustiges Abendleben, wie es der Süden gewährt. Des letzten wonnigen Abendgoldes freut sich die Mutter mit ihrem Kinde, das an der vollen üppigen Brust fast übersatt liegt, die heitere

Jugend und kräftige Männergestalten ergehen sich in lustigem Bocciaspiele, Kinder tummeln sich auf schnellfüßigen Eseln im Grase herum. Ueber die Stadtmauer ragt unter anderen Kirchlein mit ihrer malerischen Kuppelbaute die kleine Kirche San Giovanni degli Eremiti hervor und vollendet auf dem Hintergrunde der in dunklem Violett erglühenden Berge, welche an jener Seite die goldne Aue Palermo's begrenzen, mit ihrem rothergläunzenden Tuffstein und den weißen Kuppeln das zwar fremdartig südlich, aber mit seinem Farbenzauber Deine Seele erfüllende Bild köstlichster Abendruhe.

An einem solchen Abende hatte sich auf diesem freien Platze vor der Stadtmauer palermitanische Jugend eingefunden, um sich im Angesichte so schöner Umgebung und zur Feier des dritten Ostertages zu unterhalten mit heiterem Spiel und scherzendem Gespräch.

In tollem Uebermuthe mischten sich auch provençalische Soldaten unter die harmlose Menge, welche theils auf dem Platze versammelt war, theils nach der kleinen heiligen Geistkirche wandelte. Kurz vorher hatte der Commandant von Palermo, Jean de St. Remy, Befehl gegeben, darauf ein wachsames Auge zu haben, daß kein Sicilianer heimliche Waffen bei sich führe. Diesen Befehl, welcher wahrscheinlich in der Besorgniß vor einer entstehenden Verschwörung

gegeben war, deuteten die leichtsinnigen Kriegsleute nach ihrer Weise und durchsuchten frech auch die Kleider der Frauen, ob sie etwa heimliche Waffen trügen.

Die Entrüstung, bisher nur mühsam verhalten, wächst, als eine durch Schönheit ausgezeichnete palermitanische Jungfrau aus adligem Hause, im Festtagsschmucke mit ihrem Bräutigam sich nahend, von dem Franzosen Drouet auf schamlose Weise unter dem Gelächter seiner Kameraden durchsucht wird.

Die Schmach des schönen und edlen Mädchens erweckt selbst in den Gemüthern der Rohesten Empörung, es kommt zum Handgemenge, Drouet wird zuerst durch Steinwürfe zu Boden gestreckt. Aber Waffen — Waffen fehlen, mit Blitzesschnelle werden sie aus der Stadt geholt.

Da beginnt inzwischen friedlich die kleine Glocke von S. Giovanni degli Eremiti die Vesper zu läuten, und ist es doch, als ob der helle Glockenton in der klaren Abendluft den Sturm in den erhitzten Gemüthern erst hervorriefe, denn nun erst ertönt der allgemeine Ruf: „Tod den Franzosen!" Aus der friedlichen Vesperglocke wird eine schrillende Sturmglocke, welche unablässig die heißen Herzen der Palermitaner zu neuer Rache anfeuert.

Alle Franzosen, die sich auf dem Heimwege von S. Spirito befinden, werden niedergemacht. Nach der Stadt fluthet die wilde Schaar zurück, Alles schwingt

die Waffen, Alles wird zur Waffe, denn Rache und Wuth, welche sich selbst unbewußt in's Ungeheure wächst, ergreift jedes nur irgend taugliche Mittel als Mordwerkzeug. Die Nacht bricht herein, an ein Sammeln der Franzosen, welche Nichts ahnend, den Vergnügungen des Festes nachgehend, sich überall hin in Schenken und sonst in der Stadt zerstreut hatten, ist nicht zu denken, überall werden sie niedergemacht, jedes Haus wird durchsucht, selbst die, welche Schutz suchend sich an die Altäre geflüchtet, werden nicht geschont, und wo es zweifelhaft ist, ob der Verdächtige wirklich ein Franzose, da wird ihm entgegen gerufen, gleichsam als Loosungswort mit einem gewissen grausamen Humor: Ceci e Ciceri (Wicken und Erbsen) und wenn die französische Zunge, nicht vermögend die vielen Zischlaute auszusprechen, Sesi e Siseri wiederholte, der arme Sprachunkundige niedergestoßen.

Es war eine wilde, lange, blutige Nacht, von ungewissem Fackelschein, der sich schnell und an hundert Ecken und Enden der Stadt hin und her bewegte und die Gräuel menschlicher Leidenschaften enthüllend beleuchtet. Schwerterklirren hier und dort, und neben dem Wuthgebrüll der Würgerbanden der unaufhörliche Glockenschlag und das Wehgeschrei der Opfer, aus den Tiefen der Häuser, von den Höhen der Dächer und Thürme. Eine lange, wilde und blutige Nacht — bei weitem über zweitausend Franzosen

wurden erschlagen (Fazellus spricht sogar von fünftausend), und als der Morgen erschien, war die Stadt mit Blut und Leichen erfüllt — ein Bild des Grauens.

Der Commandant St. Remy floh aus dem Schlosse, als Bauer verkleidet, im Gesicht verwundet und blutend wurde er verfolgt und in der Bagaria erhascht und ermordet.

Die Palermitanischen Insurgenten bewegten sich jetzt nach allen Richtungen auf der Insel hin, überall zum Niedermetzeln der Franzosen anfeuernd. Ueberall dieselben Scenen des Mordes — die ganze Insel dampfte vom Blute der Franzosen.

Aber schon nach kurzer Zeit war die Trunkenheit von Zorn und Rache gewichen, und mit stummem Entsetzen überschauten jetzt erst die Palermitaner die Tragweite ihres Verbrechens. Bange Furcht und schreckenvolle Erwartung herrschte jetzt.

Fast sechs Jahrhunderte sind seit jener Schreckenszeit vergangen; zersprungen und verstaubt hängt die Glocke in dem Kuppelthurm von S. Giovanni; dessen Gipfel ragt heute noch so ruhig in goldigrother Farbe in den blauen Abendhimmel hinauf, in violettnem Duft erzittern auch heute noch die Farbentinten der dahinter liegenden Gebirge, wie damals ertönt heiteres Lachen und scherzendes Spiel auf dem Platze vor der Porta Montalto unter den dunkelschattigen Pinien, ein Bild südlicher Pracht und stolzer Ruhe spiegelt sich im

Auge des Beschauers, aber nur geringen Anlasses bedarf es, so verwandelt sich dies Bild edler Ruhe in den Schauplatz wilder Gährung menschlicher Leidenschaften.

Die Züge, welche damals dem entfesselten Rachegefühl den Stempel des Grauenhaften aufdrückten, sind auch heute noch die maßgebenden bei jedem Aufstande. Es ist heißes Blut, das in den Adern des Palermitaners kocht. Gutmüthig, so lange er nicht gedrückt und gereizt wird, kann er durch Grausamkeit und Brutalität zum wilden Thiere werden. Aber ebenso schnell kehrt bei seinem beweglichen Verstande nach den ersten Affekten die Besinnung zurück; dann fehlt ihm leicht die Ausdauer und die moralische Kraft, dasjenige, was er, wenn auch auf unrechte Weise, begonnen, nun dennoch mit ruhigerem Blute durchzuführen, namentlich aber mangeln ihm die edlen Führer, welche von vornherein die Volksleidenschaften zu bändigen verstünden.

Darum wird dieses Volk nach jeder Revolution sich nur um so langsamer erheben, je tiefer der Paroxysmus der wild und maßlos gewordenen Gesellschaft gewesen ist, wie der Kranke nach heftigem Fieberanfall nur schwer die frühere Kraft erlangt. Ach — und leider hat diesem armen Volke fast durch alle Zeiten seines Bestehens hindurch der rechte Arzt gefehlt!

Daß der Sicilianer aber auch selbst in der Leiden=

schaft nicht gänzlich einem gewissen Gerechtigkeitsgefühle sich verschlossen hatte, davon giebt in dem Blutbade der sicilianischen Vesper der Umstand Zeugniß, daß der menschenfreundliche Gouverneur von Calatasimi, Wilhelm de Procelets, der sich des Uebermuths und der Bedrückungen der übrigen französischen Befehlshaber nicht theilhaftig gemacht hatte, gänzlich verschont und mit Mitteln versehen in seine Heimath entsendet wurde.

Allmählich trüber wurde es um den Finsterblick von Anjou; zwar erzitterten die Sicilianer vor seinem dröhnenden Eisenschritt, den man bald racheeilig auf der Insel vernahm, dergestalt, daß sie an den mit Karl von Anjou verbündeten Papst Gesandte abschickten, um ihn wegen des Geschehenen um Verzeihung und Vermittelung anzusprechen; zwar war von dieser Seite her Rettung für die Sicilianer nicht zu erhoffen, denn auf die demüthige Anrede der sicilianischen Gesandten: „Der Du die Sünden der Welt lösest, erbarme Dich unser!" hatte der Papst in beißender Weise parodirend Nichts geantwortet als: „Gegrüßt seist Du, König der Juden, sprachen sie und gaben ihm Backenstreiche," darauf hinweisend, daß er sich nach den gemachten Erfahrungen von den Sicilianern nichts Gutes versähe — allein schon zog der schlaue Peter von Arragonien mit großer Heeresmacht heran, denn man hatte sich schon längst daran gewöhnt, Sicilien wie eine gute

Prise anzusehen, und überdies hatte Johann von Procida am arragonischen Hofe lang genug agitirt, um eine Intervention zu Gunsten des Aufstandes gegen die bestehende Anjou'sche Herrschaft zu veranlassen.

Peter von Arragonien, welcher von Manfred, einem natürlichen Bruder des Hohenstaufischen Konrad, seine Anrechte auf den sicilischen Thron geltend machte, entsetzte zunächst Messina, dann eilte er nach Palermo und ließ sich unter dem Jubel der Bevölkerung, welche auf eine bessere Gestaltung der Zukunft hoffte, krönen.

Nach mancherlei Mißgeschick starb, auch von häuslichem Grame gebeugt, der finstere Karl zu Foggio, aber auch Peter konnte sich nicht lange des ruhigen Besitzes erfreuen. Bei seinem Tode überließ er sein neubegründetes Reich seinem zweiten Sohne Jacob. Als derselbe aber auf den Thron von Arragonien berufen ward, zeigte er sich nicht abgeneigt, Sicilien wieder mit Neapel unter Anjou'scher Herrschaft zu vereinigen, allein zu tief gewurzelt war der Haß gegen die Bedrükkung der Franzosen, und es gelang den Sicilianern, den jüngsten der arragonischen Prinzen, Friedrich, zur Annahme der Krone von Sicilien zu bewegen.

Ganz in Gemäßheit der arragonischen Verschlagenheit und Hinterlist, war Jacob, während er im Jahre 1294 seine Ansprüche an Sicilien an König Karl II. von Neapel abtrat, heimlich damit einverstanden, daß sein Bruder zu Palermo sich krönen ließ, und während

er mit dem Papste, Neapel und Frankreich gegen den eigenen Bruder ein Bündniß schloß, wußte er andererseits durch seine Lässigkeit fast alle Vortheile dieser Coalition wieder illusorisch zu machen.

So kam denn auch im Jahre 1302 bei Calata Bellota ein Friede zu Stande, welcher Friedrich als König von Trinacrien — dieser Name wurde aus diplomatischer Spitzfindigkeit hervorgesucht — anerkannte.

Jetzt begann für Sicilien wieder eine wilde Zeit der Gährungen im Innern des Landes. Peter II. war nicht der Mann, der mit kräftiger Hand der maßlosen Willkür der Barone und ihren Parteikämpfen, welche das Land verheerten, hätte Einhalt thun können. Dazu kamen die fortwährenden Beunruhigungen und Angriffe von Seiten Neapels. Unter dem unmündigen Ludwig und dem einfältigen Friedrich verfiel das königliche Ansehen vollends so, daß Guy von Vintimaglia bei einem heftigen Zwiegespräche dem Könige einen Dolchstich versetzen konnte, ohne daß dieser gewagt hätte, den frechen Vasallen zur Strafe zu ziehen.

Völlige Unabhängigkeit erlangten die Barone unter Marie von Arragonien und König Martin, aber in demselben Grade wuchs auch die Zahl der gegenseitigen Fehden. Gänzlicher Verfall des Rechtszustandes, maßloser Egoismus und die tollste Losgebundenheit der Sitten — das sind die Grundcharakterzüge der näch-

sten über Palermo hereinbrechenden Zeit. Bei dieser immerwährenden Kriegslast, bei der Beutesucht der Streitenden, bei der Wildheit des Kampfes, bei dessen entsittlichenden Wirkungen hätte das reichste und blühendste Land zerrüttet werden müssen, und so brach auch Siciliens schönste Blüthe, sein Wohlstand sank dahin. Zur Zeit Mariens von Arragonien zählte die Insel überhaupt nicht mehr als 600,000 Seelen, eine Anzahl, welche kaum hinreicht, um den sechsten Theil des Bodens der Insel zu bebauen, und ungefähr der achte Theil der Bevölkerung zur blühendsten Zeit der Römerherrschaft, der vierte aber von der heutigen noch ziemlich spärlichen Bevölkerung.

Nach Martin's Tode, welcher in Sardinien erfolgte, übernahm seine Gemahlin Blanca die Verwesung des Reiches. In welcher Weise — so zu sagen naiv-frech — damals der königlichen Würde begegnet wurde, davon giebt eine zum mindesten ungewöhnliche Episode aus der Geschichte dieser „Reichsverweserin" ein Beispiel.

In der Umgebung Blanca's befand sich ein alter Günstling ihres verstorbenen Gemahls, der bereits früher schon ausgedehnten Einfluß besessen hatte, Namens Caprera. Er war alt, hager, eine von den komischen spanischen Erscheinungen, wie sie das Hagestolzenleben namentlich dort erzeugt. Die Königin aber war noch

jung und von ausgezeichnet schöner und üppiger Gestalt. Caprera, oder wie der Sicilianer zu sagen pflegt, Crapera, ehrgeizig und lüstern zugleich, machte der jungen Schönen einen Heirathsantrag, den sie jedoch mit nicht gerade schmeichelhaften Worten zurückwies. Caprera gerieth außer sich, vor seiner Rache mußte Blanca aus Syrakus, wo er sie förmlich zu belagern begonnen hatte, nach Palermo fliehen und wollte dort die inzwischen von König Ferdinand von Castilien erwählten Minister erwarten. Caprera überfiel Palermo bei Nacht. Im königlichen Schlosse entstand die höchste Verwirrung, alle Räume wurden von dem Gekreische der dürftig in Nachtgewänder gekleideten flüchtenden Frauen erfüllt. Die Königin selbst rettete sich im bloßen Hemde mit genauer Noth und lief durch die dunkle Stadt nach dem Hafen, sprang in das am Ufer seichte Wasser und erweckte, bis an die Brust durch dasselbe watend, mit ihrem Hilferuf den Capitain eines spanischen Schiffes, der sie wohl aufnahm und in's Trockene brachte. Inzwischen war Caprera in die Gemächer des königlichen Palastes eingedrungen, in der sicheren Hoffnung, die Königin zu finden. Wüthend, daß seine lüsterne Erwartung getäuscht, warf er sich in das noch warme Bett der schönen Frau und rief: „Wenn ich das Rebhuhn auch nicht habe, habe ich doch sein Nest.“

Caprera's Uebermuth wurde durch die inzwischen geordneten Verhältnisse des arragonischen Thrones gebrochen und er selbst nach Spanien gebracht.

Durch die neue Zuthat des spanischen und speciell arragonischen Elementes hatte die damalige Bevölkerung Palermo's eine andere noch buntfarbiger gemischte Gestalt angenommen. Die arabische Bildung, so unfruchtbar an und für sich, machte doch noch einen gewissen Grad von Einfluß geltend, die von Friedrich I. (dem Deutschen II.) gestiftete Akademie bestand noch, und auf ihr herrschte das arabische Element vor, welches in keinem Falle veredelnd auf die innere Entwikkelung wirken konnte, weder in Politik und Wissenschaft, noch weniger in der Religion, obwohl auch da sein Einfluß nicht unbedeutend war. Der Geschichtschreiber Antonius Panormita — ein Palermitaner — kann so recht als Typus der höheren sicilianischen Bildung damaliger Zeit angesehen werden. Geistreich und beweglich, aber zugleich außerordentlich eitel und formell, stand er auf der Höhe der Zeit. Ein Liebling des Königs Alphons war er Dichter, Redner, Kenner des Rechts, war er in vielfachem Verkehre mit den Großen und Gelehrten in aller Herren Länder. Aber all sein Treiben hatte einen mehr äußerlichen Anstrich, und die Logik maurischer Weisheit sagte ihm besonders zu.

An der Umgestaltung in Kunst und Wissenschaft,

wie sie im fünfzehnten Jahrhundert in Italien begann und vor sich ging, nahm Sicilien wenig selbstthätigen Antheil. Nur in der Architektur machte sich der Einfluß der neueren Kunst Italiens geltend, da bereits schon um das Jahr 1400 der Spitzbogen zum Theil verlassen und der Rundbogen eingeführt wird und so nach und nach der Charakter der arabisch-normännischen Bauart, welchem Palermo seine herrlichsten Werke der Architektur verdankt, auf die Bahn der bald allgemein giltigen Renaissance hinübergeleitet wird, wenn auch noch lange Zeit hindurch der Spitzbogen vereinzelt in Anwendung gebracht und dabei mit dem Style der Renaissance in auffallender, aber keineswegs widerlicher Weise verbunden ward. Bauwerke hervorragender Art aus dieser Zeit sind die Kirche Maria degli Angeli, an welcher zuerst der veränderte Baustyl wahrzunehmen ist, S. Nicolo di Albergaria, das große Hospital und aus einer etwas späteren Zeit die Kirche Santa Maria dello Spesimo, in welcher früher Raphael's berühmte Kreuztragung, jetzt ein Schmuck des Museums zu Madrid, den Beschauer entzückte.

War sonach die Theilnahme an der sich als Renaissance entwickelnden Architektur in Palermo sehr wohl zu spüren, so hat dagegen diese Stadt, ebenso wenig wie Sicilien überhaupt, an der Entwickelung der Malerei im fünfzehnten Jahrhundert keinen bemerkenswerthen Antheil genommen. Mögen hieran die

der Kunstausübung durch den Einzelnen nicht günstigen, stets aufgeregten politischen Verhältnisse zum Theil die Schuld getragen haben, so mochte anderntheils der Einfluß arabischer Anschauung, welche der Bildnerei nicht günstig war, ja dieselbe in ihrem Unverständniß geradezu verwarf, nicht ohne entscheidende Wirkung sein, und endlich scheint es fast, als ob in einer Gegend von solcher Fülle der Schönheit, in welcher täglich und stündlich der Zauber neuer Reize die Sinne gefangen und trunken macht, nicht die Wiege des Malers stehen könne. Dagegen ist Palermo, wie früher, noch jetzt in der Kunst der Mosaiken eine Pflanzstätte geblieben, nicht nur durch die Geschicklichkeit der Arbeiter, sondern auch durch den Reichthum des Materials, denn man zählt in Sicilien gegen vierhundert verschiedene Sorten des Marmors.

Eine neue Mischung der Gesellschaft erlebte Palermo und dessen Umgebung durch den Sturz des byzantinischen Reichs, indem nicht nur eine Anzahl griechischer Gelehrter, sondern auch eine Menge anderer flüchtiger Griechenfamilien in Sicilien Zuflucht suchten und fanden. Noch bis auf den heutigen Tag haben sich mit dem ihnen eigenen Cultus, ihren Sitten, ihrem Costüm diese sogenannten griechischen Colonieen erhalten, von denen eine der bedeutendsten und volkreichsten die in dem rührigen Piano dei Greci, sowie die zu Mezzojuoso ist.

Unter der spanisch-castilischen Regierung sank Sicilien mehr und mehr, und wenn auch Palermo durch ein gewisses Gepränge spanischer Repräsentationssucht, welche sich bis auf die heutige Zeit in Aufzügen, Festlichkeiten, kirchlichen Processionen darthut, einen pikanten Reiz mehr erhalten hat, so vermochte dies doch nicht seine innere Kraft und Bedeutung zu heben. Sicilien wurde eine Provinz der spanischen Monarchie und gleichsam „als ein Schwamm angesehen, den man ausdrückte," damit Spanien zu seinen vielen Kriegen Geld, Schiffe und Soldaten erhalte.

Die einfachsten Lebensbedürfnisse der Armen waren hoch besteuert, die Abgaben des kleinen Grundbesitzes kaum zu erschwingen. Die kleinen Häuser in der Stadt wurden häufig von den Besitzern verlassen, weil sie die Steuern nicht mehr aufzubringen vermöchten, und verfielen gleich Ruinen. Diese Erscheinung wiederholt sich auch heute schmachvoller Weise nur allzuoft, und — kaum zu glauben — an manchen Stellen gleichen die Vorstädte Palermo's, die äußersten Enden der Stadt mehr einem durch ein Bombardement zerstörten Orte, als der volkreichen Hauptstadt eines reichen Landes. Es sind die traurigen Zustände der Staatswirthsschaft, welche solche Verwüstung angerichtet haben.

Die fremdländische Verwaltung der spanischen Statthalter wurde ohne alle Liebe geführt. Dieselben

betrachteten sich als unabhängige Fürsten, die Zeit ihrer Statthalterschaft sahen sie als eine Goldgrube an, die soviel nur irgend möglich ausgebeutet werden mußte, um neben den Staatsrevenüen auch noch ein ansehnliches Prkvatvermögen herauszuschlagen. Der bessere Theil des Adels wurde nach Madrid gelockt, um dort in Genußsucht systematisch ruinirt zu werden, dem gemeinen Pöbel wurde durch allerlei erbärmliche Mittel geschmeichelt, um seine Gunst gebuhlt. Neben diesen Uebelständen der Regierung hatte sich das Lehnswesen in carikirter Uebertreibung ausgebildet, sich der Einfluß der Geistlichkeit im Uebermaße geltend gemacht, welcher um so weniger wohlthätig wirken konnte, als der weltlichen Regierung in Sicilien unter dem Titel „kirchlicher Monarchie" gewisse päpstliche, in einzelnen formellen Aeußerlichkeiten noch heute bestehende päpstliche Rechte zustanden.

War es da ein Wunder, wenn sich die sittlichen Zustände des Volkes verschlimmerten, wenn das Ehrgefühl und das Gefühl der Selbstständigkeit, die ersten Faktoren eines wahrhaft conservativen Volkslebens, nicht aufkommen konnten?

Ist das Lehnswesen im Mittelalter in vieler Beziehung als ein Träger moralischer Gesittung und Entwickelung anzusehen, so hat dies blos für diejenigen Länder Geltung, in denen Lehnsherr und Lehnsleute Eines Stammes, Einer Heimath entwachsen,

durch historische Bande nicht bloß rechtlich, sondern auch faktisch in Liebe und Anhänglichkeit verbunden, auf einander angewiesen waren, kurz da, wo Lehnsherr und Leute das Leben theilten, und sich in dieser Gemeinsamkeit des Lebens manche schroffe Härte des Rechtes löste.

Aber in Sicilien war es ein wilder, grausamer, spanisch-habsüchtiger und gemischter Lehnsadel, der als Eroberer das Land in Besitz genommen, sich durch Fremde ergänzt hatte, welcher durch keine sittlichen Beziehungen mit dem Volke verknüpft war, dessen Naturell kaum verstand, geschweige zu behandeln wußte, und welcher lange Zeit brauchte, um sich gänzlich zu naturalisiren. Ausländische Sitten kamen so mit dem fremden Adel in's Land, und noch heute erinnert jede Aeußerung des Volkslebens in Palermo, bei welcher die Aristokratie ihre Pracht zur Schau trägt, mehr an Spanien, als an Italien. Neben diesem zum Theil fremden Adel hatte nun bisher ein steter Wechsel der Regierung stattgefunden — Umstände, welche keineswegs geeignet waren, Gefühle von Recht, Treue und Gehorsam in dem Palermitaner, dem nächsten Augenzeugen dieser permanent sich wiederholenden gewaltigen Erschütterungen zu erwecken.

An der Größe Spaniens nahm natürlicherweise die Provinz keinen Theil, wohl aber an seinem Verfalle, und fast in eben dem Grade, als die spanischen Herrscher des siebenzehnten Jahrhunderts depravirt waren,

sind es auch die Hofleute derselben gewesen, welche unter dem Titel Vicekönige von Sicilien in Palermo residirten. Wie es zu Hause stand, so war es auch in der Provinz — eine schlechte Regierung, von dem eigenen Volke gehaßt und verabscheut. Alle Hilfsmittel des Landes lagen darnieder, die durch drückende Steuern aufgebrachten Gelder gingen durch die klebrigen Hände der Günstlinge zu Erhaltung eines halb pfäffisch-strengen, halb lasciven Hofes in's Ausland. Die Pflege der Gerechtigkeit war schwach und bestechlich, und dieser Uebelstand sowohl als die immer mehr um sich greifende Armuth füllte das Land mit Schaaren von Räubern und Banditen an.

Von Palermo selbst ist in dieser Zeit spanischer Herrschaft nicht viel Bemerkenswerthes zu erwähnen.

Fast so blutig, wie die sicilianische Vesper gewesen, war der Aufstand im Jahre 1511. Die spanischen Soldaten, welche bei einem zu befürchtenden Angriffe der Türken auf Palermo daselbst concentrirt worden, waren schlecht verpflegt und litten Hunger. Die armen Schlucker mochten sich da wohl ungebehrdig benommen haben, wenigstens erzählt man von empörender Art, wie sie Speisen den Händen von Frauen entrissen hätten. Der Sicilianer erträgt aber Nichts weniger als Beleidigung seiner Frauen, Nichts reizt ihn mehr zu Ausbrüchen der Wuth; so entstand denn auch hier am 14. September aus der geringfügigen Ursache ein

furchtbare Metzelei, bei welcher an tausend Spanier zum Opfer fielen.

Schon fünf Jahre darauf verzehrten neue Gährungen die besten Kräfte der Stadt. Moncade, welcher zu dieser Zeit an Königs Statt die Insel beherrschte, wurde vom Volke und einem Theil der Barone gehaßt, in wildem Aufstande aus Palermo verjagt. Schlimme Jahre der Unordnung begannen, es wurde geraubt, geplündert, selbst die Kirchen blieben nicht verschont. Endlich wurde dieser Aufstand gegen die spanische Herrschaft unterdrückt und eine große Anzahl reicher und mächtiger Barone hingerichtet, ihre Paläste in der Stadt niedergerissen, während ihre Köpfe noch lange als grinsende Schädel an die Laternenpfähle beim königlichen Palaste angenagelt zu erblicken waren.

Damals verschwand ein großer Theil der alten Bauwerke, welche zum Theil abgetragen, und deren Material zu Neubauten verwendet wurde, zum Theil durch Vernachläßigung in Verfall geriethen, und man kann behaupten, daß der Charakter der Stadt, wie er sich heut darstellt, aus der Zeit der Mitte des sechszehnten und Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts im großen Ganzen herzuleiten und zu construiren ist.

Jesuitische Pracht in sich spiegelndem Marmor, Vergoldung und Schmuck die Wände, die Pfeiler, selbst die Fußboden der Kirchen füllend. Imponiren — das ist das Losungswort dieser Architektur und dieser Zeit,

den Beschauer mit Staunen und Verwunderung erfüllen das Bestreben der Kirche.

In gesättigter Grandezza erhoben sich diese Paläste aus dem siebenzehnten Jahrhundert oft großartig, doch ohne wahrhaft innerlich erfreuliche Wirkung. Die Absicht, die Aeußerlichkeit des Bestrebens ist überall herauszusehen, und dieses Bestreben führt, wo es nicht durch Mäßigung und Verstand im Zaume gehalten wird, zu jenen Abenteuerlichkeiten des achtzehnten Jahrhunderts, welche Goethe als „Pellagonischen Unsinn" vielleicht in etwas zu eingehender Weise classisch gemacht hat.

Dem etwas grellen Sinne des Palermitaners entspricht noch heute besonders der borromineske Styl; er imponirt dem Gebildeten selbst am meisten. Im Grunde genommen ist dies auch erklärlich. Noch heute ist dem Italiener jene geschraubte Zierlichkeit in seinem literarischen Style eigen, und classische Einfachheit und Großheit der Empfindung, des reinen Gefühls soll durch Kühnheit der Empfindung, Uebertriebenheit der Phantasie und Ueberschwenglichkeit der Composition ersetzt werden, seine Vorliebe für die Allegorie, das echte Kind jener Zeit, bildet noch jetzt neben großer Verehrung vor dem Genie und vor dessen ungewöhnlichem Sichgeltendmachen einen Grundzug in der Kunstanschauung des Italieners.

Beides konnte man der Richtung jener Zeit nicht

absprechen; in dem Bestreben, etwas Besonderes zu leisten durch Neuheit der Zusammenstellung, durch kecke Wendungen angefangener Motive zu imponiren und zu überraschen, wurde das Wesen der echten, wahren Kunst verkannt, aber — so urtheilt Milizia in seinem Werke „über die antiken und modernen Architekten" über Borromini, den Begründer der Richtung selbst „auch in seinen größten Ausschweifungen offenbart sich etwas undefinirbar Großes, Harmonisches und Ueberraschendes, das sogleich sein sublimes Talent erkennen läßt."

Was sonst an künstlerischem Leben in Palermo sich regte, war theils durch Neapel, theils durch Spanien bestimmt. Wie an der Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts, an dem Wiederaufschwung der bildenden Kunst Palermo sich nicht betheiligt hatte, so nahm es auch an der Kunstentwickelung des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts mit Ausnahme der Architektur verhältnißmäßig wenig Antheil, und Monrealese ist im Verlauf von mehreren Jahrhunderten der hervorragendste Künstler geblieben, welchen der genügsame Palermitaner längst mit dem volltönenden Beiworte „des Göttlichen" bezeichnet hat. Von der Hand der zu Cremona geborenen Sofonisba Gentilesca Anguisciola sieht man in Palermo mehrere ausgezeichnete Portraits. Diese vorzügliche Künstlerin — von welcher Antoni van Dyk, der sie in seiner Jugend in

Genua bereits als eine erblindete Greisin kennen gelernt, geäußert hatte, er habe von der erblindeten Frau mehr gelernt, als von irgend einem lebenden Manne — lebte längere Zeit gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Palermo und übte in der der bildenden Kunst nicht günstigen Stadt einen bedeutenden Einfluß aus. Möglich, daß die Anwesenheit dieser seltenen Frau das junge Gemüth der Palermitanerin Teresa del Po nach der Kunst hin wendete. Diese Schülerin des sanften und edlen Dominichino hat ein interessantes, die großen und schreienden Contraste der damaligen Kunstwelt gleichsam abspiegelndes Leben gelebt, dessen ausführliche Schilderung der beschränkte Raum dieser Blätter verbietet.

Es liegt auf der Hand, daß von der Zeit an, wo Palermo im Wesentlichen blos die Hauptstadt einer Provinz des spanischen und später des neapolitanischen Reiches war, und trotz des Schattens von einem Königreich Sicilien mit besonderer Verfassung und dergleichen, besonders bemerkenswerthe Ereignisse nicht zu verzeichnen sind.

So bildet der Besuch des großen Karl's V. nach dem obenerwähnten langandauernden Aufstande, welcher durch Frankreich heimlich geschürt und unterhalten wurde, einen der Glanzpunkte der Geschichte Palermo's im sechszehnten Jahrhunderte.

Nach dem Feldzuge gegen Tunis war Karl in Trapani gelandet und zu Land in kostbarstem Reiseaufzug nach Monreale geritten, wo er sich mit den gelehrten Herrn von San Martino der Ruhe beinahe acht Tage lang hingab, wahrscheinlich auch durch die paradiesische Lage dieses herrlichen Bischofssitzes angezogen und gefesselt. Dann hielt er sich dreißig Tage in Palermo auf, wo er mancherlei öffentliche Arbeiten, manche Verschönerung der Stadt anordnete.

Neben sich wiederholenden Einfällen der Muselmänner, inneren Unruhen und Zwistigkeiten der mächtigen Barone, Schlechtigkeit und Bestechlichkeit der Verwaltung und dem entsprechend Mißmuth gegen das Regime, das sind, wie bereits erwähnt, die Hauptmerkmale der folgenden Zeit.

Die Verfassung Siciliens war eine feudale, ein Parlament von Baronen, Geistlichen und Vertretern der sogenannten königlichen Städte stand dem Vicekönig in den Finanzfragen des Landes zur Seite. Das Volk nahm von selbst verständlich weder direkt noch indirekt an der Regierung Theil, das Inquisitionswesen wurde auch hier in Schwung gebracht. Diese Zustände waren ganz für das intriguante Einmischen Frankreichs geschaffen; dasselbe hatte denn auch bei jedem Aufstande seine Hand mit im Spiele, ja es scheute sich nicht, Unruhen und Verschwörungen zu

erregen, welche um so demoralisirender auf das Volksleben wirken mußten, als sie auf kein bestimmtes klares Ziel gerichtet wurden.

„So frischte," um mit Arndt's Worten zu sprechen, „dies unglückliche Volk durch solche Aufruhre und solche Aufstände nur die alten Erinnerungen wieder auf und die Meinung, daß es mit keinem Zustande zufrieden, keiner Regierung treu, daß es von Natur ein wildes meuterisches Volk sei, das immer in die Zügel beiße, aber sie nie zerbrechen könne, das nur durch die Zucht der Geißel und des Skorpions in Ordnung zu halten sei."

Nach kurzer Besetzung Siciliens durch Victor Amadäus von Savoyen und seit dem Jahre 1720 durch kaiserliche Truppen nahm Don Carlos aus dem Hause Bourbon die Insel, deren Einwohner ihn sehnlichst zu Hilfe gerufen hatten, fast ohne Schwertstreich und hielt am 30. Juni 1735 seinen feierlichen Einzug in Palermo. Inzwischen hatte freilich die Stadt durch ein im Jahre 1726 stattgefundenes Erdbeben stark gelitten, und ganze Straßen lagen verödet und Ein Trümmerhaufen.

Unter Karl III. begann nun für Sicilien eine Reihe glücklicher Jahre.

Es war jene eigenthümlich interessante Zeit eingetreten, in welcher das helle Licht neuer Ideen unvermittelt auf das unorganisch erstarrt gewordene dunkle

Gebilde mittelalterlicher Staatsformen fiel, eine Zeit „getheilt zwischen Nacht und Licht,“ in der man tausend hellschimmernde Sonnen zu sehen meinte und sich dennoch träumerisch tappend von der Macht der Ereignisse fortreißen ließ. Es war eine Zeit, zu vergleichen damit, wenn das plötzlich aufgehende Gestirn den umnachteten Blick verwirrt und blöde und in seiner Plötzlichkeit den Schritt des Wanderers unsicherer macht, als er zur Zeit der Dunkelheit gewesen, denn an das Dunkle hatte sich das Auge gewöhnt und wußte in ihr die Gegenstände deutlicher zu erkennen, als es nun, von dem Lichte geblendet, vermochte.

Sicilien war zwar nach Lage seiner Verfassung von der unmittelbaren Berührung mit den humanistischen Bestrebungen, welche sich unter der Regierung Karl's III. und im Anfange derjenigen Ferdinand IV. kundgaben, ausgeschlossen. Dennoch machte sich der Einfluß des Ministers Tanucci auch hier geltend. Seine Verwaltung war wohlwollend und insbesondere für Palermo nicht ungünstig, wo sich allmählich der Handel in bedeutenderer Weise belebte, er verminderte die Anzahl der Klöster in Sicilien um ein Beträchtliches. Palermo erholte sich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sichtlich, Neubauten entstanden, die Industrie hob sich wieder, das Vertrauen auf die Regierung fing an sich wieder zu befestigen, dadurch hob sich der Credit und der Werth

des Grundbesitzes. In jener Zeit entstand — ein echtes Denkmal des Humanismus damaliger Zeit — das herrliche Armenhaus in Palermo mit ganz vortrefflichen Einrichtungen, das noch jetzt Arme in bedeutender Anzahl nicht blos aufnimmt, sondern auch auf nützliche Weise beschäftigt und in seinem Organismus in der That einen höchst wohlthuenden Eindruck macht, von jener Zeit aber, die ihre Bestrebungen auf so praktische und großartige Weise in's Leben setzte, keinen niedrigen Begriff giebt.

Als der Hof von Neapel mit der durch den Tod Marie Antoinettens von Frankreich „zur Furie gewordenen" Königin Marie Karoline und dem schwachen Ferdinand an der Spitze nach Palermo übergesiedelt, daselbst unter englischem Schutze stand, begann für Palermo eine Zeit neuer Bewegungen und Unruhen. Diese Zeit wird noch heute von gewissen Schriftstellern mit dem Mantel der Romantik umgeben, mit einem Anfluge von legitimistischer Rührung geschildert, — — ein exilirter Hof, im Unglück standhaft ausdauernd, erregt das Interesse, setzt spitzenbesetzte Battisttücher in Bewegung — und doch verdient gerade dieser Hof die Theilnahme am allerwenigsten.

Wähnend, mit den Mitteln Siciliens Neapel wieder zu erobern, das man, wie Gervinus schlagend sagt, mit den Kräften des vereinten Königreichs nicht zu halten vermocht hatte, drückte man das sich nur

mühsam erholende Land mit furchtbaren Steuern, so daß sich endlich die Barone unter Leitung des Abbate Balsamo erhoben und auf die hergebrachten Rechte der friedericianischen Verfassung fußend einen neuen Finanzplan vorlegten. England nahm sich der Sache der Barone an. So wurde unter den Ministern Belmonte, Castelnuovo und Aci die Verfassung von 1812 unter Mitwirkung des Lord Bentinck, welcher mit den ausgedehntesten Vollmachten von England versehen war, die Zustände der Insel zu ordnen, in's Leben gerufen.

Es mag sein, daß, wie von einem unserer anerkanntesten Historiker bemerkt wird, Bentinck sich als ein „stolzer, dem Monarchischen feindlicher Aristokrat" benahm; es mag sein, daß er gegen die Königin Marie Karoline eine diktatorisch strenge Sprache führte, aber — verdiente dieser Hof eine andere Sprache? Es mag zugestanden werden, daß er höchst willkürlich in die Regierung des Landes eingriff, daß die von ihm vorgeschlagene Verfassung von 1812 für das demoralisirte, theils lange Zeit in stumpfsinniger Abhängigkeit, theils in wilder Aufregung dahin lebende Volk nicht passen mochte; aber trotz alledem ist die englische Verwaltung vom Jahre 1810—13 ein Lichtpunkt in der dunklen Geschichte Siciliens, trotzdem sind noch heut alle edler gebildeten Sicilianer, namentlich der Adel und die Geistlichkeit, von dieser Zeit englischer Verwaltung ein=

genommen, trotz alledem war Bentinck „der Abgott der Herzen.“

Er war gewiß scharfsinnig genug, um einzusehen, daß papierene Verfassungen ein krankes Volks- und Staatsleben allein nicht zu heilen vermögen, daß die langsame Arbeit der Civilisation, die Heranbildung lebendigen Rechtsgefühles, die Resignation auf alle willkürlichen Ideale, Achtung vor der Obrigkeit diesem Volke dringend nothwendig sei, wenn es jemals zu einer geringen Stufe politischer Reife gelangen wollte, aber sollte er darum von der Schöpfung einer Verfassung ganz absehen und das Land der despotischen Willkür eines moralisch heruntergekommenen Hofes überlassen? Es steht soviel fest, daß Lord Bentinck ein volles warmes Herz für die sicilianischen Zustände hatte, und daß gerade dieser Umstand ihm die Sympathieen des Volkes gewann. Ob die Durchführung seines Planes, die Insel Sicilien für England zu gewinnen, zum Segen und Vortheil für diese ausgeschlagen sein würde, bezweifelt man wohl nicht ganz mit Unrecht, ist übrigens eine müßige Frage, deren Beantwortung füglich der Phantasie jedes Einzelnen überlassen werden mag.

Mit der nach Wiedereinsetzung der Bourbons auf den Thron von Neapel erfolgten Aufhebung der Verfassung verschwand die letzte Hoffnung Siciliens auf

geordnete Zustände, auf eine endliche conservative Heranbildung des Volkes.

Die Steuern, welche Sicilien zu zahlen hatte, wurden auf eine erdrückende Höhe festgestellt. So versank nach kurzer Erhebung der Wohlstand wieder, zu den Gütern fanden sich keine Pächter, der Adel verarmte vollends. In wie weit England bei der Gestaltung der Verhältnisse auf dem Wiener Congresse an dem gänzlichen Fallenlassen Siciliens selbstständig Schuld trug, ist unmöglich zu entscheiden. Es ist vielmehr der Grund hierzu in der Verwickelung der diplomatischen Verhältnisse überhaupt zu suchen, welche nur ein Metternich völlig zu beherrschen vermochte.

In Neapel konnte man das Andenken an die französische Herrschaft nicht gänzlich auslöschen, der Zuwachs in der Kenntniß der Staatsverwaltung, die lebendige Aufregung aller geistigen Kräfte des Landes, die beförderte Industrie, die Verbesserung der Landwirthschaft, die Sicherheit der Straßen und Regelung des Verkehrs, die aufgeführten Bauten, die neuen Einrichtungen in Lehr- und Wehrwesen, endlich die verbesserte Rechtsform — das waren Dinge, welche lebendig fortwirkten. Das französische Gerichtsverfahren wurde nun auch auf Sicilien eingeführt, konnte aber natürlich in einer so willkürlichen Staatsordnung den Werth nicht haben, welcher ihm sonst unter anderen Verhältnissen eigen sein mag. Was konnte das öffentliche

Verfahren in einem Lande nützen, das der Verbrechen bei dem demoralisirten Zustande der Bevölkerung genug erzeugte, aber dem Staatsanwalte nicht einmal die Macht ertheilte, ohne Antrag der Verletzten Untersuchung anzustellen. Wenn schon, wie es dem mexicanischen Consul während meines Aufenthaltes in Palermo begegnete, von frechen Dieben die ganze Wohnung ausgeräumt werden und man dem einflußreichen Manne von Seiten des Governo rathen durfte, eine Verfolgung des Verbrechens durch die Staatsanwaltschaft nicht zu beantragen, da man bei der ausgedehnten Familie der Diebe Unannehmlichkeiten zu befürchten habe, was haben dann erst arme und einflußlose Leute für Schutz zu erwarten, und wie soll ein lebendiges Bewußtsein von Recht und Gesetzlichkeit unter Menschen erwachen, wenn ein Mordversuch aus keinem anderen Grunde ungestraft hingehen darf, als weil die Familie des Mörders jede criminelle Verfolgung desselben an dem Denuncianten rächen würde, eine Thatsache, wie sie der energische Schweizerconsul vor gar nicht allzu langer Zeit erlebt hat.

Die Revolution von 1820 traf Sicilien und insbesondere Palermo in einem großen Zwiespalt. Während die nationale Partei mit der Losung „Unabhängigkeit von Neapel" die Verfassung von 1812 erstrebte, vereinigte sich die Masse des Volks mit den neapolitanischen Demokraten zur Herstellung einer

Cortesverfassung. Colletta gelang es, den Aufstand durch Militärgewalt zu bezwingen. Durch die österreichische Intervention, welche die Revolution in Neapel niederwarf, wurde auch Sicilien besetzt und blieb es bis zum Jahre 1826.

Im Anfange der Regierung Ferdinand's II. hatte Sicilien seine eigene getrennte Verwaltung, das, wonach es sich stets mit Recht gesehnt hat, und fast schien es, als sollte eine günstigere Epoche mit dem Antritt dieses Königs für die Insel beginnen; allein die Gesinnung der Regierung änderte sich nur zu bald, und als im Jahre 1837 in Palermo die Cholera ausbrach und gegen 30,000 Menschen hinraffte, der Pöbel aber, in der Meinung, die Regierung habe ein Mittel erdacht, um die Sicilianer zu vernichten, beispiellose Gräuel gegen die Neapolitaner verübte, Beamte an's Kreuz schlug, lebendig begrub, Kinder schlachtete, da wurde Sicilien wieder eine Provinz Neapels, und über das verblendete, irregeführte Volk eine Zeit finsteren Drucks heraufgeführt.

Die Revolution vom Jahre 1848 hielt sich von dem Gedanken der Einheit Italiens, wie sie jetzt angestrebt wird, fern, sie war anfänglich nur eine Erhebung gegen Neapel und für das Wiederaufleben der Bentinck'schen Verfassung. Bald zersplitterten sich aber Meinungen und Kräfte schon an der Frage, wen man zum König erwählen wolle. Daß damals der jetzt

auf dem französischen Throne sitzende Napoleonide unter den Mitbewerbern für das sicilische Königthum aufgeführt und in einer anonymen Proclamation anempfohlen wurde, ist eine Thatsache voll historischen Humors. Als man endlich auf den Herzog von Genua verfallen war, hatte sich aber inzwischen die neapolitanische Regierung wieder gerafft und in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Revolution unterdrückt. Daß ihr die Unterdrückung der Revolution durch die tüchtigen Schweizerregimenter sehr erleichtert wurde, daß ohne dieselben der Erfolg wenigstens ein zweifelhafter gewesen sein würde, muß trotz der Tiraden Filangieri's, der kein Freund der Schweizer zu sein scheint, zugestanden werden.

Die Ereignisse der letzten vierzehn Jahre und die allerneuesten Kämpfe in Palermo sind zu frisch in Aller Gedächtniß, als daß sie hier erwähnt zu werden brauchten; die Ansichten über diese neuesten Bewegungen zu entgegengesetzt, als daß es eine Darstellung wagen könnte, sich diesem Streite fern zu halten.

Was aber auch die Zukunft Sicilien bringen, wie es auch aus dem jetzt dort entbrannten Kampfe hervorgehen mag, Eines ist nicht zu übersehen, daß diesen Kampf ein Volk aufgenommen, welches durch ein herbes Geschick dazu auserlesen scheint, nie zur Ruhe, nie zu gesegneter Entwickelung, nie zu nationaler Selbstständigkeit zu gelangen, obwohl es von Natur alle

Eigenschaften besitzt, welche zur Erringung dieser Kleinode erforderlich sind, und ferner, daß der jeder Bewegung zu Grunde liegende Gedanke der nationaler Unabhängigkeit, der Selbstverwaltung Siciliens ist und sein muß, ein Gedanke, welcher, in der Geschichte tief begründet, auch durch die liberalsten Theorieen sardinischer Unitarier kaum umgestoßen oder auf die Dauer in den Hintergrund gedrängt werden kann.

Und was man auch über dies Volk, welches in unsäglicher Ermattung darniederliegt, denken, so streng man seine Demoralisation ansehen mag, nicht ohne tiefe Bewegung des Herzens kann man seine Geschichte verfolgen, welche wohl dazu angethan gewesen wäre, auch das beste Volk zu vernichten und gänzlich zu verderben. Daß dies nicht geschehen, daß doch noch so viel Lebensmuth und Hoffnung auf eine bessere politische Zukunft, daß noch so viel Edelmuth und Herzensgüte — freilich neben den wildesten Auswüchsen menschlicher Leidenschaft — sich beim Sicilianer erhalten, muß das höchste Erstaunen erregen und läßt errathen, was für ein guter — so zu sagen — unverwüstlicher Grund in der Natur dieses Volkes liegen muß.

Blickt man aber insbesondere zurück auf das bewegte, wechsel- und gräuelvolle Bild der Vergangenheit Palermo's, so findet man kein bezeichnenderes Symbol dafür, als das ist, welches auf einer uralten Münze ersichtlich, in tragisch erschütternder, zugleich

prophetischer Weise das dunkle Geschick der Stadt gleichsam plastisch darstellt: Eine männliche Gestalt wendet in schmerzvollem Ausdruck das Antlitz nach Oben, ihr Haupt prangt im Schmucke eines Diadems, in vielfacher Krümmung saugt eine Schlange an ihrer Brust, ein Korb mit Gold und Blumen gefüllt liegt zu ihren Füßen, und darunter stehen die Worte:

Palermo, Du Gefäß voll Gold, Du ernährst den Fremdling und verschlingst Deine Kinder!

III.

Neapel mit seinem Golf, seinen glänzenden Ufern, Capri's klippiges Felsengestad war längst in den schäumenden Wogen entschwunden — da tauchte aus der spiegelnden Meerfluth blauend die Königin der Inseln — Sicilien vor mir auf.

Was des Knaben Phantasie erträumte, wenn ihr die Gestalten der griechischen Heroen vorschwebten, all' der Glanz des Meeres, der ihre blinkenden Waffen wiederspiegelte, all' die Heimlichkeit schattiger Buchten, in denen sie Kühlung und Ruhe fanden, all' der Zauber, mit welchem die griechische Götterwelt noch diese Natur verklärt — jetzt war er schöner, gegenwärtiger Genuß.

Neapel hinter mir!

Wer nur irgend Sinn für den Reiz von südlichen Farben und Lichtern, für die Anmuth dieser Formen hegt und Morgens in Neapel, etwa am Ufer wohnend, erwacht, der glaubt nicht, daß er Schöneres noch sehen, daß er Etwas, was seine Phantasie noch mehr zu beschäftigen vermöchte, erleben könnte.

Sein Auge schweift über die von Licht übergossene Meeresfläche, auf der ein frohes, lichtes Schifferleben sich entfaltet.

Von dorther weht eine frische fächelnde Luft, still und beglückend ruhig ist's dort hinaus.

Aus dem Toledo aber braust das tausendfältige polypenartige Leben, nicht minder am Molo in buntesten Farben. Hier plätschert die Barke hinaus in's Meer mit dem halbnackten Fischer in rother Mütze, lachend rufen die Genossen Glück zum Fang ihm nach.

Dort steht der Verkäufer, mit heiserem Rufe die vor ihm auf der Erde liegenden Südfrüchte anpreisend, hier eine Schaar von Frauen, Kindern und Männern, glücklich lauschend um einen Redner, der, sich selbst bis zur Raserei exaltirend, Gedichte vorträgt. Da reitet eine saubere Paësane auf ihrem Thiere, Gemüse zum Verkaufe bringend. Lustig plaudert sie mit dem Capuziner, einem Jugendbekannten aus ihrem Orte, der, wie in Vergeßlichkeit versunken, fühlend ihr die stattliche Wade streichelt.

Rasselnd saust dahin das rothfarbige Cabriolet mit

seinen beiden großen vergoldeten Rädern, lachend und jubelnd sitzt eine Gesellschaft darauf, so bunt, wie dies Volk überhaupt. Bettler, mit Elend behaftet, wie es Natur oder Lüge ersinnt, vertreten den Weg, und Dutzend Hände recken der dürftigen Gabe sich entgegen, die eine nur empfangen kann. Schreiend macht sich der Facchin Platz, hier sitzt ein Wechsler, vor sich in vergittertem Tische die Haufen von Bajocc's, dort versammelt sich um die buntlackirte Bude des Aquajuols eine durstige Menge; schnell dahin schreitend, wie ein böser Schatten, windet sich dort der Jesuit mit schwarzem Hut und Talar durch das Farbengewühl, während in roth und grüner Uniform von Golde strotzend hier ein Gardesoldat mit klirrendem Säbel sich spreitzend zeigt.

Alles lärmt, wie es kann und mag, Alles giebt sich unbefangen dem Genusse, wie der Arbeit hin, und so geht's von früh bis in die Nacht, wo sich tausend Lichter auf der freien Straße entzünden.

Aber in all das tosende Leben der Stadt herein, über das in grünen Wellen heranwogende und aufspritzende Meer hinweg ragt — ein ewiger Mahner des Untergangs — in violettnem Duft der Vesuv mit seiner sanft ansteigenden gewaltigen Kegelform herein.

An dem Meeresufer hin, an dem Fuße des Berges liegen in sonnigem Lichte lang hingestreckt die freundlichen und volkreichen Orte Portici, Torre del Greco,

Annunziata, Castellamare, bis die runde Bucht S. Angelo's stolze Felsenform und Sorrent's Gestade mit ihrem schwellenden Grün schließen.

Da, wo der Blick unbegrenzt über das Meer hinschweift, da entsteigt Capri's Sphinxgestalt den Wellen und redet träumend von vergangenen Zeiten und Geschlechtern; während unten das Meer an die steilen Felsen anrollt, in wüthendem Grimme sie peitscht, grünt hoch oben lustseliges Leben und lockt mit süßer Erinnerung den Freund in ihr duftiges Zauberreich.

Oder — wenn der Wanderer dem Gewühle der Stadt entfliehen will, so steigt er in den mit Gras bewachsenen Berggassen hinauf nach Camaldoli. In diesem an dem Berge von St. Elmo anliegenden entlegenen Stadtviertel entwickelt sich, wenn auch geräuschloser, nicht minder naiv das Leben. Vor der Thüre eines thurmartig gebauten Hauses mit mittelalterlicher Architektur sitzt auf dem Vorbaue, zu welchem eine verwitterte Steintreppe führt, ein junges Weib mit breiten Schultern, in die buntesten Farben gekleidet, einen lazzaronischen Schreihals an der Brust. Spinnend steht neben ihr die Alte und singt in langgezogenem näselndem Ton ein Ritornell in die Stille der Berggasse hinauf; ein alter Kerl, einen Hut aus der napoleonischen Zeit her auf dem Kopfe, mit viel zu kurzen Pantalons angekleidet, sitzt mit schlauem Gesicht an der untersten Stufe der Treppe und strickt. Blin-

zelnd winkt er dem Fremden, und aus dem von den Jalousieen nur halb verschlossenen Fenster schaut ein frisches, schlankgewachsenes Mädchen in der Tracht einer Vilanella hervor.

Stiller wird's, je höher man steigt.

Aus einem in die Ecke hineingebauten Hause ertönt deutscher Gesang. Es sind Schweizer, die hier ihre Botiglia trinken.

Stiller wird's, je höher man steigt, bis man endlich durch die Weingärten und schattigen Hohlwege, an denen Aloë und Lorbeer wuchert, nach dem Kloster Camaldoli gelangt, und die Kühle des Kreuzgangs Einen empfängt.

Ort des Friedens und der Entsagung über dieser zauberischen Welt da unten; kaum zu unterscheiden, ob die Stille dieser umfriedeten Klosterzellen mit ihren schattigen Ulmen und Eichen oder das in Farbenzauber prangende, von dem blauen Meere umgürtete Leben da drunten vorzuziehen, über welche Phöbus Purpurstrahlen hingegossen sind.

Oder — wer des Abends im Kahne hinaus fährt in den Golf, ferner und ferner den sich überall am Strande entzündenden Lichtern, ferner dem Geräusche der Stadt, und es ist nun Stille um ihn, nur von fernher erschallt etwa das vielgesungene Lied: Ti voglio ben assai*) etc., in tiefem Schatten ragt der

*) Dir bin ich gut — wie sehr.

Vesuv in den Nachthimmel, und gluthgerötheter Rauch entsteigt demselben, hinter den Gipfeln der Berge dämmert der Mond herauf, und über das Ufer, die Stadt und das Meer, über die fernen Inseln ergießt er sein Licht, daß sie in diesem Duftglanze verschwimmen, und die näheren Wellen um den Kahn in spielenden Lichtern funkeln, der Himmel darüber erscheint zauberhaft hell, — wer eine solche Nacht in Neapel erlebt hat, kann der noch Schöneres sehen, für noch Herrlicheres Empfänglichkeit besitzen?

So fragt man sich wohl unwillkürlich, und das italienische Sprüchwort sagt darauf: Vedi Napoli e poi muori*), emphatisch genug, doch nicht ohne Humor, denn Mori ist ein kleiner Ort südlich von Neapel auf dem Wege nach Calabrien. Aber weder mit Emphase noch im Scherze geantwortet kann man dem Wanderer wohl empfehlen: Vedi Napoli et poi Palermo!

Wenn die Schönheit Neapels die Seele allzu weich stimmt, allzu schmeichlerisch sie in Trägheit des Genusses hüllt, wenn eine unerklärte Sehnsucht nimmer durch Neapels Glanz, durch die Anmuth seines Meerbusens, durch das bunte Farbenspiel der Landschaft befriedigt, Gemüth und Nerven vielmehr durch den Lärm, das Getümmel, die Hitze, den Staub, die

---

*) Neapel sehen, und dann sterben!

grellen Farben, welche das Auge fortwährend in nächster Nähe blenden, auf's Aeußerste erregt werden, in immer heißeren Schlägen das Blut, in den buntesten Bildern des Lebensgenusses schwelgend, durch die Adern rollt — so ist es Palermo mit seiner jungfräulichen Zaubergewalt, welches Ruhe, Frieden, Klarheit in dem Geiste, Freude im Herzen, Muth in der Seele und große Gestaltung in der Phantasie erregt.

Wer vermöchte einen Morgen, das Aufgehen der Sonne, auf dem Meere zu beschreiben! Es ist ein Concert von Licht und Glanz, eine Jubel-Hymne zur Ehre Gottes, die Himmel und Meer anstimmen, und wenn sich der Feuerball erhoben, und die Gegenstände, aus der magischen Beleuchtung entrückt, in das gewisse objektive Licht einer kräftig wirkenden Morgensonne gesetzt sind, mit welcher Lust, wie perlend frisch schaut da das Auge über die grünen Wellen nach den fernhin auftauchenden Inseln hinüber.

Es ist Ustika, und bald erscheint, dem Meere enttauchend, die gewaltige Küste Siciliens in kühn gezogenen Contouren und phantastischer Form, erst im Dufte verschwimmend, dann immer näher und tiefer heraufdämmernd, und endlich in vollsten farbenglühenden Gegensätzen über dem wellenbelebten Meere prangend.

Wir sind bei Palermo und laufen soeben in seinen Golf ein.

Zur Rechten ragt weit hinaus in die See das Capo di Gallo, zur Linken schließt das Uferpanorama Capo Zaffarano mit seinen jach in's Meer hinausstarrenden Felsen, die, im Sonnenlichte roth erglühend, die tiefsten blauesten Schatten werfen. Fährt man näher heran, erscheinen am Ufer des Golfs, welches von einem hohen, kaum ein bis zwei Stunden entfernten Bergeskranze umgeben ist, freundliche Orte und die Stadt lang hingestreckt mit dem sauberen Hafen, mit den glänzenden Palästen, dem Fort Castellamare, das sich keck in's Meer hinausbaut, und dahinter die Kuppeln und Thürme der Kirchen, die im Morgensonnenlicht erglänzen, und die phantastischen Bergformen, welche die Natur gleichsam den Meereswellen und bäumenden Wogen ähnlich geschaffen zu haben scheint.

Im Hafen der zwischen grünenden Gärten liegenden Stadt angelangt, begrüßt Einen zunächst der Pellegrino, welcher, wie ein stereometrisches Kunstwerk geschaffen, mit seinen nahe zweitausend Fuß hohen Felsen in's Meer ragt.

Wie kräftig brandet es an ihn an, wie wird es in weißem Schaume zurückgeworfen!

Ueber dieses lichte Bild einer großen glänzenden Stadt am blauen Meere, eines grünen Gartens, eines belebten mit Ortschaften besetzten Ufers, das, von schönen herrlichen Vorgebirgen eingefaßt, demselben etwas Abgeschlossenes giebt, über dieses Bild, hinter welchem

die Berge in duftigen Farben hereinragen, ist der klarste blaue Himmel wie eine gewaltige Kuppel gewölbt, es mit der Bogenlinie seines Lichtes umspannend. Im Hafen wehen bunte Flaggen, und ein schneller Segler fährt so eben auf die Höhe hinaus.

Diese Stadt mit so frischem Reize ist Palermo.

Gleich bei der Ankunft, bei dem ersten Schritte an's Land gefällt besonders gut der mehr zurückhaltende, feinere und männlich stolzere Ton im Vergleiche mit der neapolitanischen Kriecherei. Man merkt, daß man ein gut Stück dem stilleren Oriente näher ist, es ist nicht dieser fast wahnsinnig betäubende Lärm, der uns am Molo von Neapel empfängt; die Leute bewegen sich etwas ruhiger, gemessener, in den Männern liegt ein Zug von Stolz und Kühnheit neben der größten Freundlichkeit und der ihnen angeborenen Galanterie.

Wenn ich im Allgemeinen zunächst sowohl von dem Eindrucke der Stadt, wie von dem, welchen ihre Bewohner ausüben, reden soll, so muß ich denselben, es mögen viele Reisenden dagegen sagen, was sie wollen, als einen überaus wohlthuenden bezeichnen, der nur durch trübe, ernste Nebengedanken gekreuzt wird.

Verkehrt der Fremde längere Zeit in Palermo, so wird und muß die Bevölkerung sowohl wie das Leben daselbst sein Herz gewinnen.

Wenn sich auch dem Blicke des aufmerksamen Beobachters überall Mängel in der Gesellschaft, der

Bildung dieser Stadt enthüllen, ja in den meisten Fällen offen zu Tagen liegen, so ist doch auch auf der andern Seite in dem Naturell dieses Menschenschlags ein so gesunder tüchtiger Fond, daß man zu der Hoffnung berechtigt ist, diese Mängel werden sich heben, diese Zustände einer bessern, selbst der edelsten Gestaltung fähigen Zukunft entgegenführen lassen.

Wenn heute aber von vielen, etwas tendenziösen Seiten auf die bedauernswerthen Ausbrüche der wilden Natur dieses Volkes hingewiesen, wenn daraus der Schluß gezogen wird, daß dasselbe der Freiheit unfähig, so ist darauf aufmerksam zu machen, daß ein Volk, welches seit länger denn zweihundert Jahren fast ununterbrochen grundsätzlich schlecht regiert worden ist, seit dreißig Jahren aber unter grausamem Drucke geknirscht hat, nicht schon in den ersten zwei Monaten seiner Befreiung politisch so herangebildet sein kann, daß man nicht den Rückschlag der unter einer moralisch gesunkenen Regierung verbrachten Vergangenheit spüren sollte.

Auch dem oberflächlichen Beobachter fällt zunächst das wohlwollende Wesen des Palermitaners auf. In dem Empfange des Fremden, in dessen Pflege ist derselbe im höchsten Grade liebenswürdig, und diese Liebenswürdigkeit entspringt nicht aus Berechnung, Eigennutz, nicht aus Neugierde, sondern in der That aus einer seltenen Güte des Herzens — freilich auch aus der gewiß nicht zu verwerfenden Eitelkeit auf den

uralten Ruf hoher Gastfreundschaft, welchen man sich um jeden Preis erhalten will, denn bereits im Alterthume und später im Mittelalter ist palermitanische Gastfreundschaft bei denjenigen Schriftstellern, welche Sicilien beschrieben haben, fast sprüchwörtlich geworden.

Ich aber fühle mich schon aus Dankbarkeit gedrungen, diesen schönen Zug im Charakter des Palermitaners an die Spitze meiner Schilderung zu stellen. Kann ich ja doch Dasjenige, was mir — dem fremden Menschen, von welchem Niemand Nutzen oder Vortheile zu hoffen hatte — in Palermo an Liebe und Theilnahme erwiesen worden, was ich ich dort an rührenden Beweisen von Herzensgüte und wohlwollender Gesinnung erfahren habe, mit Nichts vergelten, als mit diesen armen Worten des Dankes, thue dies um so lieber, je mehr von manchen Reisenden der Charakter des Palermitaners in üblem Humor beleuchtet worden ist.

Neben dieser uneigennützigen Gastfreundschaft gegen den Fremden ist ihm große Cordialität und Offenheit eigen. Spricht der Südländer überhaupt gern, was er auf dem Herzen hat, aus, so ist doch im Vergleich zum Palermitaner der Römer mürrisch, der Neapolitaner verschlagen, während Erster sich rückhaltlos und wahr giebt. Freilich haben ihn bittere Erfahrungen belehrt, daß er es nicht immer sein darf. Der verhaßte Neapolitaner umlauert ihn, jede Regung wird beob-

achtet. Es wäre ein Irrthum, wollte man glauben, es wäre nur der neapolitanische Hof und das Königshaus in Palermo verhaßt. Es ist's vielmehr der Neapolitaner an sich, wie er sich im Dienste des Governo zeigt. Der Sicilianer schilt ihn mit Recht feig, verrätherisch, hinterlistig, und wenn auch bei diesen Beschuldigungen der eingewurzelte, historisch gewordene Haß das Seinige beiträgt, so ist jedenfalls doch das Naturell des Neapolitaners bei Weitem tiefer stehend, als das des Sicilianers.

Unerklärlich müßte freilich der Haß des Sicilianers sein, wenn man nicht zu bedenken hätte, daß der Inselbewohner stets, dem Zuge nach Unabhängigkeit folgend und dennoch wieder von dem Gefühle beherrscht, daß seine Schicksale zuletzt von dem Festlande abhängen, der Kampf zwischen Insel und Festland stets ein ungleicher ist, mit Groll auf jede Fremdherrschaft, zumeist aber auf die, welche der Stammverwandte ausgeübt, geblickt hat. Der fast das Gepräge eines wilden Epos der Rache an sich tragende Kampf des rauhen Corsika gegen die übermüthige Republik Genua, der Irlands gegen England, der Kampf der Inseln gegen Griechenland sind Erscheinungen, welche mit dem Kampfe Siciliens gegen Neapel in Parallele zu ziehen sind und in dem richtigen Gefühle ihren Grund haben, daß jede größere Insel zu leiden hat, wenn sie als Provinz eines bedeutenderen Landes behandelt wird.

Das ist ein nicht aus den Augen zu verlierender Gesichtspunkt.

Man hat in neuester Zeit wohl vielfach übersehen, daß Sicilien an den Einheitsbestrebungen Italiens eigentlich keinen Antheil nehmen kann. Wie wäre das möglich, wo sich auf der Insel selbst noch die Städte nicht ohne Anflug mittelalterlicher Rivalität betrachten, und wo erst die Insel zur Einheit gelangen muß! Es kann nicht genug darauf hingewiesen werden, daß, wenn auch unter den gebildeten Sicilianern viele sind, denen die Theorieen der Unitarier in Fleisch und Blut übergegangen sind, doch das Bedürfniß des Volkes nichts Anderes erheischt, als eine selbstständige Regierung mit freisinniger, auf die Hebung von Bildung und Industrie gerichteter Verwaltung, und daß nur in dieser Selbstständigkeit, welche die sogenannte sicilianische Partei anstrebt, eine Garantie für die Ruhe und Wohlfahrt der Insel gefunden werden kann. Sardinien würde selbst mit den liberalsten Verfassungsformen, wollte es die Insel als eine Provinz verwalten lassen, endlich höchst wahrscheinlicher Weise auf dieselben Schwierigkeiten stoßen, wie das neapolitanische Governo.

Bei der Vernachläßigung Siciliens Seitens der Regierung ist es nicht zum Verwundern, wenn in Palermo sich bis jetzt nicht die Thätigkeit entfaltet hat, deren es vermöge Lage und Bevölkerung fähig wäre.

Der ziemlich lebhafte Handel ist meist in den Händen der Fremden, namentlich der Engländer, der Gewerbfleiß, wohl vorhanden, ist zersplittert, die Kunst wird nicht gepflegt.

Sonach ist es auch hier, wie in so vielen südlichen Städten der Hauptsache nach die Nothwendigkeit des Lebens, welche Leben erzeugt und erhält. Es nährt sich Einer vom Anderen, und nicht weiter, als das Bedürfniß von Tag zu Tag es erheischt, das Volk vom Adel, der in großer Anzahl hier lebt, der Beamte von der Gemeinde, der Handwerker, der kleine Kaufmann von dem Bedürfnisse Aller, die Geistlichkeit vom Volke, die Armen von der Geistlichkeit — und der Armen giebt es in Palermo viel, wenn auch nicht, wie behauptet wird, der dritte Theil der Bevölkerung der Armuth verfallen ist.

Bei diesem Leben von der Hand in den Mund, leichtsinnig und lebenslustig, giebt es natürlich eine große Anzahl von Menschen, welche nur durch solche Arbeiten, die ihnen der Zufall bringt, ihr bedürfnißloses Leben von Tag zu Tag erhalten. Daher kommt die häufige Belästigung des Reisenden durch solche im Grunde höchst philosophische arme Teufel.

Dieses rein dem Zufalle hingegebene Leben entfaltet sich zunächst in den Hauptstraßen und am Hafen. Da sind jene Schaaren von Marinaris, Facchins, Bettler, anzutreffen, welche zu jedem nur erdenklichen

Dienste, wenn auch nicht fähig, doch bereit sind. Oft sind sie nur mit drei sehr leichten Stückchen bekleidet, einer kurzen Art von Schwimmhose, einem Hemd, dessen Aermel bis zur Achsel aufgestülpt sind, und einem Mützchen, — ein Anzug, welcher den Anblick ihrer von der Sonne gebräunten, der Bronce gleichenden Körperformen gewährt; sonst aber — und das ist das Gewöhnliche — besteht die Kleidung des Palermitaners von niederem Stande aus Hose und Jacke von schwarzem oder braunem Manchestersammet, über letztere der stets sehr weiße, reinliche Hemdkragen herausgeschlagen, und auf dem Kopfe eine schwarzseidene auf die Schulter herabhängende Zipfelmütze, an den Füßen weiße Strümpfe und Schuhe. Dazu besitzt der echte Palermitaner noch sein braunes rothgefüttertes Capot von dickem Stoffe, das bei Regen über den Kopf gezogen, ihm ein abenteuerliches orientalisches Ansehen giebt. Ueberhaupt möchte man sich versucht fühlen, auch in den Gesichtsbildungen der Palermitaner niederen Standes noch die Mischung arabischen Blutes zu finden.

Der tiefbraune Teint, der scharfe Schnitt der Nase, die breitgeschlitzten Augen von einem zitternden Schwarz, darüber die scharfen Bogen der Brauen, würden unter dem Turban keine fremdartigen Erscheinungen bilden, auch die größere Ruhe in der Bewegung im Vergleich zum Neapolitaner, sowie die selten

kurze Blüthe der weiblichen Schönheit, kürzer, als sie sonst in Italien zu sein pflegt, würde diese auf orientalische Abstammung hinweisende Vermuthung nur zu bestätigen vermögen.

Die kurze Blüthe der weiblichen Schönheiten Palermo's hat ihren Grund keineswegs etwa in übermäßiger Arbeit derselben. Die Landbewohnerinnen Süddeutschlands überarbeiten sich oft in drei bis vier Jahren so, daß keine Spur der Jugend bei angehenden Zwanzigerinnen zu finden ist, und sie selber jene halbmännischen Erscheinungen bilden, die Nichts mehr von der Anmuth der Frau, aber auch Nichts von der Schönheit des Mannes haben und füglich als ein drittes Geschlecht der „Mannweiber" gelten können.

Solche Figuren sieht man in ganz Italien nicht, am wenigsten in Palermo. Im Gegentheile haben die Frauen der niederen Stände dort etwas Graziöses, Weiches in der Bewegung, in dem dunkeln scharf ausgeprägten Gesicht liegt der Ausdruck lebendiger Leidenschaft, geistiger Kraft, abergläubischer Schwärmerei, darüber hin, namentlich in den Augenstirnwinkeln sichtbar, ein Zug von lebenslustigem Humor, heiterkindlicher Gutmüthigkeit gehaucht.

Ihre Bewegungen sind naiv, fragend, horchend, sie selbst empfänglich, Alles anstaunend nach Kinderart und über Alles sofort eine scharfmarkirte Ansicht aussprechend, in dem abgestumpften, etwas tiefer gesetzten

Patois des Italienisch, das dem Fremden im Anfange absolut unverständlich ist.

Die Frau bildet sich zeitig aus, Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren mit völlig zur Reife gediehenen Körperformen und schon heirathsfähig, sind eher Regel als Ausnahme, aber schon mit zwanzig Jahren sind die Meisten nicht nur abgeblüht, sondern schon mit den Spuren des Alters, hängender schlaffer Haut behaftet, wenn nicht der gütigen Mutter Natur ein anderes Spiel beliebt, und, was allerdings kein seltener Fall ist, die Frauen in die Breite gehen läßt. So sind verheirathete Damen meist corpulent, oft bis zum Fabulosen, aber trotz der Unbequemlichkeit ist diese Wohlbeleibtheit den Frauen erwünscht, denn sie conservirt die Jugend länger.

Schönheiten sind unter den Palermitanerinnen selten, wo sie aber einmal vorhanden, ist sie unbeschreiblich brillant und von einem so zu sagen funkelnden Glanze im Colorit sowohl, wie in der Form.

Die Frauentracht in den niederen Ständen ist nicht ungünstig. Das Haar tragen sie auf der Straße halbgescheitelt in Zöpfen geflochten, welche am Hinterkopf mit Nadeln aufgesteckt sind, im Hause gern völlig aufgelöst. Die Fülle des üppigsten Wuchses umgiebt buchstäblich wie ein Mantel die Gestalt. Die meist stark entwickelte Brust umschließt ein Mieder, häufig von buntester Farbe; der Rock mit Absätzen schließt sich

unmittelbar an's Mieder an und ist von anderer dunklerer Farbe. Von dem Detail dieser Toilette sieht man nicht viel, wenigstens nicht auf der Straße, da sowohl Kopf als der ganze Oberleib bis zur Hälfte fast des Rockes mit einem großen Kopftuche umhüllt ist, welches in reicher Drappirung und schönen Falten getragen wird und den Gestalten jenes überraschend orientalische Gepräge giebt, welches auch in der Nähe, wenn man die aus diesen Kopftüchern hervorschauenden brünetten Gesichter mit den glühenden Augen erblickt, nicht schwindet.

Die vornehmeren Frauen lieben die schwarze Tracht, zeigen sich aber fast nur im Wagen. Eine Frau von einigermaßen gutem Stande betritt die Straße, außer um zur Frühmesse zu gehen, nie. Sie lebt zu Hause, wo alsdann die Toilette meist sehr zweifelhaft und naiv genug erscheint, erst gegen Abend zur Corsofahrt und zur Stunde der Conversation wird Toilette gemacht. Wenn die Frau das Haus verläßt, ist's im Wagen. Die Carozza ist überhaupt ein Lebensbedürfniß des Palermitaners und nicht ohne Grnnd. Die Dimensionen sind, wie überhaupt in Italien, gewaltig und eine Erhitzung durch Fußgehen unvermeidlich und ebenso häufig gefährlich. Die einzige Zeit, wo man die palermitanischen Damen zu Fuß sehen kann, ist, wie ich bereits erwähnt, des Morgens, wenn sie die Messe besuchen. Ueberhaupt ist der G a n g zur

Kirche ziemlich üblich und mag von mancher Schönen schon deshalb dem „Gehen im Wagen" vorgezogen werden, weil ein etwaiges Rendezvous auf solche Weise unbemerkter bleibt.

Die Tracht der vornehmen Palermitanerinnen hat etwas constant Nationales. Wenn auch die Pariser Mode in Gesellschaft, auf Bällen, zum Theil auch im Theater in auserlesener Pracht der Stoffe glänzt, so hält man doch für gewöhnlich an der hergebrachten schwarzen Tracht fest. Statt des großen Kopftuchs ist es dann ein großer Schleier von schwarzen oder weißen Spitzen, der am Kopfe festgesteckt, über die plastische Büste herabfällt und manchmal eine Rose aus der Umhüllung hervorschauen läßt. Doch darf eine Rose nur von einer jungen Frau in den Zwanzigern getragen werden, und es würde für unanständig und lächerlich kokett gelten, wenn eine schon alternde Frau von über dreißig Jahren, wie dies bei uns noch hier und da gesehen wird, sich gerade mit dieser Blume zieren wollte.

Der Fächer fehlt nie; in seiner Führung, von welcher unsere guten deutschen Frauen keine Ahnung haben, ist die Sicilianerin ebenso gewandt, wie die Spanierin, mit ihm grüßt sie, mit ihm giebt sie Zeichen, durch ihn spricht sie. Ueberhaupt ist die Palermitanerin in ihrer Bewegung graziös, wenn man auch merkt, daß diese Grazie sehr häufig nicht individuell,

sondern herkömmlich ist. Es gehört zum guten Tone, mit einer lebhaften Handbewegung zu grüßen, und wie es von der jungen noch lebhaften Mutter geübt wird, so lernt es die Tochter, — ein gewisses lebendiges Lächeln, ein kokettes Neigen des Kopfes — kurz ein Gruß, so verbindlich, so liebenswürdig, daß er wahrscheinlich einer prüden Hannoveranerin oder einer unbeweglichen Hamburgerin, kurz unseren eckig norddeutschen Frauenzimmern höchst indecent erscheinen würde, aber denn doch von Anmuth und Liebreiz umflossen ist.

Die geistige Bildung der Frau steht auf keiner besonders hohen Stufe. Wozu Kenntnisse? „Eine Familie zu pflanzen" und zwar sobald als möglich, dazu bedarf es keiner anderen Bildung, als der der Gesundheit und leidlicher Anmuth. So geht das Trachten der jungen Mädchen lediglich darauf, bald thunlichst zu heirathen, das der Mutter dahin, die „Last der Töchter" sobald als möglich los zu werden. Söhne dagegen behalten sie gern lange im Hause. Das Heirathen ist Ehrensache, wie bei allen an Bildung niedrigstehenden Völkern. Freilich, wo in Italien eine Frau von dieser gemeinen Anschauung eine Ausnahme macht, auf die Cultur ihres inneren Lebens ihr Augenmerk richtet, da kommen bei der den Italienerinnen eigenthümlichen Begabtheit, Schärfe des Verstandes und leidenschaftlichem Erfassen der Gegenstände Erscheinun-

gen zu Tage, welche sich mindestens ebenbürtig an die edelsten Frauenbilder unseres Volkes anreihen. Dies gilt auch von Palermo.

Die gesellschaftliche Bildung des Palermitaners ist in vielen Punkten von der französischen beeinflußt. Es liegt das am Ende in der Natur der Sache. In der Unbefriedigtheit, welche die heimathlichen politischen und socialen Verhältnisse in der Seele des nur einigermaßen Gebildeten erregen müssen, bei der Lebhaftigkeit und dem Drange des Sicilianers nach größeren und weiteren Anschauungen einerseits und der Beschränkung, welche diesem Drange andererseits von Seiten der Regierung auferlegt wird, bei dem Mangel an Gelegenheit zur Erwerbung allseitiger Bildung ist es nicht zu verwundern, wenn der Palermitaner nach Frankreich hinüberblickt, als auf dasjenige Land, welches nun einmal dazu berufen ist, den romanischen Völkern Träger der Bildung zu sein. Der strebsamere junge Arzt sucht nach Paris zu gelangen, um dort einen academischen Cursus durchmachen zu können, der junge Adlige von besserer Bildung sehnt sich nach einem zeitweiligen Leben in Verhältnissen, in denen sich größere Freiheit des geistigen Verkehrs, ein großes politisches Leben ausgebildet hat, oder wenigstens danach, sein Vermögen in Genuß bequemer und auf angenehmere Weise zu verzehren, als er in der stilleren Heimath dies vermag.

Freilich fühlt man dem Palermitaner die Unmündigkeit seines sittlichen Wesens auch darin an, denn sein Bildungstrieb zersplittert sich in Aeußerlichkeiten und Einzelnheiten, es fehlt ihm der nur im Laufe einer gesunden staatlichen Entwickelung möglich gewordene tiefere Ernst, seinem Streben immer die Richtung auf etwas Ganzes zu geben. Er spricht das Französische ebenso, wie die Palermitanerin vornehmeren Standes, aber ohne von dem Idiom der Sprache eine Idee zu haben, dabei so mangelhaft, in so naiver Vermischung mit dem Italienischen, daß ich oft, wenn man sich aus Aufmerksamkeit gegen mich der französischen Sprache bediente, zu der Bitte gezwungen war, man möge lieber Sicilianisch sprechen, weil dies mir doch noch verständlicher war.

Einzelne Gebildete haben auch von französischen Ideen und Phrasen viel angenommen und kokettiren damit gern vor dem Fremden, um zu zeigen, daß sie das darniederliegende Leben der Heimath nicht so völlig herabgestimmt hat — eine leicht und gern zu verzeihende, fast rührende Eitelkeit!

Eitelkeit ist überhaupt ein ziemlich allgemeiner Fehler der gebildeten Palermitaner. Die Weiber sind es in ihrem Wesen, in ihren Gebehrden, in ihren Reden, welche sie gern auf niedlichen Füßchen einherspazieren lassen, die Männer ebenso. Aber es hat diese Eitelkeit nichts Verletzendes, im Gegentheile giebt sie sich so

naiv, so unbefangen, so zu sagen kindlich, hat ihren Grund zum Theil in der großen Liebe zum Vaterlande, zu der Schönheit der Heimath, über welche dem Palermitaner Nichts geht, theils in der sehr verzeihlichen Selbsttäuschung, über manche Mängel des politischen und socialen Lebens sich auf solche Weise erheben zu können.

Schnell aufbrausend, leicht beleidigt ist der Palermitaner, aber ebenso liebenswürdig zum Verzeihen geneigt, wo er bemerkt, daß ihm nicht böser Wille gegenübersteht. Lächerlich war mir die bei den Frauen zu machende Beobachtung, daß sie, gewöhnt, in den süßesten und elegantesten Wendungen der galanten Unterhaltung sich zu bewegen, schnell durch irgend Etwas, durch ein unvorsichtiges Wort verletzt sind. Dann wechselt Wuth und Gleichmuth, Zorn und Lächeln, ohne auch nur im Geringsten durch irgend welche Uebergänge vermittelt zu sein; in demselben Augenblicke, in welchem das Auge noch geschwelgt, leuchtet es wild auf, in großer Wuth werden ein paar Worte des Unwillens hervorgerufen, das Gesicht, ja selbst der Nacken erglüht zornig roth; aber bleibt nur der Blick des Andern gelassen und mild, ohne Bosheit, ohne Schreck, ohne Ueberraschung, so ist in demselben Augenblicke die Ruhe in psychologisch räthselhafter Weise wieder hergestellt, und in heiterem Geplauder spricht der graziöse Mund weiter, als hätte er sich nicht

soeben noch zur Wuth geschürzt. Und ähnlich sind die Männer jähzornig, namentlich die der niederen Stände. In heiserem Wuthgeschrei, in dem überschnappenden Geheul des Zorns greift der Marinaro wohl nach dem Messer, aber sieht er den Anderen ruhig bleiben, kehrt die Besinnung sofort zurück.

Das macht das schnell durch die Adern rollende Blut, und es bedürfte nur der moralischen Erziehung, um diesen Fehler zu bessern, diese Erregtheit zu mildern und dem Edleren zuzuwenden. Man sage nicht, daß der Palermitaner bei der Maßlosigkeit seiner Leidenschaft nicht zu leiten sei, er ist sogar im höchsten Grade der Leitung zugänglich, aber sie muß von milder, gerechter und doch energischer Hand ausgehen. Nachgeben ist ebenso gefährlich, als grausame Strenge, zwischen beiden hat aber die neapolitanische Regierung von jeher geschwankt. Zum Beweise, daß meine Behauptung richtig, erinnere ich daran, daß es jederzeit wahren Ehrenmännern von edlerer Gesinnung, wie z. B. Filangieri, gelungen ist, trotz neapolitanischer Abkunft, verhältnißmäßig großen Einfluß auf die Sicilianer zu gewinnen. Eine Eigenschaft, welche aus der bereits erwähnten Gutmüthigkeit des Palermitaners entspringt, ist das Bestreben, da, wo er beleidigt hat, mit Unrecht beleidigt hat, Vergebung zu erlangen. Es kann dieser kindliche Mensch den Gedanken nicht ertragen, mit Jemand in Feindschaft zu leben, wenn er keinen gewichtigen Grund

dazu hat, er liebt in seinen gesellschaftlichen Beziehungen den Frieden. Ich habe darin vielerlei Erfahrung gemacht, und als ich selber von Palermo schied, waren es nicht blos die Menschen, welche zu mir im Verhältniß von Dienenden standen, deren letztes Wort eine Bitte um Verzeihung war, sondern es waren auch die Freunde, die mit Thränen in den Augen baten, zu vergeben, zu vergessen, worin sie mich irgend beleidigt hätten.

Der Palermitaner ist ferner, um auch diese Eigenschaft zu berühren, durchschnittlich höchst talentvoll, mehr als der Süditaliener. Man kann dies in vielen Dingen sehen. In der Behandlung strikter Wissenschaften klar und geläufig, hat Palermo viele gelehrte und geistreiche Menschen aufzuweisen, Adlige und Geistliche insbesondere, aber auch Advokaten, ja selbst Aerzte, ein seltener Artikel in Süditalien, wo sie meist quacksalbernde Barbiere sind. In der Kunst des Malens steht Palermo freilich weit hinter den übrigen Städten Italiens zurück. Mag es in der Entwickelung der historischen Verhältnisse, in der Absonderung von den Bestrebungen der Malerkunst in Italien liegen, mag die allzugewaltig auf die Seele mit allen ihren Reizen wirkende Natur hinderlich sein, genug, es giebt in Palermo nicht einen Einzigen auch nur mittelmäßigen Künstler; und will man von der Ausübung der höheren historischen Kunst nicht einmal reden, obwohl bei dem

großen ostensiven kirchlichen Leben auch da dem Maler reiche Erwerbsquellen zufließen würden, nein — auch die Landschafts-, die Portraitmalerei, welche sonst selbst bei mangelndem eigentlichem Kunstsinn sich doch da festsetzt, wo ein reicher Markt des Absatzes sich darbietet, wie es in Palermo sein würde, ist absolut gar nicht vertreten. Nicht eine einzige anständig gemalte Vedute, keine nur leidliche Portraitzeichnung ist zu erlangen.

Es liegt dies offenbar in dem völligen Mangel alles einigermaßen gediegenen Unterrichts, denn an Geschick würde es dem Palermitaner nicht fehlen. Der Architekt C., ein Palermitaner, welcher eine Zeit lang in Mailand, jetzt in Rio de Janeiro sich aufhält, ist in der architektonischen Zeichnung ein Meister, so gewandt, so genau und fleißig, daß er selbst deutschen und französischen Architekten Bewunderung und Anerkennung entlockte. In der ornamentalen Sculptur ist der Palermitaner sehr geschickt und nicht ohne Geschmack. Ich habe in dieser Beziehung Erstaunliches gesehen, wie Steinmetzen Ornamente der schwierigsten und complicirtesten Construction aus freier Hand in Stein schlugen, ohne sich im Geringsten der bei dergleichen Arbeiten üblichen Hilfsmittel zu bedienen. Die Mosaikarbeiter, die Marmoreurs sind so gewandt und erfindsam, so voll Geschmack in Anwendung ihrer Kunst, daß man kaum größere Leistungen zu erwarten vermag, und nicht minder geschickt sind die Stuckatur-

arbeiter; auch ihnen fehlt es nicht an Phantasie und Schönheitssinn, die Restaurationen der Capella Palatina sind so vorzüglich, daß sie wohl kaum anderswo besser hergestellt werden könnten, und das will bei der Eigenthümlichkeit des Baustyls, der delikaten Anwendung der Ornamentenmotive und der musivischen Farbenzusammenstellung gewiß viel sagen.

Auch die übrigen Handwerke sind nicht ohne Geschicklichkeit, und wenn für den die höchste Industrieausbildung kennenden Nordländer manche Erzeugnisse palermitanischer Meister sehr an den Naturzustand hinanreichend zu sein scheinen, so ist es bei dem völligen Mangel an Anregung, bei der zum Theil von Neapel her beförderten Sucht, sich viele Bedürfnisse aus dem Auslande kommen zu lassen, wohl natürlich, aber dennoch bei genauerer Kenntniß des dortigen Handwerksbetriebes soviel ersichtlich, daß er nur geringer Pflege bedürfte, um in kurzer Zeit einen bedeutenden Aufschwung zu nehmen.

Der Palermitaner ist, vielleicht schon durch seine wechselvolle Geschichte darauf hingeführt, weniger exclusiv, als der Süditaliener. Mehrere meiner Bekannten sprachen den Wunsch aus, Deutsch zu lernen, darunter ein junger, kenntnißreicher Astronom in der Absicht, die Werke famosissimo Umboldto (Humboldt) in der Ursprache kennen zu lernen. Obwohl ich ihm die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens

begreiflich machte, so glaubte er sie doch alle überwinden zu können, und ich merkte in den wenigen Stunden, die ich ihm ertheilte, daß ein geregelter Unterricht hier gute Wurzeln schlagen müsse; der erwähnte C., welcher einige Zeit in Göttingen verlebt, und von dessen liebenswürdigem Wesen ich schon in meiner Studienzeit daselbst gehört hatte, war der deutschen Sprache völlig Meister, so zwar, daß er ein Märchen, welches den ganzen Zauber deutscher Volkspoesie an sich hatte, schreiben konnte. Auch unter den Jesuiten und den Benediktinern sind mehrere gelehrte Herren gewesen, welche Kenntnisse in deutscher Sprache und Literatur besaßen.

Familienleben im deutschen Sinne giebt es in Palermo nicht. Die Töchter werden früh zur Heirath gedrängt, drängen selbst danach, die Söhne zum Theil in Seminarien und Klöstern erzogen; ein still wirkender Einfluß der weiblichen Natur in der Person der Mutter auf das ganze Haus dürfte selten sein. Doch ist das väterliche Haus der Halt, der Versammlungsort der schon selbstständig gewordenen Kinder und auch der entfernteren Verwandten. Zur Stunde der Conversazione nach Ave Maria sieht man in jedem bedeutenderen Hause eine große Anzahl Bäschen, Nichtchen, Töchter, Schwägerinnen, Tanten mit Männern oder Söhnen, und gehen die weltlichen männlichen Familienglieder gern in ihre Casino's am Cassaro, so sind

gewiß immer eine Anzahl jüngerer und ältlicher Abbate's in der Conversazione anzutreffen. So entsteht unwillkürlich statt des engeren Familienlebens ein weiterer Kreis verwandtschaftlicher Coterien mit gemeinsamen Interessen, welche sehr häufig einflußreich und viel durchzusetzen im Stande sind.

Die Conversazione ist denn auch der Glanzpunkt des Tages, dort bespricht man Familieninteressen, man klatscht, man scherzt, man lacht, man spricht, was einem gerade einfällt, bunt durcheinander, man lernt Bäschen kennen, verlobt sich, man wird zu Bewerbungen um Aemter und Pfründen angestachelt, es werden Intriguen zu deren Erlangung gesponnen, nur gegessen, getrunken und politisirt — wird dort nicht. Ist der Kreis hochgebildet, wird wohl ein Stückchen aus einer Verdi'schen Oper von einer Donna auf dem Pianoforte herabgetrommelt. Um acht oder neun Uhr geht man auseinander und hat sich trefflich amüsirt.

Auch kennt der Palermitaner keine abgeschlossene Häuslichkeit. Es werden Toilettengeschäfte, welche man bei uns mit der größten Heimlichkeit abmacht, dort sehr öffentlich auf dem Balkon des Hauses oder der Straße verrichtet. Es kann vorkommen, daß ein ganz ehrbarer Maëstro und Bürger der Stadt sich gemächlich die Hosen auf dem Balkon vor aller Welt Augen anzieht, auf der Straße steht häufig der Mit-

tagstisch der kleinen Handwerkerfamilie gedeckt, ein Handelsmann läßt sich ganz gemüthlich in einer sehr lebhaften Straße vor seinem Laden rasiren, und ein paar fremde Leute, die gerade Nichts zu thun haben, sehen dem Barbier staunend seine Kunstgriffe ab. Wieviel ein ehrsamer Schneidermeister Hemden hat, und wieviel er die Woche wechselt, kann man deutlich aus der allwöchentlich aushängenden Stückzahl ersehen, und ich behaupte, daß auch die Hemden des Statthalters aus den Fenstern des Palazzo Reale zum Trocknen herausgehängt wurden. Es giebt palermitanische Adlige, welche in Neapel wohnen und ihre Paläste in der Stadt mit allem von ihnen selbst in Gebrauch gehabten Inventar an Büchern, Wäsche, Möbeln vom Pot de Chambre bis zum silbernen Tafelaufsatz und bis zur Briefcassette an Fremde vermiethen, ja selbst ihre Dienerschaft zur Disposition stellen. Ist es für den Miether ein ganz absonderliches Gefühl, auf solche Weise von einem fremden, in sich abgeschlossenen äußeren Leben gleichsam umfangen zu werden, so kann auf der anderen Seite hieraus ein Schluß auf den Sinn des Palermitaners für seine Häuslichkeit gezogen werden.

Zwei Stände vor Allem sind es, welche bei Betrachtung der sicilianischen Gesellschaft besonders der Aufmerksamkeit werth sind — der Adel und die Geist-

lichkeit, und Palermo ist vorzugsweise der Sitz dieser beiden höchst wichtigen Faktoren der politischen Gestaltung Siciliens.

Diese beiden Stände müssen bis auf den heutigen Tag als die Träger sicilianischer Bildung angesehen werden, was auch von Seiten einiger Touristen hiergegen gesagt werden mag.

Das Grundprincip, auf welchem der Besitz des Adels in Sicilien beruht, das Majoratsrecht, besteht noch heute. Wer es „abschaffen" wollte, würde die politischen Verhältnisse gänzlich umstürzen. Es mag sein, daß die Majorate in der jetzigen Gestaltung nicht dazu beitragen, den Adel sittlich zu heben, aber ihre Aufhebung würde darum allein noch nicht das Gegentheil bewirken, wie man sattsam aus den neapolitanischen Adelszuständen ersehen kann. Die Verfassung von 1812 erkannte daher das Majoratsprincip auch an, und wenn heute eine conservative Verfassung unter Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse geschaffen werden soll, so müßte sie vor Allem darauf bedacht sein, auf der vorhandenen Basis die Rechte des Adels festzustellen, die Steuerlast gleich zu vertheilen und geeignete Gesetze betreffs der Verwaltung der Güter, sowie zum Schutze der Gutspächter zu erlassen. Es ist leicht gesagt und leicht verlangt, der sicilianische Adel solle seinen Patriotismus dadurch bewähren, daß er „seine Privilegien auf den Altar des Vaterlandes

niederlege.“ Aber abgesehen davon, daß mit derglei=chen Opfern noch nie dauernd Staaten begründet worden sind, ist die Zumuthung schon deshalb zu stark, weil sie das eigene Volk nicht einmal begehrt, und sie könnte allenfalls nur da gemacht werden, wo die sichere Garantie vorhanden wäre, daß mit derlei Opfern auch der beste Gebrauch gemacht würde. Der Unterschied der Stände und insbesondere die histori=schen Rechte des Adels sind in Sicilien, welches von den Grundsätzen der französischen Revolution vielleicht von allen Ländern Europas am wenigsten berührt worden ist, überdies ganz in Fleisch und Blut überge=gangene Begriffe, und ich glaube nicht, daß mit einer Nivellirung dieser gesellschaftlichen Zustände viel im Interesse des Rechtsbewußtseins des Volkes, beziehent=lich zu dessen Hebung für jetzt gewonnen sein würde.

Soviel muß jedenfalls dem Adel Siciliens auch von seinen Feinden zugestanden werden, daß er der Fremdregierung gegenüber der Träger nationalen Be=wußtseins und Selbstständigkeitsgefühls gewesen, und daß, was überhaupt an politischer Reife und Einsicht in Sicilien zu finden, sein und der Geistlichkeit Eigen=thum ist. Wenn jetzt ein großer Theil der Barone fahrläßig und leichtsinnig die Verwaltung seiner Güter Beamten überläßt, welche ähnlich den seiner Zeit in Oesterreich crassirenden wesentlich zur Verarmung des Adels beitragen, so liegt die Schuld hieran nur zum

Theil an denselben, zum großen Theil aber auch in dem Niederdruck der öffentlichen Wohlfahrt — dem Hauptprincip der neapolitanischen Regierung. Man lege nur erst Communicationswege an, man beginne die Industrie zu heben, unterstütze den Bergbau, man zeige nur, was die Verwerthung der dem Lande inne wohnenden überreichen Produktionskraft vermag, und es wird nicht lange dauern, so ist auch der Adel zur Mitarbeit herangezogen.

Die palermitanischen Großen sind zum Theil enorm reich. Aber dieser Reichthum hat in den meisten Fällen etwas Todtes. Er wird zu Erweckung neuen Lebens, zu Beförderung neuer Interessen und Bestrebungen nicht verwandt; und wie beim Italiener, so auch beim Sicilianer stehen hart nebeneinander und in scharf ausgebildeten Contrasten die beiden Fehler, in welche hier der Reiche so leicht — leichter, als anderswo — verfällt, Verschwendung und Geiz. Dem Geize verwandt ist aber die Freude am Anhäufen von Schätzen, welche, an sich todt, keinen Genuß gewähren. Es ist gewiß schön, wenn Jemand seine Gäste auf reiche Art bewirthen kann; wozu aber, wie dies der Baron di R. z. B. thut, sich eine so immense Masse von silbernem Geschirre anschaffen, daß man damit über vierhundert Personen vollständig serviren kann?

Neben den Baronen, deren Güter meist in ungemeinen Ausdehnungen nur den halben Ertrag von

dem geben, was sie bei einer rationellen Bewirthschaftung zu geben vermöchten, existiren eine Menge heruntergekommener Adliger mit zum Theil sehr prunkenden Namen, die bei einem in's Unglaubliche gehenden Leichtsinn den Rest ihres Vermögens gegen Gewährung einer täglichen Leibrente von zehn bis fünfzig Silbergroschen pro Tag verkauft haben. Diese Art Menschen bilden die gewöhnlichen, nach einem längeren Aufenthalt sehr bald bekannten Flaneurs und Besucher von Kaffeehäusern. Ein Paar Vernisstiefelchen und sonst ein leidlicher Anzug, ein schön gepflegter Bart, ein auf die vollen Locken gedrückter Pariser Hut genügt, um den Dandy zu spielen, man macht keine großen Anforderungen in Palermo, und für drei Silbergroschen kann man viel Kaffee und Eis schlürfen. Diese Cavaliere erbieten sich wohl auch, wenn sie gerade dringend Geld brauchen, und es unbeobachtet geschehen kann, zu allerhand Dienstleistungen und zweifelhaften Geschäften. Dieser Mangel an Standesgefühl beweist, auf wie tiefer Stufe politischer Bildung das Volk steht. Allein wer daraus den Schluß ziehen wollte, daß dasselbe überhaupt keiner Erhebung mehr fähig, der sei daran erinnert, wie vor gar nicht allzu langer Zeit z. B. in Oesterreich oder Baiern verabschiedete Officiere, verschuldete Beamte, theilweise mit ihren Familien, sich manches Mal, um das Leben zu erhalten, erniedrigenden Diensten und Beschäftigungen hingegeben

haben, und es keine so gar vereinzelte Erscheinung gewesen, daß etwa ein verabschiedeter Lieutenant akrobatische Kunststücke exercierte oder als Stiefelputzer fungirte.

Unter dem Adel Siciliens giebt es Männer von ganz außerordentlichen Gaben, von großer Bedeutung. Einige haben sich durch die Pflege der Geschichte ihres Vaterlandes, durch Kunstliebe und Kenntniß des Alterthums ausgezeichnet, einige haben sich mit Aufopferung bedeutender Geldmittel humanistischen Bestrebungen hingegeben. Es wird, mehr als der flüchtige Reisende sieht, in Palermo viel studirt, gesammelt, gearbeitet, und es fehlt auch hierin nur an der gehörigen Verwendung der sich darbietenden Arbeitskräfte, um ein geregeltes, freiwissenschaftliches Leben zu erzeugen. Man mag nur öfter eine der vielen Bibliotheken der Stadt besuchen, immer sind die eifrigsten Leser zu finden, und erkundigt man sich, was sie treiben, wird man ersehen, daß classische und historische Studien, letztere in specifisch sicilianischem Interesse, am eifrigsten gemacht werden. Auffallend oft sind es auch mathematische Werke, welche vor den Lesern aufgeschlagen liegen, wie denn überhaupt Palermo von jeher viel mathematische Talente besessen hat.

Unter der älteren Generation des sicilianischen Adels sind auch heute noch Figuren von jener catonischen Strenge, wie sie ein Castelnuovo besessen, zu finden.

So hatte ich z. B. Gelegenheit, den Baron B., einen der reichsten Adligen, welcher seit dem Jahre 1850 durch ein unheilbares Leiden fast stets auf das Lager gefesselt ist, kennen zu lernen. Ein feiner, strenger Geist von formell classischer Noblesse und Eleganz des Ausdrucks, mit einem warmen und edlen Gefühl für alles Menschliche, nicht ohne Anflug von Freigeisterei, zugleich von einem unbestechlichen Stolze der Wahrheit beseelt, ein Mann von catonischem Sinne, nicht ganz frei von der Philosophie der Bedürfnißlosigkeit, der im Unmuth über die Geschicke des Vaterlandes sich aus bedeutender Stellung zurückgezogen und ein Einsiedlerleben geschaffen hatte, in seinem prachtvollen Palaste ein einziges kleines Stübchen bewohnte und außer einem alten Diener Niemanden bei sich hatte und jede Gesellschaft mied.

Was die politische Gesinnung des Adels anlangt, so ist sie durchweg sicilianisch, fern von dem italienischen Unitarismus, und die jetzige Bewegung dürfte auf bedeutende Schwierigkeiten stoßen, wenn sie diesen Umstand gänzlich übersehen wollte.

Ein anderer wesentlicher Bestandtheil der palermitanischen Gesellschaft ist die Geistlichkeit. Es ist schwer, sich von derselben einen ganz richtigen Begriff zu machen. Nach den Touristen ist sie die große Spinne, welche das Netz ihrer Lug- und Truggebilde über alles edlere, freiere Streben des menschlichen Geistes legt,

nach ihnen knechtet sie die Geister auf unwürdige Weise, verdirbt die Jugend an Leib und Seele, um sie ganz in ihre Gewalt zu bekommen, untergräbt die Sittenreinheit in den Familien, um freien Spielraum für ihre Gelüste zu erlangen. Kurz, was protestantische Phantasie sich von hierarchischer Herrschaft an Schreckgebilden zu schaffen vermag, das wird der Geistlichkeit von Sicilien aufgebürdet. Demnach bestünde sie in einer großen Menge Müßiggänger, welche ihr Leben in den erniedrigendsten Genüssen und dem edeln Geschäfte des Spionirens hinbrächten. Schon die Angaben in Betreff der Zahl gehen in's Ungeheuerliche. Es sollen zwanzig- bis dreißigtausend „Pfaffen" in Palermo sich aufhalten. Einige Schriftsteller steigern sie sogar auf vierzig Tausend, so daß also der vierte Mensch in Palermo ein geistliches Individuum sein würde. Eine eigenthümliche Bevölkerung! Der vierte Mensch ein Geistlicher, der dritte soll, wie wir oben gesehen haben, ein Bettler sein, der dritte muß, das ist gewiß nicht zu viel, entweder ein Kind oder Frauenzimmer sein, — sonach bliebe ungefähr ein Zwölftel der Bevölkerung für die Gesammtheit des Adels, des Militairs, der Beamten, der Handwerker, der Kaufleute, der Schiffer und Matrosen und dergleichen übrig. Rechnet man nun einige tausend Mann Soldaten, so müßte Alles, was Palermo einige Bedeutung verschafft und sie zu

einer der angesehensten Städte Italiens gemacht hat, in einem Menschenkern von ungefähr 6000 Menschen enthalten sein.

Nach den von mir angestellten Erörterungen beträgt die Zahl der Geistlichkeit sechs bis sieben Tausend. Eine genauere Angabe ist bei dem Mangel statistischen Materials nicht möglich, ich konnte mich wesentlich nur auf die Angaben des mir befreundeten dortigen Finanzdirektors verlassen. Zu dem geistlichen Stande kann nun noch eine Anzahl Nonnen gerechnet werden, welche sich auf zwei bis drei Tausend etwa belaufen dürfte. Damit ist's aber genug.

Die Geistlichkeit hat von jeher in Sicilien große Bedeutung gehabt. Schon in dem ersten Jahrhundert n. Chr. Geb. waren der Kirche eine beträchtliche Anzahl der umfangreichen Güter römischer Patricier in Sicilien durch Schenkung und hier und da wohl auch dadurch, daß die Besitzer solcher Güter selbst den päpstlichen Stuhl bestiegen, zugefallen. Der Papst schickte in solche Dominien seine geistlichen Verwaltungsräthe, welche in steter Controle durch den Papst selbst standen, „denn," wie der große Gregor meinte, „das Seckel der Kirche sollte nicht mit schändlichem Gewinne besudelt werden." Diese Güter wurden von zinspflichtigen Colonen bebaut, ihr besonderes Gedeihen wird mehrfach erwähnt. Das Getreide, womit der versiechende

Volkshaufe in Rom gefüttert wurde, die Rosse, auf welchen der Stellvertreter Christi auf Erden ritt, lieferte Sicilien.

Im Anfange des sechsten Jahrhunderts hatte Benedictus in dem Drange, sich aus der verkommenden Welt in die beschauliche Stille, welche die Ertödtung der Sinne und das volle Erfassen himmlischer Dinge gewährt, zu retten, in Subiaco bei Rom mehrere Klöster gegründet. Ganz dem geistigen Zustande des Heiligen gemäß war das Kloster von wilden einsamen Bergen umgeben. Placidus und Maurus, zwei Patriciersöhne aus Rom, wurden dem Benedict zur Erziehung übergeben. Placidus trug die Anschauungen seines großen Lehrers nach Sicilien und konnte, daselbst fruchtbaren Boden für seine Lehren findend, durch Schenkungen unterstützt, die ihm durch den Papst zu Theil wurden, die ersten Klöster gründen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß San Martino bei Palermo das erste gewesen ist. In der öden Abgeschiedenheit großer ernster Felsennatur, in welche das wolkenbedeckte Haupt des Monte Cuccio fast in gemüthbedrückender Weise hereinragt, und welche nur durch den spärlich wachsenden Oelbaum in ihrer Nacktheit unterbrochen wird, mochte der pietätsvolle Schüler Benedict's ein Abbild der Stimmungen wiederfinden, welche in seinem ernsten Gemüthe die Einsamkeit von Subiaco einst erregt hatte.

Bald mehrten sich die Anhänger des neuen Ordens, und Sicilien ist fast sprüchwörtlich als das Paradies der Benedictiner bezeichnet worden. Natürlich — wenn man bedenkt, wie gerade hier der Zustand der alten Welt sich in recht augenfällig trostloser Verdorbenheit offenbarte. Die Neigung, der Welt mit ihren anekelnden Lüsten zu entsagen, mußte um so stärker erwachen, je verdorbener und zerrütteter die staatlichen Constitutionen erscheinen mußten, die Hoffnung, auf dem Gebiete der inneren Freiheit die eigene Seele vor dem Verderben zu retten, da um so berechtigter erscheinen.

So ist's noch heute, Flachköpfe mögen über die Bedeutung der Klöster denken, was sie wollen, in Sicilien haben sie noch eine wirkliche moralische Bedeutung. Die Zustände sind nicht viel besser, als sie waren zu der Zeit, welche die Klöster hervorriefen; daher ist die Erscheinung nicht ungewöhnlich, daß sich gerade die edelsten Geister in Sicilien unter den Mönchen finden, daß sie sich unter die Ordensregeln der Benedictiner begeben haben, um ihre innerste Freiheit sich zu retten; daß gerade dieser ernste Orden, welcher die Armuth und Entsagung dem Egoismus der weltlichen Eitelkeit, der Genußsucht gegenüberstellte, dort heute noch so viele Anhänger hat, spricht gewiß nicht ungünstig für die geistige Richtung des Sicilianers.

Außer den Benedictiner-Klöstern sind besonders

zahlreich die der Franziskaner, der Dominikaner, welche sich alle aus Sicilianern rekrutiren, während der Orden der Jesuiten sehr viel Ausländer zählt.

Neben der Anziehungskraft, welche der geistliche Stand schon an sich ausübt, sind es noch mehrere Ursachen, welche ihm eine Menge der besten Kräfte zuführen. Abgesehen davon, daß der große Reichthum der Kirche, ihr ausgedehnter Länderbesitz schon eine bedeutende Anzahl geistlichen Verwaltungspersonals erfordert, ist für den Sohn gebildeter sicilianischer Familien oft kein anderer Ausweg zur Begründung einer Stellung, als die Tonsur. Ist er nämlich nicht unabhängig genug, um jede Anstellung im Staate zu verschmähen, so bleiben ihm blos die beiden Carrieren als Militair oder Beamter. Davor schrecken aber Viele zurück, weil die neapolitanische Regierung fast stets das Princip verfolgt hat, die Sicilianer in Neapel, und die Neapolitaner in Sicilien zu verwenden — eine sehr üble und demoralisirende Praxis.

Eltern, welche daher gut sicilianisch gesinnt sind, das Beste ihrer Kinder wollen, übergeben den Knaben irgend einem geistliche Collège; es wird ihm eine geistliche Kleidung angethan, und er gewöhnt sich so an den Gedanken, daß er mit dem fünfzehnten Jahre selbst nichts Anderes will, als dem geistlichen Stande sich zu widmen.

Ueberdies kann sich der junge Mann gerade hier

am Meisten hervorthun, und seinem Ehrgeize — die katholische Kirche hat gute Köpfe stets zu schätzen gewußt — sind hier die wenigsten Schranken gesetzt. Daher kommt es, daß sich ein großer und nicht der schlechteste Theil der palermitanischen Jugend dem Dienste der Kirche zuwendet, daher jene fast allgemeine große Bildung der Geistlichkeit, daher der ihr innewohnende Patriotismus, daher endlich die Erscheinung, daß sie mit allen Kreisen des Volkes auf das Innigste verwachsen ist, denn, wenn die höhere Geistlichkeit sich aus den gebildeten Ständen rekrutirt, so geht die niedere Geistlichkeit, die Bettelorden, unmittelbar aus dem Volke hervor. Werden doch z. B. die Findlinge, deren alljährlich wohl durchschnittlich zweihundert im großen Findelhause zu Palermo abgesetzt werden, je nachdem sie sich zu dem einen oder anderen Stande besser eignen, entweder Bettelmönche oder Soldaten.

Der sicilianische Clerus hat meistens auf Seiten der nationalen Bewegungen gestanden, und nur die Jesuiten, welche zum großen Theil nicht einmal Sicilianer sind, überhaupt von jeher den abstrakt-legitimen Principien der Hierarchie in Betreff der Kirche und des Staates gehuldigt haben, haben jeder Zeit in innigster Verbindung mit dem neapolitanischen Gouvernement gestanden.

Ich kann nicht beurtheilen, ob ohne die Säcularisation der Kirchengüter dem mitgenommenen Lande

nicht mehr aufzuhelfen sein dürfte, ich vermuthe aber, daß auch ohne diese allerdings durchgreifende Maßregel, namentlich durch angemessene Gesetze wegen Verwaltung der Kirchengüter unter Controle des Staats, durch ein rechtzeitiges Ablösungsverfahren recht wohl geholfen werden könne, ohne einen Raub an dem Eigenthumsrechte der für die Entwickelung und Geschichte dieses Landes hochwichtigen Kirche zu begehen. Ueberdies würde derjenigen Ordnung der Dinge, welche die Säcularisation der Kirchengüter beschlösse, sofort die ungeheure Armenlast, welche jetzt lediglich die Geistlichkeit getragen hat, zufallen, und ich bezweifle sehr, daß die politische Gewalt das Geschick besitzen würde, welches in dieser Beziehung die Kirche entwickelt. Die ungeheure Anzahl der nichtsthuenden Armen, jene chaotische Masse, welche namentlich in den größeren Städten sich bis zu einer Schrecken erregenden Höhe angesammelt hat, ist überhaupt ein ernster Punkt für die Betrachtung eines Jeden, welcher dem Lande eine gesunde Entwickelung wünscht. Der Geistlichkeit nahe treten, hieße auch sofort diese gefährlichen Massen gegen sich empören. Hier muß eben temporisirt werden, und es ist nur mit langsamen Mitteln, durch Hebung des Schulwesens insbesondere, durch Heranziehen einer neuen Generation, Eröffnung vielfacher Erwerbsquellen, diesem tiefen Uebelstande abzuhelfen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Geistlich-

keit in dem Streben nach Einfluß auf alle Verhältnisse sich manche Uebergriffe in die Rechte der freien Persönlichkeit zu Schulden kommen läßt, daß sie geflissentlich Armuth und Unwissenheit der niederen Klassen hegt, weil so ihr die Macht gesichert ist, daß unter der niederen Geistlichkeit manche Sittenlosigkeit und Rohheit zu beobachten ist — aber dies Alles giebt noch kein Recht, ein Verdammungsurtheil in Bausch und Bogen auszusprechen, es ist vielmehr die Thatsache zu constatiren, daß die sicilianische Geistlichkeit zum großen Theil aus liebenswürdigen, gebildeten, humangesinnten Männern besteht, und daß sie einen bei Weitem besseren Eindruck macht, als wir nach so mancherlei Berichten erwarten zu können glauben.

IV.

Der architektonische Gesammteindruck Palermo's ist bei weitem ernster und edler, charakteristischer, als der Neapels; Stahr vergleicht Letzteres mit einer Maitresse, Palermo mit einer Fürstin!

Die Einwohnerzahl läßt sich bei den ziemlich ungenauen statistischen Berechnungen, wie sie in Süditalien üblich, nicht bestimmt angeben, doch kann man wohl einhundertfünfundsechszig bis einhundertsiebenzig Tausende rechnen.

Selbst wenn diese noch so eng zusammen wohnen, wie dies, namentlich in der inneren Stadt, der Fall ist, bedürfen sie doch eines bedeutenden Raumes, und so macht denn Palermo schon den Eindruck einer imposanten größeren Stadt.

Sie bildet ein ziemlich regelmäßiges Viereck, welches durch zwei Straßen, den Toledo oder Cassaro und die Macqueda, in vier kleinere Vierecke getheilt wird.

Der Cassaro führt vom Meere aus nach dem königlichen Schlosse, welches nebst dem Palaste des Erzbischofs, einer großen Kaserne, dem Spedale grande und mehreren Palais sicilianischer Großen den am südlichen Ende der Stadt gelegenen Königsplatz umschließt.

Unmittelbar von ihm aus eröffnet das „neue Thor" mit seinem von Säulchen getragenen, zum Theil mit Mosaiken verzierten Thurme, welches halb den Eindruck eines Triumphbogens macht, den Weg in die Vorstadt und auf die breite belebte Straße nach Monreale und dem Süden der Insel.

Der Königsplatz ist imposant, schon durch den sich hoch aufthürmenden altnormannischen Bau, welcher den älteren Theil des Schlosses bildet.

Schaut man unter dem „neuen Thor" zurück in den Cassaro, so thut sich dem Auge ein im höchsten Grade malerisches Bild auf.

Eine lange Reihe grandioser Paläste mit ihren ausbauchenden Balkonen, mit den eigenthümlichen Zinnenkränzen, welche häufig die glatte Bedachung umschließen, mit den gewaltigen, in die Ferne sehr großartig wirkenden Ornamenten, dazwischen Kirchen im Prunke überladener Renaissance, bilden den größeren Theil der Straße. Diese selbst ist mit Marmorquadern belegt und zu beiden Seiten mit erhöhten Trottoirs eingefaßt. Damit das Regenwasser schneller abfließe, senkt sich die Straße gegen die Mitte zu etwas. In den Parterrelokalen der Häuser reiht sich Laden an Laden; Café's und Casinos, Apotheken mit bunten Schildern geben dem Cassaro den Anstrich der Belebtheit, und da, wo in nicht überwölbten Halbbogenansätzen die Porta Felice die Straße schließt, sieht man über das bewegte Treiben, über die Paläste von rothbraunem Tuffstein, über den blendenden Marmor hinweg die blaue Meereslinie!

In rechtem Winkel wird der Cassaro von der Macquedastraße durchschnitten. Sie ist fast noch breiter und gewährt jedenfalls einen noch mannichfaltigeren Anblick.

Hier sind die ältesten Häuser, riesige, von der Zeit halbverwitterte Paläste mit normannischen Spitzbogenfenstern, mit gewaltigen Balkonen, neben luftig in die Höhe gebauten Baracken, welche über die Palastmauern hinwegragen; hier gewährt ein zierlich gebautes, mit

köstlichem Erker versehenes, einstöckiges Haus durch seine Pforte den Einblick in ein reizendes Atrium mit einem von Blumen und Schlinggewächsen umgebenen, hochplätschernden, Kühlung verbreitenden Springbrunnen.

Hier erscheint auch das Leben und Treiben fast noch bewegter, die Fruchthändler haben ihre Waaren auf der Straße ausgebreitet, die Bettler sich ungenirter etablirt, überdies gewährt diese Straße bei weitem mehr und mannichfaltigere Einblicke in die hohen engen Nebenstraßen, in welchen sich Alles zusammendrängt, um ihnen den farbigsten Anstrich zu verleihen. Aus ihnen erschallt in vielfachem Klange das tosende Leben!

Die Fortsetzung der Macquedastraße, vom Thore aus Strada nuova genannt, führt in denjenigen Theil der Campagne, welcher von dem Monte Pellegrino und dem Capo di Gallo, dem Monte Cuccio eingeschlossen, vorzugsweise die Conca d'oro genannt wird.

Nach dieser Richtung hin scheint sich Palermo vergrößern zu wollen. Hier ist die einzige Vorstadt, in welcher Neubauten entstanden sind und noch entstehen; wenigstens wurden während der Zeit meines Aufenthaltes mehrere Landhäuser hier gebaut, unter anderem eine von dem Architekten Cavallari in arabischem Style aufgeführte Villa.

Die Strada nuova ist von unvergleichlicher Schön-

heit. Anfangs zwischen stattlichen Palästen, vor denen sich kleine Plätze mit Bosquets der duftendsten Blumen befinden, hinlaufend, gewährt sie dann, höher als die umliegende Campagne gelegen, einen Blick über die Orangengärten, über die daraus hervor sich hebenden Casinos, auf das höchst malerisch gelegene Kloster San Giorgio, auf die Gärten des Fürsten Villafranca mit ihren Cypressen und Pinien, hinter welchen der Pellegrin majestätisch emporsteigt, während die große Meereslinie das Bild nach dieser Seite hin abschließt. Links ragt über der üppigen Ebene, über den Oelbaumpflanzungen von Grazia und Mortellaro und über den reichen Gefilden des Klosters Bacda die vulkanische Form des dreitausend Fuß hohen Monte Cuccio herein.

Diese Straße ist zur Winterszeit der gewöhnliche Spaziergang der Palermitaner. Den Wandelnden begleitet stets der Blick auf das glänzende blaue Meer hinaus und der Anhauch der von dorther wehenden frischen Luft.

Hier sammelt sich täglich die gute Gesellschaft und schöpft nach dem Mittagessen Athem, genießt das Vergnügen zu sehen und gesehen zu werden. Die Frauen mittleren Standes lassen sich gern auf den Steinsitzen, welche zu beiden Seiten der Straße angebracht sind, nieder, während die Vornehmeren in der Carosse sitzen.

Ist der Nachmittag schön, so ist das Gewimmel

auf den zu beiden Seiten des Weges befindlichen Trottoirs ziemlich groß. Dazwischen wird geritten und gefahren mit Maulthieren, Pferden und buntaufgezäumten Eseln, welche fast flüchtiger noch als jene sind.

Die Geistlichkeit ist stark vertreten. In langen Zügen sieht man sie einherschreiten, Augustiner, Franziskaner, Benediktiner, Jesuiten und Liguorianer, Weltgeistliche, in den verschiedensten Talaren, mit den verschiedensten Kopfbedeckungen und einer wirklich unglaublichen Variation der Aufkrempelung des Hutes. Die Zöglinge der Schulen sind entweder in geistlicher oder in weltlicher Uniform. Dandys mit schön gebügelten Hüten und mit Vernisstiefelchen, Facchins, Campagnesen, verhüllte Frauen, deren leisem Winke zu folgen nicht räthlich, Soldaten mit Kindern auf dem Arme — denn man dingt hier geradezu Soldaten als Kinderwärter!

Hier fährt der reiche Principe di Valguarnera mit vier raschen Hengsten, dort bewegt sich zwischen den schnelleren Fuhrwerken langsamer eine alte, einstmals in Goldverzierung prunkende, nunmehr gebleichte, von alten Maulthieren gezogene Kutsche von unbeschreiblich großer Dimension, mit einem eben solchen verwitterten Kutscher, einem dergleichen Jäger, dem die Hutfedern zum großen Theile schon ausgegangen, dessen Tressen ebenso roth wie seine Nase sind.

Es ist die Duchessa di San S., welche darin sitzt.

Sie wohnt in einem halbverfallenen Hause in einer engen Nebenstraße. Eine schmutzige, sehr schief im Winkel liegende Treppe führt aus dem kleinen Hofe bei zum Theil mit Papier verklebten Fenstern und an mit Spinngeweben überzogenen Wänden hinauf in das vierte Stockwerk.

Die Wohnung besteht aus drei Piecen, dem Conversationszimmer, in welchem ärmliche Rohrstühle an den vier Wänden aufgestellt das einzige Meublement bilden, einem Wohn- und Schlafzimmer und einem Raume für die Domestiken, in dem auch gekocht, gebraten, gewaschen wird. Kommt Besuch, so wird die fleischfarbene, verschossene Atlasrobe angezogen, denn Frau Duchessa befindet sich außerdem den ganzen Tag über in einem zweifelhaften Negligé. Sie ist sehr arm — die Frau Duchessa aus spanischem Geblüte — im vierten Stockwerke mit der Aussicht auf Dächer und Höfe, ihre Revenüen trocknen nach und nach ein, sie muß manchmal mit einer Orange statt eines fetten Arrosto verlieb nehmen, aber die Carosse behält sie bei und den Kutscher, vor Allem den Jäger mit dem ausgegangenen Federstutz und den roth gewordenen Borden; aus ihnen glänzt den unsicheren Augen der alternden Frau noch das alte Glück und der alte Reichthum an der Seite eines jungen, schönen, verschwenderischen Gemahls entgegen!

Eher sterben, als die Carosse lassen!

Und mit welchem vornehmen, fürstlichen Anstand grüßt die Frau Ducchessa, und dabei wie überschwenglich gnädig und heiter!

Ueberall wird auf der Strada nuova geplaudert, gelacht, gescherzt, hier hält ein Wagen voll dicker Damen an, und ein paar Dandys parliren am Schlage, Alles so harmlos und naiv eitel, daß man sich eines Lächelns nicht erwehren kann.

Der Palermitaner hat viel Vettern und Basen, hier trifft er Alle, denn Keiner versäumt so leicht den Corso.

Mit vieler Gründlichkeit und großer Importenz, ja einem Aufwande von eleganter Gelehrsamkeit erklärte mir Don Gaudentio, ein junger Geistlicher, mit dem ich öfter hier zusammentraf, daß gerade in dieser Straße die beste Luft für die Verdauung sei, sie demnach auch bei weitem der Marina, dem ursprünglich einzigen Spaziergange der Palermitaner, vorzuziehen sei.

Trotzdem wird die sogenannte Marina vor der Porta Felice wegen des größeren Schattens, welchen die dort angepflanzten immergrünen Eichen gewähren, und wegen der unmittelbaren Nähe des Meeres, welches zur Mittags- und Abendstunde eine frische Brise wehen läßt, in der Sommerszeit vorzugsweise als Corso benutzt, während sie im Winter allerdings nicht so belebt ist.

Die Marina von Palermo dürfte wohl eine der schönsten Promenaden der Erde sein!

Sie ist längs des Golfs hin gelegen. Eine hohe schön gebaute Untermauer mit Ballustraden schützt gegen das heranbrandende Meer. Ueberall sind hier an dem Mauergeländer Ruhebänke angebracht. Ein breites Trottoir führt unmittelbar am Ufer hin. Drei Fahrstraßen bilden die Breite dieser Marina, in deren Mitte ganz nach Art der spanischen Alameden eine schattige Allee angepflanzt ist. Dann erhöht sich der Weg wieder zu einer niedrigen Terrasse, auf welcher viele Marmorsitze angebracht sind. Eine Reihe der schönsten Paläste umschließt die Marina nach der Stadtseite zu. Nach Westen zu wird dies Marinebild von dem Hafencästelle und der Sanità, dem von Schiffsmasten und Wimpeln belebten Hafen, dem darüber hinragenden Monte Pellegrino, nach Osten von dem weit in's Meer hinausgeschobenen Cap von Zaffarano abgeschlossen.

Am östlichen Ende des schattigen Spazierganges steht ein zierlicher Marmortempel, in welchem zur Sommerszeit von einer Militairmusikbande die weichen Melodieen italienischer Opern gespielt werden, daß die Töne in den Abendstunden schmeichelnd über das spiegelnde Meer hingleiten.

Aus dem Cassaro gelangt man nach der Marina durch die Porta Felice.

Der Eindruck, welchen dieser Schritt in's Freie gewährt, ist nicht zu beschreiben, nicht die Schönheit und Milde dieser Natur, dieser ambrosischen Luft, welche hereinweht von dem tiefblauen Meere, welches ich noch nirgend in so classischer Majestät habe prangen sehen, dieser schönen Bergform des Monte Pellegrino im Sonnenglanze mit seinen mathematisch scharf abgeschnittenen tiefen Schatten, dieser duftigen Ferne der Eilande und der schönen Küste!

Mit einer gewissen ängstlichen Hast prägte ich meiner Seele dies Bild ein, damit es ja darin haften bleibe — und wenn es heute in trüber Stunde wieder vor die Erinnerung tritt, diese selige Schönheit vor dem seelischen Auge sich entfaltet, dann ist alles Leid vergessen, jeder Mißmuth geschwunden!

Ja, mit Recht heißt dieses Thor, welches an die Marine von Palermo führt — Felice — Glück eröffnend, von ihm aus überschaut man mit Einem Blicke Deine volle Schönheit und Größe, herrliche Trinacria!

Nach dem Spaziergange wird in der Regel noch im Vorbeigehen vor irgend einem Café ein Glas Eis genossen, dann in die im Cassaro gelegenen, geschlossenen Gesellschafts- und Conversationslokale geeilt, denn der Palermitaner liebt es nicht, sich längere Zeit in öffentlichen Cafés aufzuhalten — aus leicht zu errathenden Gründen, da die Polizei überall Spione ausstellt.

Die Damen und ein Theil der männlichen Gesell-

schaft, welche ihnen gern Gesellschaft leistet, eilen in die Conversationen, der gewöhnliche Mann in irgend eine Trattorie, um nunmehr sein Pranzo zu halten.

Die Seminare und Klosterleute kehren wieder in die Clausur zurück.

Wagen und Reiter suchen in eiligstem Schritte mit Ave Maria wieder zu Hause einzutreffen.

In Zeit von einer Viertelstunde ist die Promenade abgestorben, dagegen entsteht in der Stadt ein Drängen und Wogen, eine Erscheinung — dem Fremden um so auffälliger — als er den Grund nicht kennt.

Noch sind nur die Thürme und hohen Dachspitzen von der Sonne beleuchtet.

Es erhebt sich plötzlich eine kühle Luft von den Bergen her! Endlich versinken die Strahlen, es ertönt allerwärts das Ave Maria-Läuten — die Nacht tritt ein!

Wem an einem milden Sommerabende der Anblick einer deutschen Reichsstadt, wie des edlen Nürnberg im Schmucke seiner Thürme und Zinnen, seiner Mauerkrone von der schönen, alten Veste aus zu Theil geworden — wer sich im Schatten des herrlichen Baumes, welcher dort auf der Freiung vor dem mit dem deutschen Adler auf güldnem Felde geschmückten Thore angepflanzt ist, an dem lieben Städtebild länger ergötzt hat, als es sonst Fremde zu thun pflegen — wem einmal im Niederblicke auf dies echte, freie, stolze Bürgerleben und auf diese rührige und doch nicht rastlose,

auf diese betriebsame und doch nicht gewinnhaftige, auf diese volkreiche und doch nicht überfüllte Stadt das volle deutsche Herz aufgegangen ist, — wem die vielen Denkmale und Erinnerungen an eine blüthen- und entwickelungsreiche Vergangenheit unseres deutschen Städtethums, welche darum überaus wohlthuend wirken, weil sie einem ebenso regen und gesunden gegenwärtigen Leben nur zur Zierde dienen, von ihm gleichsam neu belebt worden, Nichts von elegischer Wehmuth, sondern nur frische historische Freude erwecken, — wer beim Anblicke der die Stadt umgebenden Auen, von Natur nicht reich bedacht, durch den redlichen Fleiß eines der tüchtigsten deutschen Volksstämme in blühende Gefilde mit reichem Ertrage umgewandelt, der zahlreichen Bauwerke, die keines Fürsten hoher Sinn, nicht die Prachtliebe der Großen, sondern eine Gesammtheit deutscher Bürger geschaffen hat, um sich ihr Haus wohlig und schön zu bereiten — wer, sage ich, bei solchem Anblicke sich glücklich preist, in einem Lande mit gesegneten Zuständen leben zu können — den stimmt wohl das harmonische, in allen herrlichen Accorden anhebende Geläute zur Andacht, das wie ein melodisches Glockengebet zum stillen Abendhimmel hinaufsteigt — so leidenschaftslos und mild, und doch so liebewarm und inbrünstig, tiefergreifend um die Stunde — der entblößt wohl unwillkürlich sein Haupt und schickt ein Gebet hinauf zu dem, der die Geschicke der Völker in

seiner Hand hält, und einen Segenswunsch hinab auf die deutsche Stadt, auf das theure geliebte Vaterland!

Oder — wer in einem der kleinen Theile Deutschland's aus grünem Haag die Dorfglocke gehört — wem es geschienen, als ob die reinen zitternden Töne mit dem durch das frische Waldesgrün hindurch schimmernden Abendrothe verschmolzen — wer dann vom Bergeshange aus unter sich das friedliche Dorf mit den rauchenden Schornsteinen erblickt hat — über den ist gewiß ein unsagbares Gefühl des Friedens gekommen, und in seinem Herzen ist's so still und abendselig geworden, wie da drunten im grünen Gefilde!

Von derlei Empfindungen erregt das Ave Maria-Läuten in Palermo Nichts!

Es ist weniger ein Läuten, als ein nicht zu beschreibendes, in den raschesten Tempo's erfolgendes Glockengeraßel, welches in wilden unharmonischen Schlägen ertönt.

Es entsteht dadurch, daß an den Thürmen der vielen Kirchen und Klöster ein ganzes System von zwölf bis vierundzwanzig Schellen und Glocken angebracht ist, an welche in rascher Aufeinanderfolge die Hämmer, durch ein einziges Seil angezogen, anschlagen. So wird eine Art von Glockenspiel, das sich in großer Schnelligkeit wiederholt, erzeugt. Alle diese Spiele zusammen aber geben ein unbeschreibliches Geklingel.

Es ist ein in rasender Leidenschaft ertönender Ruf,

daß wieder ein Tag zu Ende und die Nacht eingebrochen — gleichsam das in hastigen Schlägen auspulsirende Leben des rast- und ziellosen Tages! Es endet in plötzlichem Abbruche mit einem Mißklange!

Es liegt keine weich nachhallende Versöhnung in diesem Abendläuten, und wie es in seinem betäubenden Lärme bloß die Sinne verwirrt, kann es die Tausende, welche mit entblößtem Haupte ruckweise in ihrem Treiben innehalten, wohl zu einem sclavisch kirchlichen Dienste des Gebetes zwingen, aber keine freie religiöse Empfindung erregen!

Auch folgt auf dies Ave Maria-Läuten kein stilldämmernder Abend mit seinem Aushauchen, seinem Abkühlen, seiner bezaubernden Frische, sondern schnell und plötzlich rollt die Nacht ihr sternendurchwebtes Gewand über der noch soeben in flammendem Golde glänzenden Erde auf!

Unmittelbar mit dem Eintritte der Nacht entwickelt sich, weniger in den zwei Hauptstraßen, in welchen es verhältnißmäßig bald still wird, als in den engen Nebenstraßen und kleinen Plätzen, das munterste, heiterste, bilderreichste Leben, ebenso wie es hier auch am Morgen zuerst beginnt!

Es dämmert die Nacht, der Morgen ruht noch im Schooße des Meeres! Fast noch finster ist es in den engen Straßen, deren hohe Häuser mit ihren eisernen Balkonen, ihrer zum Theil altnormännischen Architektur

finster in den kalten Morgenhimmel hinaufragen. Noch ist kein Mensch zu sehen. Schlaf deckt dies sonst so geräuschvolle leidenschaftliche Leben zu, die Alles bezwingende Macht der Ermüdung übt noch ihren Einfluß. Nur ein einsames Licht flimmert hier und dort vor einem kleinen Bilde der Maria oder eines Heiligen.

Die Kirche wacht allein! —

Ein Ordensbruder, gegen die Morgenkühle durch die über den Kopf gezogenen Capuze geschützt, öffnet die Pforte zur Kirche. Siehe, da wird hastig die Thüre eines der großen Häuser auf einem kleinen Platze geöffnet, ein Mann schlüpft daraus hervor, während ein Mädchenkopf ihm flüchtig nachschaut, und dann eilig die Thüre wieder geschlossen wird. Es ist der Inamorato, der sich den Lohn einer schönen Serenade bei seinem Liebchen geholt. Die armen jungen Leute haben ja sonst gar keine Gelegenheit, sich zu sehen; in den Conversationen erscheinen meist nur Verwandte, und so bleibt nur der Corso, das Theater und die Serenade, deren zweiter Theil freilich manchmal oben in der Schönen Kammer fortgesetzt wird. Doch — wehe dem Armen, der dabei in die Hände des Vaters oder der furiosen Brüder fällt!

Hier liegen auf den Stufen des Marmorpalastes oder an dem Eingange zur Kirche menschliche Gestalten, so gut es geht, in Capuzen gehüllt!

Es sind Glückliche, welche nicht mit der Last einer

Wohnung beschwert sind, sie stärken auf dem harten Pflasterboden die müden Glieder, um dann den Tag in Heiterkeit und Frohsinn zu verbringen, wie es ihre südliche Natur ihnen gestattet. Dieser gebräunte Bursche mit dem trotzigen Munde und der schönen Nase weiß beim Erwachen sicher nicht, ob er frühstücken wird. Und doch — wenn er sich den Schlaf aus den Augen gerieben, möchte man sich fast freuen über diesen Anblick Murillo'scher Bettlersouveränität!

Freuen? — Nein!

Dort liegt ein armes blasses Weib mit unaussprechlichem Wehe im Gesichte, ihr zur Seite, die kleinen Beinchen eingezogen, um sich in der feuchten Nacht mehr zu wärmen, nur dürftig mit Lumpen bedeckt, ein Kind! Auf seinem im Schlafe noch unglücklichen Gesichte ist das muojo di fame — ich sterbe vor Hunger, das es den Tag über und oft wahrlich mit Recht gerufen — gleichsam versteinert zu lesen!

Dies junge Antlitz — ein blutiges Brandmal der sicilianischen Zustände — schreit zum Himmel empor, welcher keine Rettung zu kennen scheint!

Jetzt ertönt von den Kirchen das Schlagen der Glocken, der Ruf zum Gebete, die während der Nacht in der Stadt vertheilten Wachen kehren mit dröhnendem Schritte und dem Geklirre der Waffen in ihre Kasernen zurück.

Am Hafen, im Quartier von Piedigrotta regt sich's

zuerst, der Schiffer, der Matrose rüstet sich zum Tagewerk, vom Lande herein kommt der Paësano mit seinem Vieh, die Trattorien öffnen sich, Alles bereitet sich zu den Bedürfnissen des Tages vor.

Die Sonne ist aus ihrem schimmernden Wasserbette aufgetaucht, — in den kühlen Straßen, noch feucht von dem Niederschlage des Nachtthaues, das Leben erwacht!

Der Klemptner setzt sich vor seinem Laden zurecht und fängt an zu hämmern.

Die öffentlichen Schreiber sind aus ihren elenden Quartieren, den Schlupfwinkeln der Kuppelei, herabgestiegen. Sie bilden originelle Figuren in der palermitanischen Gesellschaft mit ihren langgeschwänzten Fracks und gefährlich spitzen stehenden Hemdkragen, ihren kurzen Unaussprechlichen und unaussprechlich gewaltigen Hüten. Das Tischchen wird zurecht gerückt, die Cigarre angebrannt und die Schreibbedürftigen erwartet.

Wie sich das Gefühlsleben des Südländers offener dem Auge darstellt, als im Norden, so sind diese Tische der öffentlichen Schreiber eine reiche Quelle psychologischer Studien!

Der Antiquar legt ernsthaft den Schatz seiner literarischen Reichthümer auf dem Straßenpflaster aus, unbekümmert, ob darüber auch einmal ein Eselchen mit seiner Ladung von Oel stolpert. Ein wissensdurstiger

Käufer knieet sich gemüthlich vor den Büchern hin und hält Auslese seines Bedarfs.

Ein Paar rüstige Kapuziner schlendern mit Säcken auf dem Rücken, um ihre Einkäufe zu besorgen oder milde Gaben zu erbitten.

Auf den verschiedenen Marktplätzen in der Stadt werden die reichen Erzeugnisse der See ausgelegt; was nicht etwa gleich auf der Straße Piedigrotta, im Quartier der Schiffer, am kleinen Hafen verkauft wird, das wird in die Stadt gebracht; riesige Fische, manchmal so groß, daß sie zwei Männer an einer über die Schultern gelegten Stange tragen müssen, werden gleich auf dem Markte geschlachtet und häufig stückweise verauctionirt, wobei es ohne Scherz und komische Scenen nicht abgeht.

In keiner Stadt Italiens sieht man solche reiche Fülle von Gemüsen und Früchten. Die Größe und Schönheit derselben ist ganz außerordentlich — kein Wunder, wenn man bedenkt, daß der Palermitaner auf den Gemüsebau großen Fleiß verwendet und ihn hierbei die ausgezeichnete Bewässerungsmethode der Campagne, sowie eines der glücklichsten Klimate der Erde unterstützt.

Jetzt öffnet auch der Pizzicaruol, der Maccaroniverkäufer seinen Laden. An kleinen zierlichen Herden fängt man an zu kochen, dort werden Kastanien gebraten, hier Fische geschmort, Maccaroni alla Napolitana

und alla Siciliana zubereitet, hier duftet der Bratgeruch von Friddo in der Luft, dort dreht sich ein fetter Capaun am Spieße.

Der Fremde scheut sich in der Regel, hier Etwas zu genießen, wo gerade die beste Controle der Reinlichkeit möglich.

Ein höchst deliciöses Frühstück von einem saftigen Stück Capaun mit Carviol oder sonst welchem Gemüse ist hier für zwei bis drei Silbergroschen zu genießen, noch dazu in so lustiger, origineller Umgebung, der Forestiere aber giebt lieber das Fünffache, um dasselbe allein in einer dunklen Unterstube seines Hotels „einzunehmen."

Wer in Italien nicht leichtlebig ist, hat keinen Genuß, wer es nicht dort wird, keinen Beruf zum Reisen und sollte lieber innerhalb seiner vier Pfähle bleiben.

Ich hatte, da ich den Einkauf häuslichen Bedarfs selbst besorgte, oft Gelegenheit, den Markt zu besuchen.

Adolfo Braga, ein palermitanischer Kleinbürger, der sich jedoch zeitweilig auch als Diener vermiethete, folgte mir und machte freilich tausenderlei Einwendungen, wenn er irgend Etwas tragen sollte, was nicht mit Papier wohlverwahrt und verbunden war. Körbe tragen nur Facchins oder — Soldaten.

Der Palermitaner, selbst aus niederem Stande, will immer Gentleman sein. Adolfo war darin das Urbild eines palermitanischen Kleinbürgers. Er hatte

gute Manieren, wie sie in Deutschland nur sehr gebildete Kammerdiener besitzen, war von ziemlichem Nationalstolze besessen und sah mit einem gewissen Bedauern auf seinen barbarischen Herrn. Er war der liebenswürdigste, sanfteste Mensch, wenn man mit ihm gemüthlich plauderte und scherzte; wenn man ihn als Gentleman behandelte, war er es wirklich, und dann fiel es ihm gewiß nicht ein, in irgend Etwas Vortheil zu ziehen. Aber wehe! wenn man sich — wie es denn doch manchmal nicht anders ging — hinreißen ließ, ihn grob anzufahren. Wie war er da im Innersten alterirt, der Zorn, den er verschluckte, griff ihn nur um so mehr an. Man mußte Mitleid mit ihm haben, aber man konnte auch gewiß sein, daß er aus Rache bei nächster Gelegenheit Einen tüchtig prellte.

Er ging stets höchst anständig gekleidet und hielt auf sein Exterieur bei Weitem mehr, als ich, über dessen saloppen Anzug er sich mehr als einmal verwundernd aussprach. Er trug einen blauen, wohlgebürsteten, darum an den Näthen etwas fahl gewordenen Rock, einen glattgestrichenen Hut, war stets glatt rasirt — man muß den Bart auf vierundzwanzig Stunden unter der Haut wegnehmen, war seine stehende Redensart — und sah mit seinem hagern und blassen Gesichte, mit den schwarzen fixen Augen in seinem dunklen Anzuge mehr einem Gelehrten, wie einem Diener ähnlich. Er sprach leise und fein, nur der Zorn konnte

seinem sonst sanft lispelndem Munde gewaltige, weithin schallende Töne entlocken.

Er ging täglich in die Messe, schien überhaupt fromm zu sein. Im Anfange versuchte er zu übervortheilen, als er aber sah, daß man wache Blicke hatte, war er ein ziemlich treuer, redlicher Diener, der ein gewisses Interesse an seinem Herrn nahm und nicht ohne innere Bewegung ihn scheiden sah.

Der Hauptfehler des Palermitaners — die Eitelkeit — war auch der seinige! Er gab manchen Bajocco aus, um nur nicht selbst gewisse Dinge über die Straße tragen zu müssen. Mindestens vier bis fünf Leute waren ihm stets zur Hand, denen er kleine Unteraufträge zu geben hatte. Man konnte ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihn wegen seiner Klugheit oder seines Hutes, Palermo wegen seiner Schönheit lobte. Mit bedauerndem Blicke antwortete er dann in der Regel: Ein sehr armer Teufel, der nicht in Palermo wohnen kann!

Doch ich verlasse das Marktgewühl und den schmächtigen Adolfo und wende meine Schritte durch den Cassaro nach dem Domplatze.

Die Morgensonne hat sich schon freundlich bis tief in die Straßen niedergelassen, den feuchten Niederschlag bereits verdunstet, sie wirkt mit malerischem Zauber auf die phantastischen, sich nun in Licht und Schatten scharf markirenden Ornamente der Paläste, auf die

zum Theil kecken Gliederungen, wie auf die hoch zwischen den Häusern sich aufbauenden Altane mit schattigem Weindache und sich wiegenden Ranken, ein frisches luftiges Wehen geht über die Balkone und Dächer, bewegt dort blühende Büsche von Escholzien und Rosen, dort sich blähende weiße Wäsche auf dem blauen Himmelshintergrunde.

Wir sind zur Stelle!

Der Dom zeigt sich in vollem Glanze der Sonne und seines eigenen leuchtenden Gesteines dem überraschten Blicke! Dieses für die Geschichte der Kunst höchst wichtige Baudenkmal mit seiner üppig dekorativen Entfaltung macht von dem weiten, freien, von herrlichen Palästen umgebenen, mit Statuen gezierten Platze aus gesehen eine bei weitem mehr malerische, als architektonische Wirkung. Pracht, Entwickelung und Reichthum der Phantasie müssen hier die organische Einheit eines Gedankens ersetzen, ja lassen diesen Mangel auf Augenblicke vollständig vergessen. Vorherrschend erkennbar ist das arabische Bauelement, in dem reichen Ergusse einer glücklichen, südlichen Phantasie, fein und prächtig zugleich in der Mannichfaltigkeit verschlungener Bogen, den zierlichen Zackenzinnen, den mit Gold, Blau, Grün und Roth gemalten Mustern, in der Laune und der übermüthigen Gestaltung des Details, während dagegen in der Anlage und

dem eigentlich architektonischen Gedanken byzantinischer Styl sich geltend macht.

Dazu kommt noch ein drittes, von den Normannen herrührendes Element, sichtbar in den sich keck und frei in die Höhe erhebenden beiden Thürmen, welche sich hier mit dem Körper des eigentlichen Kirchenbaues verbinden, sichtbar ferner in einzelnen Theilen des Baues, wie z. B. den unter dem Zinnenkranze hervorragenden Bogenpfeilerchen, den durchschneidenden Spitzbogen der Außendekoration, welche die Araber freilich auch sich zu eigen gemacht hatten.

Der Gesammteindruck ist ein heiterer, ja festlicher. In wechselndem Spiele gaukeln hier die Gedanken und Gebilde dreier verschiedener Kunstepochen, haschen, fliehen sich, um dort in liebender Umarmung sich zu vereinigen.

Wer freilich die Majestät und den Gedanken ernst gothischer Tempel, die Energie des hochstrebenden, sich frei und leicht lösenden Gedankens in dem Dombaue sucht, der wird sich enttäuscht fühlen, der arabische Geist und seine lachende, übersprudelnde Phantasie haben — für den Deutschen fast allzusehr — der Mutterkirche Palermo's den Stempel einer verführerischen Schönheit aufgeprägt.

Das Innere der Kirche ist im Sinne der geistlichen Geschmacklosigkeit des vorigen Jahrhunderts restaurirt

und dekorirt — kalt und frostig bei aller hier und da aufgewendeten Pracht.

In einem abgeschiedenen Theile der Kirche stehen gewaltige Sarkophage von antikem Marmor und dunklem Porphyrstein.

In ihnen ruhen die Gebeine Heinrich's VI. und seiner Gemahlin Constanze, — ruhen die Friedrich's II.!

Schauer der Ehrfurcht ergreifen das Gemüth bei dem Gedanken, dem Irdischen des unsterblichen Hohenstaufen so nahe zu sein!

Als man am Ende des vorigen Jahrhunders den Sarkophag geöffnet, hatte man den großen Kaiser wohlerhalten gefunden, mit offener, reich mit Perlen verzierter Krone auf dem Haupte, neben ihm den goldenen Reichsapfel, ein rothseidener Mantel mit goldgestickten Adlern fiel von den Schultern, an welchen er durch eine kunstvoll gearbeitete goldene Spange festgehalten war. An seiner rechten Hand hatte er einen Ring von funkelndem Smaragd, an der linken Seite das Reichsschwert, die seidenen Untergewänder waren verblichen.

Die Palermitaner nehmen den großen Todten als den ihrigen in Anspruch, nicht so ganz mit Unrecht, als es auf den ersten Augenblick erscheinen mag!

In der unter dem Dome befindlichen Krypta habe ich manche Stunde verweilt!

Auf kurzen, dicken Marmorsäulen ruht das imposante Gewölbe mit den hochgespannten Spitzbogen, dessen aufgeklebte Ornamentik zwar nicht architektonisch, aber darum nicht minder malerisch wirkt.

Das Licht fällt nur durch ein paar kleine Oeffnungen von oben herein. Während die unmittelbar im herabfallenden Tagesscheine stehenden Sarkophage in der Weiße des Marmors erglänzen, verlieren sich die im Hintergrunde befindlichen in nächtlichem Dunkel. Es sind zum Theil antike Särge von guter Arbeit, zum Theil rohe Sculpturen und Reliefs aus der Zeit der Normannen oder geschmacklos überladene Grabsteine aus neuerer Zeit.

Wer würde beim Anblicke dieses Grabgewölbes mit seinen Denkmalen vergangener Zeiten, verrauschter Stürme und gebrochener Leidenschaften, in Staub zerfallenen Glanzes nicht mächtig ergriffen? Hier webt in magischem Dämmerlichte der Geist der Geschichte Palermo's jenes Bild, welches uns durch den Reichthum der Farben anzieht, durch das dämonische Düster seiner Schatten abstößt, jenes Bild, das eher dem Schaffensübermuthe eines phantastischen Dichters, als den strengen Gesetzen der sittlichen Weltordnung seine Entstehung zu verdanken scheint.

Rührend schaut dem das Gewölbe Verlassenden das Steinbild des schönen Friedrich's von Antiochien

nach, und schimmernd geht in seinen idealen Zügen noch einmal das Zeitalter der Hohenstaufen vor der Seele vorüber!

Will man die Bettler von Palermo kennen lernen, so muß man nach dem Domplatze oder nach dem in unmittelbarer Nähe liegenden, fast mit ihm zusammenhängenden Königsplatze gehen! Hier ist die beste Musterkarte!

Es ist wahr, man kann durch sie sehr belästigt werden, allein so schlimm, wie er von Reisenden hier und da geschildert wird, ist der Bettelunfug doch nicht.

Wer sich freilich durch die oft bis an's Lächerliche streifende Unverschämtheit von einem Paar sicilianischer „Birboni“ außer Fassung bringen, wer sich den Genuß der Natur durch sie beeinträchtigen läßt, wem der Anblick eines Kunstwerkes schon durch den Gedanken an die darauf folgende Erörterung wegen des Trinkgeldes der Führer verkümmert wird, der ist zu beklagen, aber meistentheils ist er selbst an seinem Unbehagen schuld.

Mit freundlichem Gesichte geben, keine ärgerliche Miene ziehen, sondern der Unverschämtheit Humor gegenüber setzen, ist die erste Regel.

Gegen Milde, Freundlichkeit, Gentilezza ist der Sicilianer geradezu unbewaffnet. Im Nu hat man sich freundliche Gesichter durch sie erworben, während ein griesgrämlicher Blick, ein stolz abweisendes Wort

des Bettlers Humor auf's Aeußerste reizt. Denn man glaube nicht, daß es Habsucht allein sei, welche den Bettler zudringlich macht; in hundert Fällen ist's die Lust an den Qualen des Fremden und der Humor darüber, welcher diesen Spitzbuben eigen ist.

Ich habe manchmal beobachtet, wie der Bettler kaum das Lachen unterdrücken konnte, wenn ihn der Fremde mit italienischem Kauderwelsch abzuweisen versuchte, wie er den schalkhaften Mund zu Erbarmen erregender Verzerrung zwang, und wenn er endlich noch einen Bajocco erhascht, mit triumphirendem Gesichte sich zur lachenden Schaar seiner Kameraden wandte und dem Fremden ein Schnippchen schlug.

Dieser Uebermuth hat mich manchmal belustigt. An verschiedenen Plätzen Palermo's, an denen ich täglich vorbeikam, war ich unter der Bettlerzunft vollständig bekannt geworden, und ich schmeichle mir, daß ich nicht ungern von ihr gesehen wurde. Ich gab das wenige Almosen gern, wenn ich Nichts gab, was häufig genug vorkam, blieb ich ohne alle Belästigung und hörte, wie sie mit einer gewissen Beifallsbezeigung sich zuriefen: Signorino è sempre rallegro!

Aber verlassen wir die Schaar der uns umringenden Poverinos und treten in den Königspalast von Sicilien ein!

Derselbe besteht aus zwei, sich sofort von einander unterscheidenden Theilen. Der eine, burgartig mit

überkuppelten Thürmen in die Höhe steigend, verräth seinen altnormanischen Ursprung mit arabischen Intentionen und macht einen überraschenden Eindruck trotz seiner großen Einfachheit, während der andere eine Neubaute, zwar gleichfalls im Sinne arabischer Architektur errichtet, doch ziemlich nüchtern erscheint und das Interesse nicht zu erwecken vermag.

Wenige Schlösser bergen wohl reichere Erinnerungen an eine wechselvolle Vergangenheit, als das von Palermo, keines besitzt innerhalb seiner Mauern einen so köstlichen Juwel, wie die Kapella Palatina ist.

Dieselbe erscheint als eine dreischiffige Basilika mit einem über dem Altare sich wölbenden Kuppelbau. Die auf antiken Säulen ruhenden Bogenwölbungen, welche sich in die Wand des Mittelschiffes einschneiden und dasselbe von den Seitenschiffen trennen, haben die Form des arabischen Spitzbogens.

Die Wände sind mit musivischen Darstellungen wie mit reichen Teppichen bedeckt, und die zierlichen arabischen Muster, bunt auf goldigem Grunde in den phantasievollsten Verschlingungen, verdecken die architektonische Unzulänglichkeit, indem sie die Mauerlast, welche auf den gebrochenen Bogen ruht, gleichsam vergeistigen und verklären.

Es ist in dieser Kirche eine geheimnißvolle Mischung arabischen und christlichen Geistes wahrzunehmen!

Denn wenn die Ueppigkeit der Farben, die uner-

schöpfliche Erfindungskraft in den einzelnen dekorativen Theilen daran erinnert, daß des Arabers Religion, auf den heitern Lebensgenuß gerichtet, den Sinnen schmeichelt, wenn die perlende Farbenpracht das Auge zu berauschen versucht, so ist dennoch der Totaleindruck des ganzen Baues mit seinem mystischen, von dem Goldgrunde der Apsis ausströmenden Lichte ein ernster, tiefer und von christlichem Geiste durchwehter und getragener.

Der Bau der Schloßkapelle ward von den anerkanntesten Kunsthistorikern, und vorzugsweise von denen, die sich mit der Datirung der Stylveränderungen beschäftigten, in's Jahr 1129 verlegt. Mit ihm und durch ihn mächtig angeregt, entstand die bekannte Schule von Palermo. Sie übte ihren Einfluß sofort in dem Baue der Cathedrale von Cefalu, welcher neuerdings auf das Jahr 1130 festgestellt worden ist, und später in dem großartigen Baue des Domes von Monreale aus.

In wie weit von dem Baue der Cathedrale von Cefalu und insofern von dem der Schloßkapelle der Weg zu der Vereinigung der Schule von Palermo und von Franzien, aus welcher nach neueren Annahmen der gothische Styl zuerst in dem Sinne einer Schöpfung — in dem Baue der Kirche von St. Denys — erstanden ist, gefunden werden möchte, darüber fehlt es an ganz genauen Nachweisen.

Daß man aber in der Schloßkapelle von Palermo

an der Pforte eines Geheimnisses in der Geschichte der Baukunst stehe, das vermag selbst der Laie zu fühlen.

Eine Beschreibung dieses herrlichen Bauwerkes, ebenso wie der zahlreichen andern, zum Theil höchst interessanten Kirchen Palermo's zu geben, würde weit über die Grenzen dieser flüchtigen Erinnerungen hinausgehen!

Noch ein anderes Kleinod birgt der Palazzo Reale. Das ist eine der bekanntlich größeren und vorzüglichern Broncen des Alterthums, der Widder von der Hafenmauer von Syrakus, eine gute griechische Arbeit, welche neben dem den Hirsch bezwingenden Herkules, einer kleineren meisterhaften, späteren Bronce in der Universität, und den ebendaselbst aufgestellten Metopen von einem der ältesten und einem jüngern Tempel von Salinunt für die Geschichte der antiken Kunst von Interesse sind und übrigens neben den vielen antiken Säulen in den Kirchen, einzelnen Sarkophagen und dgl., sowie den vortrefflichen, überaus reichen, in Palermo befindlichen Münzsammlungen die hauptsächlichsten Ueberreste aus griechischer und römischer Vergangenheit bilden.

Ein schönes Zimmer aus der Zeit Roger's befindet sich in einem der obern Stockwerke des alten Schlosses In poetischem Farbenschmucke zieren Mosaiken, sinnbildliche Darstellungen die Wände dieses Raumes, in

welchem angeblich auch der Kaiser Friedrich, sowie später Kaiser Karl der Fünfte gewohnt haben sollen.

Die im Schlosse befindliche Mosaikschule hat an dem Anblicke der gediegenen Meisterwerke in der Schloßkapelle die beste Anregung, ihr ist es zu danken, daß diese Schule noch heut so Vorzügliches leistet.

Gegenüber vom königlichen Schlosse liegt das Spedale grande, ein colossaler, finsterer Palast!

Der Graf Matthäus Sclafanus hat dessen Bau in einem einzigen Jahre, 1130, bewerkstelligt, — fast unglaublich, wenn nicht eine alte Inschrift diese Thatsache, dem Leser zur Bewunderung, mittheilte, wenn nicht ganz besondere Umstände das fast Unmögliche möglich gemacht hätten. So erzählt der Chronist, daß dieser Bau, welcher erst im Jahre 1440 von einem der Besitzer den Zwecken der Mildthätigkeit gewidmet worden ist, dem Neide seinen Ursprung verdanke und der Eitelkeit. Manfred von Clairmont habe sich herrliche Paläste an's Meer gebaut, da habe Graf Matthäus geäußert, er wolle binnen Einem Jahre einen Palast bauen, welcher größer sein solle, als jene zusammengenommen.

Groß ist der Bau allerdings geworden. In dem düstern, von Arkaden umgebenen Hofe des Hospitals ist ein nicht uninteressantes Freskobild der Erwähnung werth.

Auf entfleischtem colossalem Rosse reitet der Tod in jagender Hast dahin. Mit vorgebeugtem Körper sitzt das Schrecken erregende Gerippe in lebendiger Bewegung auf dem Rücken des Pferdes, welchem es im Geiste voran eilt. In der linken Hand hat es den Bogen erhoben, von welchem es seine tödtlichen Pfeile abschießt. Mächtig ist in der Gestalt die grinsende Unerbittlichkeit dargestellt. Es reitet der Tod über das von ihm heimgesuchte Menschengeschlecht hinweg, — hinweg über Päpste und Erzbischöfe, Mönche, Könige und Bettler, welche, von seinem Pfeile bereits erreicht, in wirren Haufen unter den Hufen des geisterhaften Rosses liegen.

Mehr im Hintergrunde ist im Schatten von Bäumen ein rieselnder Bronnen zu sehen, um ihn herum schöne Frauen und Männer, deren Einer nach der Quelle strebt, um sich zu erquicken! Eine der Frauen hält eine Mandoline in der Hand, es ist die Poesie, welche die glückliche Gesellschaft vereinigt. Der Tod ist bereits an diesem schönen Bilde des Lebens, an dem Bronnquell ewiger Jugend, welcher dem echten, wahren Menschen unversiegbar fließt, vorübergeeilt, er kann hier tödtlich nicht mehr treffen!

Es ist ein mächtiger Eindruck, den dieses große Wandbild des Todes — angeblich von der Hand Antonio Crescenzio's — auf den Beschauer ausübt, gespenstisch blickt es in seinen verblichenen Farben aus

dem Dunkel der Architektur hernieder, und damit ihm die rechte Umgebung nicht fehle, ist der Hof des großen Gebäudes vernachläßigt, Mauerstücke sind aus den Fugen gegangen, überall ringsherum ein Bild des Verkommens früherer Pracht, zwischen den Steinen des Pflasters wächst das Gras hervor, und ein paar Gestalten, welche Alles übertreffen, was sich die Einbildungskraft von menschlichem Elende vorzustellen vermag, schleppen sich mühsam und ächzend in den Bogengängen des Hofes dahin!

Die Geistesverwandtschaft mit Andrea di Cione ist in diesem Bilde unverkennbar, wenn auch Letzterer an dichterischer Kraft und ergreifender Darstellung, an Schönheit der Composition weitaus den Maler des „Triumphs des Todes" im Spedale Grande zu Palermo übertrifft. Wie ich bereits früher erwähnt habe, ist hier das einzige Zeugniß von einem Zusammenhange des palermitanischen Kunstlebens mit den Bestrebungen der italienischen Malerei im vierzehnten und Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zu finden.

Die vor der Porta Antonino und der Porta Nuova gelegenen Vorstädte hinterlassen im Ganzen einen erbärmlichen Eindruck. Sie bestehen meist aus kleinen steinernen Hütten ohne Fenster, mit einem einzigen Raum im Parterre.

Hier wohnen theils in der inneren Stadt beschäftigte Handwerker, welche zu arm sind, um sich dort zu etabliren, theils solche, welche ihre Beschäftigung mehr auf die Campagne hinweist. Zum öfteren haben die Besitzer solcher Häuser ein kleines, hinter dem Hause gelegenes Stück Feld, auf welchem sie ein paar Cactusfeigen oder Pomeranzen erbauen. Sonst ist hier das dürftigste Leben. Ekler Abfall liegt auf den Plätzen umher, und Hunde in halbwildem Zustande machen — wie im Oriente fast — die Passage unsicher.

In dem einzigen Parterreraum der hier gelegenen Hütten ist Alles vereinigt, was zum Hauswesen dieser Vorstädter gehört — auch in der inneren Stadt sind die Parterrelokale der Handwerker und Verkäufer der ärmeren Quartiere von gleicher Beschaffenheit.

Hier sind die Schlafstätten der ganzen Familie, hier wird gekocht, gebraten, Toilette gemacht, dieser Raum dient, wenn der Mann ein Handwerker, zur Werkstätte, ebenso zur Kinderstube. In keinem derselben fehlt aber der kleine Hausaltar, bestehend in einem Heiligenbildchen des Schutzpatrons, vor welchem meist ein Lämpchen Jahr aus Jahr ein schwach schimmert.

Hat der Besitzer Vieh, so ist dieser Raum zugleich der Stall, und fast Jeder hält sich eine Ziege oder ein Schwein, selbst der Aermste eine Anzahl Hühner. Sie finden Alle Platz in dieser Wohnung, und in einer ziemlich eleganten Barbierstube Olivuzza's, in welcher

sich allabendlich die Nachbarn und Vettern zur Conversazione einfanden, war hinter einem grünen Vorhange der Stall des Esels, dessen plötzlich anhebendes Geschrei den Nichts ahnenden, erschreckenden Kunden wohl in einige Gefahr bringen konnte.

Etwas erträglicher wird der Anblick der Vorstadt nach der Porta Nuova zu. Zwischen den Häusern liegen Gärten, eine einzelne Palme ragt wohl über das Gemäuer hinaus. Die Wasserleitungen, hier besonders zahlreich, kenntlich an ihren grün bewachsenen Mauern und den schönen Wasserthürmen, die überall an Wegen und Rainen wuchernden Cactus und Aloën, die Agavenhecken, welche die kleinen Grundstückchen umschließen, geben dem Bilde etwas Heiteres. Dazu ragen über diese malerische Unregelmäßigkeit der Häuser, über die tiefer liegenden Plätze die schönen Bergformen der Madonienkette herein.

Freilich — auch hier in ziemlicher Menge, und in der unmittelbaren Nähe des königlichen Schlosses — verfallene Häuser, Schutthaufen von Ruinen, welche von den Besitzern verlassen worden! Sie drücken der Stadt das Siegel einer Zerstörung auf, welche nicht blos der wilde Kampf der Revolution, welche der weit schlimmere Feind jeder Wohlfahrt — eine depravirte, Abscheu erregende Verwaltung des Landes hervorgerufen!

V.

Die beiden großen Volksfeste des Palermitaners sind zugleich seine größten Kirchenfeste, oder vielmehr, sie sind das Erstere, weil sie das Letztere sind. Denn die Kirche ist überall hier die Mutter des geistigen Lebens, also auch des Vergnügens des Volkes, welches in milder Weise sie demselben zutheilt.

Es ist auch natürlich, daß hier die Kirche allein dem Volke die wahre Lust erst zu gewähren vermag. Sie war die stets versöhnende Kraft, die Vermittlerin zwischen einem von allen Bedrängnissen politischer Verwirrung gequälten Dasein und dem inneren Drange der Menschen nach Besserem, nur daß sie, anstatt ihre Aufgabe in der Erziehung des Menschen zur sittlichen Freiheit zu lösen, solche vielmehr in der fortwährenden Ermahnung zur Entsagung, in der Gefangennahme der Phantasie, in dem Beschwichtigen geistiger Bedürfnisse durch Anregung auf die Sinne fand.

Das staatliche sowohl, wie das Familienleben sind nicht intensiv genug wirkend, um dem Volke nach protestantisch germanischer Art Feste zu gewähren, und wenn auch bei den italienischen Volks- oder Kirchenfesten das nationale Gepräge durchaus nicht fehlt, so ist es doch stets die Kirche, welche ihnen die eigentliche

Signatur aufdrückt. Daß aber die zügellose Phantasie dieser südlichen Völker durch sie geleitet wird, kann keinesfalls beklagt werden.

Wenn ich die Schaaren dieser südlich lebendigen, glühend leidenschaftlichen Männer sah, wie sie alle ihre übersprudelnde Kraft in die Anbetung ihrer Heiligen, in die Verehrung ihrer Reliquien legen, so habe ich oft daran denken müssen, was wohl daraus entstehen könne, wenn solche Lebensüberfülle sich nicht an religiösen, sondern rein weltlichen Interessen hinanranken würde, wenn dies Volk nicht noch von der Hand der Kirche geleitet würde, welche allein noch einigen Einfluß von moralischer Bedeutung hat. Derjenige Staatsmann, der dieses Band darum, weil es hier und da zur Kette geworden, zerschneiden wollte, würde sehr unvorsichtig handeln, denn er würde die Last der Erziehung, welche er im günstigsten Falle blos zu leiten und auf die richtigen Bahnen zu führen hätte, sich allein aufbürden, ohne damit zugleich die Mittel derselben in die Hände zu bekommen.

Die Kirche kennt aber auch in Sicilien ihre Kinder sehr gut, sie weiß, daß die Phantasie des Palermitaners des Glanzes, einer lockenden Pracht bedarf, um angezogen und gefesselt zu werden. Der Erzbischof und sein Hofstaat entwickelt fürstliches Gepränge, und fast in noch höherem Grade, wie in Italien, haben hier

die religiösen Feste den Charakter bunter Schaustellungen, bei denen das Volk, wie bei Carnevalsscherzen, Mummerei, Tanz und Geberdenspiel liebt.

Wenn der Katholicismus dogmatisch den Monotheismus festhält, so ist er praktisch und in der Anschauung des sicilischen Volkes mehr oder weniger zu einem naiven Polytheismus geworden, hat sich in bunte heidnische Farben gekleidet.

Der Mariencultus hat in Palermo z. B. in einer Weise den Dienst des Herrn und Heilandes in den Hintergrund gedrängt, welche gewiß auch dem eifrigsten deutschen Katholiken einiges Bedenken und Kopfschütteln verursachen würde.

Marie, nicht blos als Idealfigur, sondern selbst die einzelnen, hier und dort befindlichen Marienbilder sind dem Palermitaner Gegenstände der Anbetung. Der Maria sind wohl nahe an ein Dutzend Kirchen geweiht, die Empfängniß Mariä ist das Hauptfest der Palermitaner neben dem der heiligen Rosalie.

Bis zu welcher Consequenz der Mariencultus führen kann, dafür giebt jene bekannte, aber auf einem wahren Vorfalle beruhende Anekdote einen ergötzlichen Beleg, nach welcher ein Capuziner in Rom der vor ihm in der Kirche versammelten Menge eindringlich vorstellte, welche Strafen diejenigen erwarte, welche ihre Eltern nicht genug ehrten, und hierbei als ein warnendes Exempel Christum aufführte, der zu seiner

Mutter in respektswidriger Weise gesagt habe: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?“ zur Strafe dafür aber auch am Kreuze gestorben sei.

Wenn solches gleichsam vor den Ohren des heiligen Vaters der katholischen Christenheit gesagt werden konnte, so darf man sich darüber nicht wundern, daß in den palermitanischen Kirchen die ausartendsten Ansichten über Christenthum und dessen Geist gepredigt werden, und der christliche Grundgedanke der Erlösung fast vollständig verloren gegangen ist. Wenn wir die Zustände zur Zeit der Aufnahme des Christenthums betrachten, so wird es erklärlich, warum gerade hier der Marienkultus so sehr alle Grenzen überschritten hat.

Der verweichlichten heidnischen Welt erschien, als sie das Christenthum annahm, und die Gemüther aus dem Zusammensturze der alten Anschauungen sich nach Erlösung und Errettung sehnten, die Figur der Mutter Gottes als eine milde Mittlerin. Der gewaltige Gottmensch war zu hoch, zu ernst in seinen sittlichen Forderungen.

In dem Einbruch der alten Welt, bei der steten Furcht vor dem baldigen Weltuntergange, bei dem grauenhaften Umschwung aller Dinge war es erklärlich, daß sich der Gemüther eine zaghaft mystische Auffassung des Christenthums bemächtigt hatte. In dieser erschien Christus nicht als der milde, feinfühlige, das menschliche Herz durchschauende, liebende Philo-

soph, nicht als der Seelenarzt und Erlöser, nicht als das Lamm Gottes, sondern als der Weltenrichter, der mit seiner Schrecken erregenden Klarheit, mit seinem furchtbaren Ernste, umgeben von all dem mystischen Ungethüm und den Apparaten des Gerichts auf den des Trostes bedürftigen und doch ihn in der eigenen sittlichen Erhebung nicht findenden Seelen gleichsam wie ein Alp lastete.

„Die Welt wird alt und grau und durch gehäufte Last des Jammers zum nahen Tode gleichsam hingedrängt," so hatte Gregor der Große in seiner Ordinationspredigt zu den armseligen Römern, welche sich um die Kirche als letzten Rettungsport sammelten, gesprochen. Schauer und Spannung mochte sie ergreifen, als sie die Worte des gewaltigen Mannes hörten, und derselbe Schauer, dieselbe Scheu vor dem Ende aller Dinge, welches hier der große Prediger berührte, charakterisirt die damalige Zeit überhaupt.

So stellte denn auch die Kunst das Bild Christi in gewaltigem Ernste dar. Mit seinen starren, furchterregenden Zügen, mit seinen großen, kalten Augen schaute es in weißem Gewande aus dem mystischen Halbdunkel der Apsis, welche nur ein schwaches geheimnißvolles Licht durch den Goldglanz des Gemäldegrundes erhielt, auf die weiten Basilikenhallen herab und erfüllte die Gemüther mehr mit einem gewissen unnennbaren Bangen, als mit dem Zuge freier Liebe.

In Zeiten der Noth wendete man sich daher nicht an den Heiland selbst, sondern an seine Mutter, und bald wird der Mariencultus der eigentliche Gottheitscultus.

Das weibliche Wesen schien Erbarmen und Milde zu kennen, ihre Vermittelung mit dem strengen Richter wurde angerufen, Alles, was von überirdischer Schönheit sich die Phantasie des Volkes erdenken konnte, das wurde in den verklärenden Heiligenschein der unbefleckten Jungfrau gewoben. Sie wurde die Mutter der Bedrängten, sie war die Erbarmungsreiche, den Heiland im Schooße haltend war sie die Thränenreiche, im Himmel umgeben von Seraphim, zur Seite des Weltenrichters war sie die Glorienreiche, die Königin des Himmels.

Es ist charakteristisch, daß die auch in Jacopus de Voragine Legendensammlung befindliche Darstellung von dem Tode der Maria in allen Gebetbüchern, in religiösen Lese- und Unterrichtsbüchern von Palermo wiederzufinden ist. Sie ist eine Lieblingslegende des Volkes geworden, und weil sie von der Richtung der religiösen Phantasie einige Vorstellung giebt, sei sie hier wiedergegeben.

„Um das Evangelium zu predigen waren die Apostel in verschiedene Welttheile zerstreut, nur Maria lebte in Christi Heimath und bewohnte ein einsames, von Palmen überschattetes Haus in der Nähe des Berges

Sion. Sie verbrachte ihr stilles Leben mit dem Besuche aller der Orte, welche durch die Taufe, das Fasten, das Gebet, das Leiden, das Begräbniß, die Auferstehung und die Himmelfahrt ihres Sohnes verherrlicht waren. Sie stand damals im Alter von sechszig Jahren, denn sie zählte vierzehn Jahre, als sie Jesum empfing, sie gebar ihn mit fünfzehn, sie lebte dreiunddreißig Jahre mit ihm und zwölf Jahre nach ihm.

Eines Tages brannte das Herz Mariens vor Begierde, ihren Sohn zu sehen, die Sehnsucht übermannte sie allzusehr, so daß sie bittere Thränen weinen mußte, denn seitdem ihr Sohn von ihr geschieden, war aller Trost von ihr geflohen.

Da erschien ihr ein leuchtender Engel mit wallenden Locken. „Glückselige Jungfrau," sprach er, „gesegnet bist Du, aber empfange noch den Segen dessen, der Jacob gegrüßt hat. Hier, o Herrin, ist ein Zweig vom Palmbaum des Paradieses. Wenn Du es befiehlst, so wird er vor Deinem Sarge einhergetragen, denn in drei Tagen wirst Du von Deinem Leibe weggenommen, um von Herrlichkeit umflossen zu Deinem Sohne zu gehen."

Maria antwortete: „Nach Deinem Worte geschehe mir. Aber ich trage Verlangen, es möchten sich die Apostel, meine Brüder und Freunde, um mich versam-

meln, damit ich sie noch einmal mit diesen leiblichen Augen sehe, damit ich in ihrer Gegenwart Gott dem Herrn meine Seele wiedergebe und von ihnen begraben werde. Ich verlange noch von ihnen, was ich von meinem Sohne und Heilande oft erbeten, daß meine Seele, wenn sie vom Leibe scheidet, keinen schrecklichen Geist schaue und von keiner Gewalt des Teufels beunruhigt werde."

Da antwortete ihr der Engel: „Der Herr wird die Apostel um Dich versammeln, schöne Mutter des Heilandes, und fürchte auch nicht die Gebilde des bösen Geistes, denn Deine Anmuth hat ihm den Kopf zertreten und sein Reich für immer zerstört."

Damit verklärte sich die Luft um den Engel, und er stieg in einem Lichtmeere zum Himmel empor, wie er herabgekommen war.

Indessen erglänzte die Palme des Paradieses, welche er zurückgelassen hatte, in großer Klarheit, sie war grün, wie ein natürlicher Zweig, und dennoch flimmerten ihre Blätter wie der Morgenstern.

Maria aber fühlte sich matter und legte sich auf das Ruhebette. Während Johannes zu Ephesus predigte, donnerte es auf einmal. Eine weiße Wolke ergriff den Apostel, umhüllte ihn und trug ihn in wirbelnder Schnelle vor Maria's grünumschattetes Haus. Er klopfte an, trat ein und grüßte seine Mutter.

Maria war so froh bewegt, den Liebling wiederzusehen, daß sie sich der Thränen vor Freude nicht enthalten konnte.

„Johannes, mein Sohn," sagte sie zu ihm, „erinnere Dich der Worte Deines Meisters, womit er mich Dir übergeben hat. Gott ruft mich zum Tode. Dir übergebe ich meinen Leib. Denn die Juden warten auf den Tod derjenigen, welche Jesum getragen hat, um ihren Leib zu rauben und ihn den Flammen zu übergeben. Laßt darum diese Palme vor meinem Sarge einhertragen, wenn ihr mich zu Grabe begleitet."

Johannes weinte.

Da donnerte es wieder fernhin über den Himmel, und alle Apostel wurden von Wolken getragen und vor dem Hause der allerheiligsten Jungfrau niedergesetzt.

Johannes ging ihnen entgegen und erzählte ihnen, daß die heilige Jungfrau im Sterben liege. Er wischte sich die Thränen ab und ermahnte sie, den Tod der Jungfrau nicht zu laut zu beweinen, damit das Volk nicht aufmerksam werde und etwa sage: „Schaut, diese predigen die Auferstehung von den Todten und fürchten und beklagen dennoch den Tod!"

Als Maria alle Apostel um sich versammelt sah, pries sie den Herrn, ließ dieselben mitten zwischen brennenden Lampen und Lichtern sich niedersetzen, zeigte ihnen den leuchtenden Zweig, zog ein Todtengewand an und bereitete sich zur letzten Stunde vor.

Petrus war zu Häupten des Bettes, Johannes zu den Füßen, die Anderen ringsherum, und sie sangen Lieder zur Ehre Gottes.

Gegen drei Uhr in der Nacht erschütterte ein heftiger Donnerschlag das Haus, und mit einem Male erfüllte ein Wohlgeruch das Zimmer, so köstlich duftend, daß außer den Aposteln und drei Jungfrauen, welche Fackeln trugen, alle Anderen, die noch versammelt waren, in einen tiefen Schlaf verfielen.

Da erschien Jesus mit den Chören der Engel und redete zu seiner Mutter:

„Komm, meine Auserwählte, ich setze Dich auf meinen Thron, denn meine Seele verlangt nach Deiner Schönheit!"

„Herr," antwortete Maria, „meine Seele ist bereit."

Da sangen alle die, welche mit Jesus gekommen waren, leise, daß es in der stillen Nacht wie Klang der Sphären ertönte, und Maria sang selbst:

„Alle Geschlechter werden mich selig preisen, denn Großes hat an mir gethan, der mächtig ist, und heilig ist sein Name."

Darauf stimmte der Sänger aller Sänger herrlicher als Alle ein: „Meine Braut komme von Libanon, komm, denn Du wirst gekrönt werden als Königin des Himmels!"

Maria aber antwortet: „Hier bin ich, und selig freue ich mich in Dir."

In diesem Augenblick schwang sich die Seele der heiligen Jungfrau empor in die Arme ihres Sohnes.

Jesus sagte hierauf zu den Aposteln: „Tragt den Leib meiner Mutter ehrfürchtig in das Thal Josaphat, legt ihn in's Grab, welches für sie bereitet ist, und wartet auf mich drei Tage.

Da umgaben plötzlich die Rosen und Lilien der Thäler, die Märtyrer, die Bekenner und die Engel diese Seele, welche so weiß wie der Schnee von Christus getragen wurde, und stiegen mit ihr zum Himmel empor.

Die Heiligen, welche im Himmel zurückgeblieben waren, wurden durch die Melodieen derer angezogen, welche aufwärts stiegen. Als sie nun ihren König sahen, wie er die Seele einer Frau in seinen eigenen Armen, angelehnt an seine Brust, trug, wurden sie wunderbar ergriffen und sagten: „Wer ist diese, welche heraufsteigt aus der Wüste, voll Seligkeit, gestützt auf ihren Bräutigam?"

Da antworteten ihre Begleiter: „Wie ihr sie früher kanntet unter den Töchtern Jerusalems, voll Barmherzigkeit und Liebe, so werdet ihr sie nun auf dem Throne der Herrlichkeit zur Rechten ihres Sohnes sitzen sehen."

Da erwachten unten im Hause Maria's diejenigen, welche schliefen, und wie sie den entseelten Leib schauten, fingen sie an zu weinen. Die drei Jungfrauen,

welche die Fackeln getragen hatten, entkleideten ihren Leib, um ihn zu waschen, aber er ward von solchem Lichtschein übergossen, daß sie ihn wohl anrühren, aber nicht anblicken konnten.

Da nahmen die Apostel diese irdischen Reste voll Ehrfurcht und legten sie in den Sarg.

Johannes, der an Jesu Busen die Liebe in Strömen getrunken hatte, Johannes, der seinen Durst an der Quelle der ewigen Klarheit gestillt, trug die schimmernde Palme, Petrus und Paulus nahmen den Sarg auf ihre Schultern. Petrus stimmte den Psalm: In exitu Israel de Aegypto an, und die anderen Apostel stimmten leise mit ein.

Gott hüllte aber die Apostel und den Sarg in eine Wolke, daß man den Gesang hörte, ohne die Sänger zu sehen.

Die Engel gingen zu je Zweien mit den Aposteln, sangen mit ihnen und erfüllten die Erde mit wunderbar lieblichen Tönen.

Das gesammte Volk von Jerusalem ward von dem herrlichen Gesang angezogen, kam vor das Thor und fragte, was dies zu bedeuten habe.

„Maria ist gestorben,“ wurde ihnen geantwortet, „und die Jünger Jesu tragen sie weg, ihre Gesänge sind es, welche ihr hört.“

Da liefen sie zu den Waffen, und es entstand ein

Aufstand. „Laßt uns," riefen sie, „die Jünger tödten und den Leib derjenigen verbrennen, welche den Verführer geboren hat."

Der Hohepriester zitterte vor Wuth und griff nach dem Sarge, der inzwischen plötzlich sichtbar geworden. Aber wie er die Hände daran legte, vertrockneten sie und blieben am Sarge haften, so daß er unsägliche Schmerzen litt; das Volk aber wurde von den Engeln mit Blindheit geschlagen.

Der Hohepriester schrie: „Lieber Petrus, erbarme Dich meiner, denk' daran, wie ich Dir geholfen habe, als Dich die Magd verklagte."

„Ich habe keine Zeit" (!) sagte Petrus, „ich bin mit dem Dienste unserer Frau beschäftigt, aber glaube an Gott und an diejenige, welche ihn geboren hat, und Du wirst geheilt werden."

„Ich glaube," sprach der Hohepriester und küßte den Sarg.

Da wurden seine Hände frei und empfingen wieder ihr früheres Leben.

Als nun die Apostel in das Thal gekommen, legten sie den Leib in ein Grab, das demjenigen, in welchem Jesus gelegen, ähnlich war, sie knieten vor dasselbe nieder, weinten und sangen.

Am dritten Tage senkte sich eine leuchtende Wolke auf das Grab hernieder, ein süßer Wohlgeruch verbreitete sich um dasselbe, himmlische Stimmen ertönten.

Jesus Christus stieg umgeben von einer glänzenden Engelschaar zur Erde nieder. Er grüßte seine Jünger mit den Worten: „Friede sei mit Euch! Welche Ehre soll ich nach Eurer Meinung meiner Mutter anthun?

„Herr," antworteten die Apostel, „wecke sie auf und setze ihren Leib zu Deiner Seite."

Da kam der heilige Michael, stellte die Seele Mariens Jesu vor, und dieser sagte zu ihr:

„Erhebe Dich, meine Freundin, Gefäß des Lebens, Tempel der Herrlichkeit, damit Dein Leib, der durch das Unreine der Ehe nicht entweiht worden ist, von dem Gewürme des Grabes unverletzt bleibe."

Da kehrte die Seele in den Leib Maria's zurück, welche glorreich und in holder Anmuth und Schönheit aus dem Grabe erstand.

Sie flog inmitten einer Engelsschaar in die Luft.

Im Himmel ward sie von ihrem Sohne empfangen, welcher sie auf ihr Antlitz küßte und sie mit Klarheit umspann.

Dort ist sie umgeben von der Engelsschaar, umringt von der Menge der Erzengel, besessen von den Thronen, umflossen von dem Glanze der Herrschaften, um sie ist die Liebe der Apostel, sie wird umarmt von den Fürstenthümern, geehrt von den Kräften, gelobt von den Cherubim, gepriesen von den Seraphim.

Die Dreifaltigkeit erfreut sich an ihr, die Märtyrer bitten zu ihr, die Bekenner flehen sie an, die Jung=

frauen umgeben sie mit Harmonieen, und die Hölle selbst tobt vor Zorn über ihre Herrlichkeit und Schönheit."

Es ist eine Gottheit Maria, welche angebetet wird, mag auch das Dogma der Kirche nur ein Anflehen um Fürbitte kennen, und in Palermo werden, wie ich bereits erwähnt, geradezu einzelne Marienbilder angebetet.

Ein solches ist das silberne Standbild der Maria in der Kirche S. Franzesco d'Assisi. Am Feste der unbefleckten Empfängniß Mariä — der immaculata vergine — ist es der Mittelpunkt der Feier.

Daß gerade dieses Bild des Festes Königin ist und kein anderes, hat seinen Grund in einer historischen Thatsache.

Im siebenzehnten Jahrhundert hatte eine ansteckende Krankheit große Verwüstung in Palermo angerichtet, da verfiel der Senat auf den Gedanken, ob nicht vielleicht die silberne Jungfrau der Franziskaner Hilfe verschaffen könne. Sie wurde aus der mitten in der Stadt gelegenen Kirche geholt und in der Kathedrale — der „Mutterkirche" — dem Volke zur Verehrung ausgestellt, auch ihr ein alljährliches Opfer von zwanzig Oncien — etwa siebenzig Thaler — versprochen, wenn sie Hilfe senden wolle, und — siehe da, die silberne Jungfrau befreite die Stadt von der furchtbaren Seuche.

Daran denkt nun freilich das Volk nicht, es giebt sich rückhaltslos in seinem religiösen Gebahren dem Augenblicke hin.

Der Katholicismus duldet keine Ceres mehr in der Gesellschaft der himmlischen Heiligen, deshalb hat sie sich hier in das Gewand der Mutter Gottes gehüllt, die Anschauungsweise des Heidenthums hat sich in diesen Mariencultus herübergezogen, Marie wird als die spendende Geberin von Fruchtbarkeit, Wachsthum und Gedeihen in der Natur angesehen, das erkennt man recht deutlich in einzelnen Aeußerungen der Verehrung.

Wie in den Kirchen, welche aus der Zeit König Roger's, des Normannen stammen, zwischen den griechischen und lateinischen Inschriften christlichen Inhalts die phantastischen Schnörkel und Zeichen der arabischen Bauleute zu sehen sind, welche, äußerlich zwar unterjocht, es doch nicht unterlassen konnten, in der ihnen allein verständlichen Zeichenschrift harte Sarkasmen in die fromme Frakturschrift einzulegen, eben so ist dieser geschichtliche Humor in der Erscheinung des sicilianischen Katholicismus, welcher mancherlei Ueberreste heidnischen Glaubens in sich aufgenommen hat, herauszufühlen.

Am Vorabende des Festes der Empfängniß Mariä ist die Kirche S. Franzesco d'Assisi durch ungefähr sechshundert Kronleuchter erhellt.

Das silberne Standbild der Maria mit einem hübschen freundlichen Gesicht — Renaissancearbeit — verschwimmt in einem wahren Lichtmeere. Die Architektur der Kirche ist durch das Arrangement der Illumination in feinen Linien wiedergegeben, so daß das Ganze sich wie ein Lichttempel darstellt.

Der Altar steht unter einem colossalen Thronbaldachin von durchsichtiger weißer Gaze mit Goldsternen gestickt und mit blauer und rother Seide drapirt. Bei dem Lichterglanze macht dies einen orientalisch märchenhaften Eindruck. Die Kirche ist gedrängt voll, fast Alle sitzen auf kleinen Rohrsesseln, und obwohl auch viel Leute aus den niederen Ständen da sind, herrscht ein Anstand und eine Ruhe, die mich bei der sonst so unbefangenen Art und Weise, wie sich der Italiener in der Kirche gerirt, frappirte, und doch ist's nicht die Andacht, welche das Volk so stimmt, denn die heut vorzunehmende Handlung ist mehr historischen Charakters.

Eine herrliche Gruppe — zum Malen schön — bilden am Hochaltar die Franziskaner um ihren Prior, es sind meist Männer mit ernstem, entsagendem und vergeistigtem Gesichtsausdruck.

Jetzt beginnt ein eigenthümlich festlicher Marsch mit hellem Pfeifenton. Der Senat der Stadt in altspanischer, schwarzer Grandentracht kommt angezogen und nimmt die in der Mitte der Kirche bereiteten, erhöhten Sammetsitze ein.

Es sind schöne Männer, meist jung, Fürsten und Herzöge darunter, echt sicilianisches Vollblut, der Anzug kleidet die schwarzbärtigen Männer, welche ihn nicht ohne gewisse Grandezza und Koketterie tragen, sehr vorzüglich. Der Burgomâstro tritt an den Hochaltar und wirft das alte Opfer der Stadt für die Gnadenmutter in eine silberne Schale.

Nachdem sodann die Geistlichen, mit dem Prior an der Spitze, sich vor jedem Einzelnen der Senatoren tief verneigt haben, treten diese an den Altar. Der Reihe nach wird ihnen ein kleines kostbares Marienbildchen hingehalten, welches sie knieend küssen.

Dieser Kuß macht sie aller Sünden baar und aller Uebel ledig — also jedenfalls ein echter Frauenkuß!

In der Stadt ist lauter Festesjubel, traulich sitzen die Leute in den Botteghen bei einander, es wird geschmaust und gezecht, ein Lied gesungen. In den Straßen bewegen sich Tausende, und wer nur einen armseligen Gran in der Tasche hat, der labt sich mit Trank und Speise, welche ihm überall bequem und fertig gereicht wird. Ich schlenderte lange in den belebtesten Stadtvierteln herum und hatte das lebhafte Gefühl, in einer fremden, mir völlig neuen Welt zu sein.

Wenn ich mich aber in eine kleine Osterie zwischen die Paësanen und ihre Weiber hinsetzte und dem Klange des Dudelsacks und des Flagioletts lauschte, lachend

mit den Lachenden, da merkte ich überall das Bemühen, dem Fremden freundlich zu begegnen und ihn nur mit dem angenehmsten Festeindruck von dannen zu lassen. Freundlich und gutmüthig rückt der Marinaro mit seinem gebräunten Gesicht, mit dem arabisch scharfen Profil zu und ladet zum Sitzen ein, er schiebt die Flasche hin und das Glas und freut sich, wenn man ihm Bescheid thut; er theilt gewiß den letzten Dreier mit dem heiteren Gast, läßt sich aber auch eben so unbefangen reichlich bewirthen.

Aber den lärmenden Gassen enteile ich und wandle nach der stilleren Vorstadt, hinter mir schimmert ein Meer von Licht, und während das ferne Getön zu mir nur noch wie Bienengesumme dringt, hallen meine Schritte in der einsamen, von der dünnen Mondsichel kaum beschienenen Straße.

Nachts höre ich noch lange in meinem einsamen Gartenhause den Jubel in der Stadt und aus einem der zwischen Bäumen gelegenen Casino's die Klänge eines leidenschaftlichen Liedes.

Der achte Dezember ist der eigentliche Tag des Festes. Schon früh ist Alles in Festputz, auf den Balkonen wird gewaschen und gebürstet, das Arrosto zum Frühimbiß zurecht gemacht. Der Kleinbürger kleidet sich in seinen Sonntagsstaat, welcher köstlich humoristische Bilder in buntesten Farben liefert. Fast scheint es, als seien an diesen Leuten vierzig Jahre ohne irgend

welche Modespuren vorübergegangen. Der Aquajuolo staffirt seine Bude mit reicherem Blumenschmuck und kleinen Fähnchen aus, der Pizzicaruol erglänzt heute in schneeweißem Anzug, und seine Würste und Käse strahlen förmlich in Silberschmuck, Fisch und Geflügel wird rüstig am Spieße über dem von Oel genährten Feuer gedreht, an der Marina gehen schon frühzeitig Fischer und Landleute mit Weibern und Kindern promeniren. Alles ist heiter, Alles lacht und scherzt, und ich habe der blendend weißen Zähne nie mehr gesehen, als an diesem Tage.

Um zehn Uhr ist feierliches Hochamt in der Franziskanerkirche. Der Statthalter tritt an diesem Tage mit allen Erinnerungszeichen an das alte Königthum auf, er hat das bereits von Roger erworbene Recht, im Augenblicke der Transsubstantiation den Hut auf dem Kopfe zu behalten.

Auch die äußere Pracht, mit welcher der Statthalter des Königs von Neapel gerade an diesem größten aller Kirchenfeste erscheint, giebt der königlichen Nichts nach, er fährt in einem sechsspännigen, über und über vergoldeten Krystallwagen, seine Generalität erglänzt in den buntesten Uniformen des Südens.

Nicht weniger Pomp entwickeln die Senatoren der Stadt. Sie tragen mit vieler Koketterie altrepublikanische Pracht zur Schau. Zu Sechs sitzen sie in einem ungeheuren altmodischen Glaswagen aus der Zeit

Ludwig's XIV. nach Art unserer Krönungswagen, der an Luxus, wenn auch nicht an Geschmack, den des Statthalters weit hinter sich läßt.

Das Leben auf der Straße vermehrt sich.

Heute, wie zum Feste der heiligen Rosalie, sieht man die gesammte weibliche Bevölkerung Palermo's außerhalb ihrer Häuser und ausnahmsweise zu Fuß.

Buntbesetzt von Frauen — manchmal von seltener Schönheit — ist jeder Balkon, und auf den über den Palästen befindlichen Gittergängen befinden sich viele hundert Nonnen aus den verschiedensten Klöstern, welche sich am Anblicke des Menschengewühles höchlich erfreuen.

Alles wartet auf die Procession, welche die unbefleckte Jungfrau von der Franziskanerkirche durch den Cassaro nach der Kathedrale — der Chiesa madre — führen soll.

Die Menge wogt in den Straßen hin und her, von den tausend und aber tausend Stimmen entsteht ein unbeschreibliches Summen. Die Sonne beleuchtet die Paläste, deren dunkles Gestein fast wie Bronce erscheint, die marmorerglänzenden Kirchen, deren Thürme und Kuppeln hoch über dem bunten Farbengepränge der wogenden Menschenmenge in den tiefblauen Himmel hinaufragen.

Ohne Blumenfülle — kein Fest, so auch heute duften und schwellen Kränze und Guirlanden überall auf den Balkonen, an den Fenstern, Blumen in den Händen,

in den Locken der Frauen. Sie erhöhen die Gluth und die Heiterkeit der Farben, in welchen Palermo heute prangt.

Es wehen die Fächer, es wird gelacht und gescherzt. Es fliehen und begegnen sich die Blicke so voll Feuer und Gluth, wie wir Nordländer zu schauen nicht gewohnt sind.

Es geht eine Leidenschaft durch dies ganze Bild, welche die Feder wiederzugeben nicht im Stande, nur des Malers Pinsel kann die rechten Farbentöne treffen!

Siehe da am Ende des Cassaro raschere Bewegung! Es sind gleichsam die Vorposten der großen Prozession. Jetzt wird die Straße in der Mitte von selbst, und ohne daß es hierzu der Polizei bedürfte, frei, nur auf den zu beiden Seiten befindlichen breiten Trottoirs steht die Menge dichtgedrängt.

Ein einzelner Volkshaufen kommt heraufgezogen.

Er wird von einem Dudelsackpfeifer angeführt; die Burschen und Männer, welche ihn bilden, sind zum Theil halbnackt, sie schlagen die Castagnetten, geberden sich wie toll in taumelnder Freude, tanzen und springen, den Kopf oft mit Blumen bekränzt, in der That Modelle zu einem Bacchuszug.

In jede Kirche — und deren giebt es am Cassaro mehrere — treten sie ein und verrichten vor dem der Maria geweihten Altare ein kurzes Gebet. Auch in der Kirche erschallt der laute einförmige Ton des Dudel-

sacks. Jetzt erhebt sich die Menge nach kurzem Gebete und stimmt einen Gesang oder vielmehr wildes Geschrei an, welches mit dem in wahrhaft fanatischer Begeisterung ausgerufenen: Evviva! Maria immaculata! endigt.

Dann zieht der Haufen weiter, um einer ganz ähnlichen kleinen Schaar, welche sich eine Fahne improvisirt hat, Platz zu machen.

So geht's fort, bis sie zum Domplatze gelangen, wo sich das Volk aufgestellt hat.

Jetzt kommt im Sturmeslauf ein Trupp an, geführt von einem starken Manne, welcher eine ungeheure, bis an die ersten Etagen reichende Garbe trägt. In lodernder Flamme erscheint sie wie eine riesige Fackel!

Es ist ein Getreideopfer zu Ehren der Jungfrau und erinnert an den Dienst der Ceres.

Drei bis vier andere Volkshaufen folgen mit eben solchen Garben, die Begleiter haben sich mit Blumen geschmückt, auch die Garben theilweise damit umwunden.

Auf dem Domplatz werden die Reste von Getreide, welche auf dem ziemlich langen Wege noch geblieben sind, auf einen Haufen geworfen. Die Menge umsteht in lautem Jubel die hochlodernde Flamme mit dem nicht enden wollenden Rufe: Es lebe die unbefleckte Maria!

Endlich entwickelt sich in langsamem Zuge die Prozession von der Franziskanerkirche aus.

Voran gehen Knaben, Jünglinge, Männer, weit

über hundert, angethan mit sackartigen Collets von grauer Leinwand, welche auf der Brust ein rundes Bild der Maria, in der Größe eines Tellers, von Blech hängen haben; sie gehen mit entblößtem Kopfe und Füßen und tragen Besen von Palmenblättern in der Hand, gleichsam als wollten sie der Maria den Weg bereiten und reinigen.

Doch ist dies nicht nöthig, denn die Straße ist rein wie eine Marmortafel, und von dem von Goethe so ausführlich beschriebenen Schmutze der Hauptstraße Palermo's ist überhaupt nicht das Geringste mehr zu bemerken.

Unter den Büßern ist manche liebe junge Gestalt zu bemerken, die mich durch den Ausdruck beseligender Frömmigkeit an Gebilde des Fiesole erinnert hat.

Einen auffallenden Contrast mit diesen still und betend dahinschreitenden Büßern bildet der darauf folgende Volkshaufe, der in wilder Unordnung das von sechszig Männern getragene, mehrere Centner schwere silberne Standbild der Maria umgiebt.

Diese Garde der unbefleckten Jungfrau ist das Wildeste, Frappanteste, was ich in Sicilien gesehen.

Die Augen dieser meist den niedersten Volksklassen, den Landbewohnern angehörigen Männer funkeln in Begeisterung, wild wenden sie die Köpfe nach dem heiligen Bilde zurück, ihr Evvivaruf ertönt mit wahrhaft erschreckendem Fanatismus, während sie rufen, recken sie in unbeschreiblicher, leidenschaftlicher Inbrunst

die Arme gegen das Bild, werfen ihm Küsse zu, ja Viele drängen sich gewaltsam bis hinan, um mit der Hand das Holz der Tragbahre, auf welcher das Muttergottesbild steht, zu berühren.

Ein Mann vor Allen konnte sich vor religiösem Eifer gar nicht fassen, er verdrehte die Augen, seine Bewegungen hatten etwas krampfhaft Wahnsinniges, sein Gebrüll war das einer wilden Hyäne; durch diese Eigenschaften hatte er sich gleichsam zum Capo des Zugs gemacht, und seinem Rufe, seinem Winke, seinen Gesten folgte der übrige Haufe.

Wenn diese Leidenschaft, diese rasende Wildheit, welche sich hier schon in der Anbetung kundgiebt, einmal losgefesselt, andere Ziele erstrebt, dann müssen Schrecken erregende Scenen an den Tag treten.

Unmittelbar hinter dem Marienbilde folgt dann die Prozession mit dem Erzbischofe, über welchem nicht ein Baldachin, sondern ein runder chinesischer Schirm, mit kostbaren Edelsteinen besetzt, getragen wird, der Geistlichkeit, dem Statthalter, dem Generalstabe, den Senatoren und Beamten und was sonst noch officiell an dergleichen Aufzügen Theil zu nehmen pflegt.

An der Kathedrale angelangt, begiebt sich die Prozession in dieselbe. Dort wird in der Nähe des Hochaltars das Bild der Maria für acht Tage der Verehrung ausgestellt. Von Nah und Fern kommen sie herbei, um sich den bei Gelegenheit dieses Festes üblichen Ablaß

zu holen. Der Palermitaner beherbergt seinen Gastfreund von Termini oder Cefalu, und es wird diese acht Tage wenig gearbeitet, desto mehr gebraten, gekocht, gegessen, getrunken, in Carozza gefahren und gebetet.

Am Abende des eigentlichen Festtags nach Ave Maria-Läuten gehen die Vornehmeren denselben Weg, welchen die Prozession mit dem Volke und den Magistraten bei Tage gemacht haben, betend mit dem Rosenkranze sieben Mal hin und zurück, Andächtigere wohl auch baarfuß und mit einem Dornenkranze auf dem Kopfe.

Ich war verwundert, einige meiner entfernteren Bekannten, welche ich früher ziemlich frei über religiöse Dinge hatte sprechen hören, im Zwielicht der eintretenden Nacht in solcher Büßergestalt zu erblicken.

Acht Tage nach dem Feste wird das Bild wiederum in feierlicher Prozession nach der Franziskanerkirche zurückgebracht.

Hatte die erste Prozession etwas stürmisch Wildes, so war die zweite ein über unsere deutschen Begriffe von religiösen Festen weit hinausgehendes buntbewegtes Schauspiel. Die wunderliche Phantasie des palermitanischen Volkes hatte Alles gethan, um dem Zuge das Gepräge eines tollen Fastnachtsscherzes zu geben. Zwergenhaft ausgefutterte Knaben als Mohrenkönige tanzten zwischen den langen Reihen der Papuini, Riesengestalten wackelten, in gewaltige Tücher gehüllt, vor

dem Bilde der Maria her — zum unbeschreiblichen Gaudium nicht blos der Kinder!

Von Zeit zu Zeit hielt der Zug still, und von knatterndem Castagnettenschlage begleitet wurde der sicilianische Nationaltanz von jungen Männern aufgeführt, während mehrere Träger die Fahnen kunstreich schwenken. Einer balancirt eine überaus schwere Fahne auf den Zähnen, und weh' ihm, wenn das Kunststück mißlingt, schallendes Gelächter bestraft ihn, während Bravoruf und Klatschen, wenn es gelingt, ihn belohnt. Der Jubelruf evviva ertönt heut mehr in heiterem, als begeistertem Tone.

Man hat der fanatischen Gläubigkeit genug gethan, heute erholt sich der Haufe ohne Harm und Arg, wie es der Augenblick eingiebt, und was von tollen Gedanken dem Einzelnen heute einfällt, das führt er aus.

Am Abende sind die Marienbilder in den einzelnen Straßen besonders hell erleuchtet. Vor einem jeden ertönt Musik, der Dudelsack, die Pfeife, aber auch Concert von Streichinstrumenten, welche in der Regel irgend eine beliebte Opernmelodie spielen.

Vor der Franziskanerkirche wird ein Feuerwerk losgebrannt, in dessen Schein sich das Portal derselben besonders schön abzeichnet.

Von den hoch in der Luft zerplatzenden Feuerkugeln werden die in die Nacht hinaufragenden Thürme der nächsten Kirchen, die Giebel der Häuser magisch

erleuchtet, über der hin und her wogenden Menschenmasse flattern in rothem Fackelscheine die bunten Fahnen. Ringsherum und mitten unter der Menge knattern Raketen, Schwärmer und französische Schläge. Man lacht, scherzt, drängt sich wohl zur Seite, um vor dem aufprasselnden Feuer zu fliehen, aber alles dies geschieht mit Humor, ohne jegliche Brutalität und Rohheit.

So ist's bei allen Festen, die ich in Palermo gesehen. Wenn auch nicht der Zauber römischer Feinheit über sie ausgegossen ist — dazu ist die Phantasie dieses Volkes zu sehr zu schroffen Contrasten geneigt — so hält sich dennoch selbst die bacchantischste Lust von jeglicher Gemeinheit frei. Namentlich ist mir auch hier, wie in Italien überhaupt, eine außerordentliche Naivetät und Unbefangenheit in dem Verhalten der beiden Geschlechter aufgefallen, selbst bei den niedersten Volksklassen mit einer Freiheit und Noblesse gepaart, von welcher unsere in ängstlichen Formen sich bewegende, von tausend eingelernten Anstandsregeln geängstete Gesellschaft keinen Begriff hat.

Des Italieners Naturell ist ein anderes, im Grunde schöner angelegtes, als das unsere, die Vorzüge unserer Gesittung liegen auf einem ganz anderen Gebiete.

Welche Lust, welcher Schwung des Lebens in diesen Menschen! Wie glänzen ihre tiefdunklen Augen im Wiederscheine des Herdfeuers der Osterie! Welch ein

Ausdruck in den scharfgeschnittenen Gesichtern der Männer und Jünglinge, welche Freude lacht aus dem graziösen Munde der Frauen!

Dabei das gegenseitige Wohlwollen, ohne Neid, ohne Rückhalt, frei und ungezwungen dem Momente hingegeben! Bewegt sich dann auf engem Raum beim Schlage des Tambourins und der Castagnetten noch ein tanzendes Paar in sprechenden Stellungen und in angeborenem Sinne für die Schönheit der Linien, wahrlich — dann glaubt man nicht mehr unter armen Menschen, sondern unter Gefährten der Götter zu sitzen, und der Kranz, der in üppiger Blüthenfülle von ausgelassener Hand auf das volle Haar Dir gedrückt wird, er ist kein Mummenspiel, er ist der vollste, wahrste Ausdruck Deiner lustschwärmenden Fröhlichkeit.

Wahrlich, wer in solchen Augenblicken sich im Geiste an die wohlbesetzten Tafeln einer deutschen Gesellschaft mit kummerbeladenen, neiderfüllten Gesichtern versetzen, sich die Arbeit, mit welcher eine kleppernde Unterhaltung mit oder ohne Geist ein paar Stunden aufrecht erhalten wird, vergegenwärtigen könnte, der würde dieser Gesellschaft von Kleinbürgern, von Schiffern und Gärtnern den Preis des feineren natürlichen Anstandes zuerkennen müssen. Ein Volk aber, in welchem noch so viel Schönheitssinn, so viel Genußfähigkeit liegt, kann doch wohl geistig nicht ganz so gesunken sein, wie

uns neuerdings von gewissen Seiten her glaubhaft zu machen versucht wird.

Auch sonst haben Kirchenfeste in Sicilien jenen eben geschilderten weltlichen Charakter harmloser Lust.

Die Feier zu Ehren der heiligen Rosalie, der Schutzgöttin Palermo's, ist zugleich eines der glänzendsten Sommerfeste.

Durch die ganze Art und Weise der Verehrung für die Heiligen geht ein Zug, der dem heidnischen Opfer ähnlich ist; so, um nur Eins zu erwähnen, wird am Tage des heiligen Zimmermann Joseph nach Ave Maria auf dem Platze vor der ihm geweihten Kirche ein riesiges Feuer angezündet. Genährt wird es durch allerhand Gerümpel. Dort wird aus dem vierten Stocke ein altes Faß herabgeworfen, welches die lustigen Facchins sofort den Flammen übergeben, ein altes Mütterchen schleppt einen zerbrochenen Stuhl herbei, der ebenso hurtig in's Feuer fliegt, und als nach vorherigem Warnungsruf ein alter Schrank dröhnend von einem der umliegenden Häuser auf das Pflaster stürzt, da erreicht der Jubel der um das Feuer tanzenden Menge, welcher Musikanten in einem chaotischen Tanzgewirre aufspielen, den höchsten Grad.

Die beiden christlichen Hauptfeste, Weihnachten und Ostern, sind in Palermo von keiner eigenthümlich nationellen Färbung, jedenfalls trägt Alles dazu bei,

um dem Deutschen das Fest der Geburt Christi dort fremdartig erscheinen zu lassen.

Ist's denn nicht von Kindheit unserem Gemüthe gleichsam eingepflanzt, daß wir den Klang der Engelstimmen „Ehre sei Gott in der Höhe!" in schneebedeckter, sternfunkelnder Winternacht hereinklingen hören durch die in eisiger Blumenpracht schimmernden Fenster; daß wir gerade in den trüben, tristen Tagen der abgestorbenen Natur den inneren Jubel über das helle Licht empfinden, das uns, wie einst die Weisen der Stern, zur Krippe des Heilandes führt? So tief, so innig ist die Freude über die sich stündlich bewährende Rettung aus der Noth und Trivialität des Lebens zu einem besseren, höheren Sein, daß jede — auch die kleinste Hütte, in welcher sonst selbst zur ernährenden Arbeit das Licht kümmerlich gespart wird, an diesem Tage freundlich erhellt ist, die sorgendurchfurchten Gesichter der Eltern weicher niederblicken in die blauen, freudeglänzenden Kinderaugen, daß die Engel der frohen Botschaft nicht blos über dem in hellem Lichtschein flimmernden Hause Gottes, sondern über jeder Hütte, die heute zum Tempel wird, zu schweben scheinen, daß das Lied der Freude nicht blos in dem Klange der weit in die Nacht schallenden Orgel, sondern in dem Tone jeder Stimme, auch der im Schmerze des Lebens halbgebrochenen, herauszuhorchen ist; — so gewaltig und so mächtig ist der Weihnachtsruf, daß er selbst dem,

der sein liebstes Besitzthum in die hartgefrorene Erde gelegt hat, nicht Zeit zum Schmerze läßt, sondern noch über dem geöffneten Grabe ertönt mit lieblicher Melodie, und so hell ist das Weihnachtslicht, daß es durch die tiefste Thränennacht nur um so strahlender hindurch scheint!

Und — wenn dann Ostern erscheint, die Natur in süßer Werdelust sich zu regen beginnt, aus dem Schnee die ersten Blumen sprießen, wenn ein sanftes Weh durch die Brust geht und das Herz so trauerselig stimmt, die Wandelung in der Natur die Gefühle mächtiger erregt, in unbestimmtem Sehnen nach einem ungekannten Ziele, und in tiefer Reue über die vergangene Zeit die Seele hin und her bewegt wird, dann ist es ein zweites „Es werde Licht," welches Klarheit verbreitend, das Gebundene lösend, das Knospenquellende zur Blume, das dürre Reis zur Blüthe entfaltend auch die menschliche Seele befreit von der Last der Zweifel und der Qualen!

Solche innige persönliche Beziehungen zum Glauben kennt freilich der Südländer nicht, sie sind das Eigenthum der germanischen Natur, und in dieser Unmittelbarkeit, in dieser Innerlichkeit sind sie der unschätzbare Vorzug der Deutschen — gleichviel, ob sie Protestanten oder Katholiken sich nennen!

Noch entsinne ich mich sehr wohl des Tages vor dem Christfeste, welchen ich in Palermo verlebte.

Schon die Natur selbst schien mir nicht in der gehörigen Stimmung zu sein.

Es war ein herrlicher Morgen, ich saß schon früh auf der Plattform des freundlich zwischen Gärten außerhalb der Stadt gelegenen Casinos, welches ich bewohnte, und überschaute nach Osten zu die Kuppeln und Thürme Palermo's, die im Morgensonnenlicht in den goldig reinen wolkenlosen Himmel hinauf ragten. Der Monte Pellegrino, mein lieber, alter Freund, glänzte geradezu in Roth und Blau — entschiedenen Grundfarben!

Unter mir lagen die Gärten in schattiger Morgenkühle, und nach Westen zu prangte die Campagne mit ihren von den ersten Strahlen der Sonne beschienenen Villen. Dazu ein frischer Windhauch! In der Nähe regt sich überall das Vorstadtleben, auf der nicht fern liegenden Strada nuova krächzen in langsamem Radumlauf die völlig antiken zweiräderigen Wagen mit Bausteinen beladen und von gewaltigen Ochsen mit schön geschwungenen Hörnern gezogen. Der Paësano bringt im Ziegenschlauche nach homerischer Art den Wein und das Oel zur Stadt. Holzreisig, thurmhoch aufgebaut, trägt der Esel, von dem man nur die zierlichen Beinchen sieht, Broccoli und andere Gemüse in erstaunlicher Größe und Schönheit das Maulthier zu Markt.

Der Landmann kommt hereingezogen mit seinen

Kühen, und wo an irgend einem Hause Milch verlangt wird, da setzt er sich nieder und melkt seine Kuh oder Ziege so lange, bis das gewünschte Maaß voll ist.

Ein frisches Morgenbild ringsum voll heiterer Klänge! Der Diener bringt den dampfenden Kaffee und das Frühstück herauf, beim dampfenden Moccatrank schmeckt die Cigarre doppelt gut.

Dann wird ein Gang in die Stadt gemacht. Sie zeichnet sich nicht besonders vor anderen Tagen aus. Der Palermitaner feiert das Fest meist dadurch, daß er bedeutend spielt. In den Casinos und Boteghen sieht man heute viele Spieltische.

Der Abend ist so lebhaft, so tosend in den engen Straßen, so still in den Hauptstraßen, wie zu jeder anderen Zeit.

Als ich nach einem ziemlich gemachten Christfeste bei einem Deutschen, allwo sich eine steife Gesellschaft zusammengefunden hatte und die lieben Kinder in die Ecken drängte, heimkehrte, war die Nacht hereingebrochen.

In der Nähe meiner Wohnung lagen in träumender Ruhe die von der Blüthe der Orangen duftenden Gärten, in murmelndem Einerlei und doch so melodisch plätscherte ein naher Springbrunnen, und es fehlte nur der Sang der Nachtigall, um der Seele ein vollkommenes Zauberbild des Frühlings vorzuhalten.

Als ich an mein kleines Casino gelangte, sah ich

in dem Raume, welchen der alte Battista, der Haus- und Gartenwächter, mit seinem Weibe bewohnte, noch Licht; das Thor war geöffnet, und der helle Schein zeichnete auf der gegenüberstehenden Wand die vor dem Feuer sitzenden Gestalten ab.

Ich trat an das offene Thor heran und war von der malerischen Wirkung des Bildes überrascht.

Um ein kleines Kohlenfeuer, über welchem ein Kessel hing, saß in der Mitte des Zimmerraumes Battista in seinem braunen Schiffermantel, die Capuze über den Kopf gezogen. Sein charakteristischer Kopf profilirte sich im hellen Scheine doppelt scharf, während er heiter zu seiner alten Mariuzza sprach. Letztere rührte im Kessel und gestikulirte dazwischen lebhaft sprechend mit dem Kochlöffel. Diese beiden Figuren überraschten mich gerade nicht, ich hatte sie oft schon so gesehen.

Aber zwischen ihnen saß, das Antlitz dem Feuer zugewendet und mit träumerisch dunklen Augen in dasselbe hineinstarrend, ein junges Weib mit schönen, aber blassen Gesichtszügen, die dicken Zöpfe hingen ihr über die Schultern herab. Sie spielte damit. Ihre Gestalt war schlank und biegsam, ihr Anzug der der Frauen von Piano dei Greci, doch mit palermitanischem Zuschnitt, das Kopftuch war ihr zur Hälfte auf die Schulter gefallen und rahmte nur noch von der einen Seite den Kopf dunkel ein.

Battista und Mariuzza waren offenbar über ihren Besuch sehr erfreut, denn man merkte das Bemühen, sie durch Scherze aller Art zu erheitern, welches die Fremde mit einem halben feinen Lächeln, dem meist ein Seufzer folgte, belohnte.

Als ich an das Thor getreten war und sie begrüßte, lud mich nach seiner gewöhnlichen Weise Battista, dem gekrümmten Rücken noch eine Art von Grazie verleihend, zum Abendessen ein.

Ich nahm es kurz an, mich interessirte die junge Frau.

Es wurde hin und her geplaudert, dabei stellte mir Mariuzza die Fremde als ihre Großnichte vor, dieselbe sei zum ersten Male nach einem großen Unglücke, welches ihr in Palermo widerfahren wäre, wieder hier zu Besuch.

Ich fragte theilnehmend nach der Art des Unglücks. Da stürzte das Weib weinend vom Stuhl auf ihre Kniee und lehnte, krampfhaft schluchzend ihren Kopf verhüllend, sich mit der Stirne auf meine Hand.

Ich richtete sie, durch die Plötzlichkeit solchen Schmerzes selbst erschreckt, empor. Das Gespräch kam wieder in Gang, und endlich erzählte Battista auf Marietta's Bitten deren Geschichte. Die drastische Einfachheit, das bewegliche Feuer der Geste, welche Battista, ein geborner Improvisator, entwickelte, ist nicht wiederzugeben, das ist Eigenthum des originellen Moments!

VI.

Von der Fruchtbarkeit, dem Reichthum südlicher Vegetation in der glücklichen Niederung, in welcher Palermo „eine Perle in goldner Muschel" liegt, läßt sich keine Beschreibung geben.

Lange Reihen riesiger Aloe ziehen sich längs der Landstraße hin. Sie, ebenso die indianischen Feigencactus trennen, gleichsam Zäune, die Besitzungen, wo dies nicht die Mauern thun, welche fast die ganz Campagna Palermo's tausendfach durchkreuzen.

Mit dem frischen, sanftfarbigen Grün der Cactus läßt sich Nichts vergleichen, sie geben den Bergen, auf denen sie, freilich nur zum Theil, wuchernd um die Steine wachsen, schon von fern jenen feinangehauchten Anflug, welcher sich mit dem Braunroth der Stein- und Felsarten zur eigenthümlichsten Farbengluth und Pracht in dem Spiele der verschiedenen Tageslichter mischt.

Vor Allen aber ist es die Orange, welche hier in überreicher Fülle der Naturwüchsigkeit zu erblicken ist.

Alles erglänzt von dem dunkel-saftigen Grün; berauscht ist die Luft, deren letztes Abendgold in klar zitternder Bewegung meilenweite Gegenstände deutlich und rein erkennen läßt.

Ja, die ganze Fläche, und da sich mit vielen hundert Kuppeln und Thürmen im goldfarbigen Glanze

Palermo erhebt, erscheint als ein einziger Orangenhain; über ihn und seine Früchte hinweg erblickt man das tiefblaue, ruhende Meer.

Damit aber dem Bilde, das außerdem die Seele mit allzugroßer Weichheit erfüllen würde, nicht der Ernst und die Kraft fehle, erhebt hier die Pinie ihr schönes Kuppeldach über die andern Bäume, ragt dort die Cypresse in ihrer tiefernsten Farbe mit architektonischer Strenge über das reiche Laubgebüsch empor.

Und du, theurer Baum der Minerva, du, lieber, würdigster vor Allen, mit deinen alten knorrigen Stämmen, die fast wie Stecken ausschauen und ihre bewegten Arme nach allen Richtungen ausstrecken, daß man im zweifelhaften Mondlicht von hundertfachen Leben und Gebilden umringt sich glaubt, mit deinen milden grünen, nie vergehenden Blättern, du herrlicher, lieber Oelbaum, in welcher riesigen Größe erscheinst du gerade hier um Palermo!

An tausend Jahre des Unglücks und der Verwirrung, des nie rastenden Kampfes auf diesem so schönen Stück Erde sind an dir vorübergegangen, nur du bist gewachsen im Laufe jener Zeit. Während das Land verwüstet, die Einwohner vernichtet, die Städte zerstört wurden, hat man dich, heiligen Baum, verschont, nur immer reichere Frucht hast du getragen.

Ein anderes, nicht minder schönes, anziehendes Bild tritt entgegen, wenn man einem der unbedeuten-

den Flüsse folgt, welche später in den Orito einmünden, und von der Straße bei Parco, einem kleinen, geräuschvollen Orte, eine Seitenrichtung einschlägt.

Jetzt steht man mitten in der Zerklüftung jener Berge Siciliens, welche aus der Ferne gesehen so zauberhafte, nun aber, da man zwischen ihnen wandelt, bei ihrer Oede und Einsamkeit fast erschreckende Formen zeigen.

Wer suchte hier in dieser Felsenwildniß noch jene reiche Vegetation, mit welcher das Land gesegnet ist?

In der tief unten einsamen, aber grünen buschigen, zu beiden Seiten öden Thalansteigung liegt Candinale, ein kleines Dörfchen, vico nennt es die Landessprache, mit etwa einigen zwanzig Wohnungen.

Der unbedeutende Ort ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Felsennest zu nennen.

Ein Haus ragt über das andere hinaus und schaut kecken Trotzes hernieder. Die Bewohner von Candinale ernähren sich vom Gemüsebau und dem Ertrage des Oelbaumes.

Daß die Bevölkerung dieses in dem wildsteinigen Felsenkessel liegenden Ortes, dessen kleine, lachende Niederungen mit den kahlen, drohenden Bergen einen anmuthigen Contrast bilden, wild und freiheitliebend ist, erklärt sich von selbst.

Das letzte der Häuser, die sich fast thurmartig an

die kahlen Felsen anlehnen und wie deren Auswüchse erscheinen, gehörte Girolamo.

Sein Vater, Francesco, der wie die Mutter längst verstorben, kam eines Tages, man wußte nicht woher, wie es schien in großer Aufregung nach Candinale, erwarb jenes Haus in den höchsten Felsen und lebte einige Jahre dort so verborgen, daß man nur höchst selten seiner ansichtig wurde.

Das Scheue, Unsichere seines Wesens verschwand nach und nach. Er zeigte sich öfterer unter den Bewohnern Candinale's, nahm an ihren Lustbarkeiten Theil, belebte ihre Unterhaltung durch die Erzählung weiter Reisen, die er gethan, durch die Mittheilung des Geschehenen und Erlebten.

Man konnte ihn nicht schön nennen, indessen besaß er jenen Zug im Angesicht, der die Frauennatur mächtig durchdringt und sie fesselt, jenen Zug, der sich nicht schildern, nur fühlen läßt, für den das Auge des Mannes gewöhnlich keinen Blick hat, weil er wie das Weib so willenlos im seelischen Behagen der Strömung des Gefühls sich hingiebt.

Manches weibliche Herz in Candinale schlug Francesco entgegen, manches mochte tiefen Schmerz empfinden, als er das schönste Mädchen aus Camora heimführte.

Am Fuße der Bergreihen des Monte Griffone, schon

über dem Thale von Palermo, liegt jener prächtige Ort mit der Aussicht über die Stadt, das Meer, den Monte Pellegrino.

Herrlich gedeiht dort die indianische Feige mit den goldgelben, eiförmigen Früchten, die wie Perlen an den dicken Blättern sitzen, herrlich der Pfefferbaum mit dem feingefiederten, der Trauerweide des Nordens ähnlichen Blatte und den rothen Trauben, mitten unter ihnen der Lorbeer, der Lotos.

Aus den stolzen, prangenden Wipfeln vermeint der Fremde eine Stimme zu vernehmen, die ihm zuruft: Bleibe und sage ab der Heimath!

Hier, unten in dem Schatten einer Mauer, über welche des Hauses Balkon vorragt und die breiten Blätter des Feigenbaumes niederrauschten, hielt, des Weges kommend, Francesco einstmals Rast.

Der Abend glühte nieder, die ganze Gegend wiegte ihre wunderbare Schönheit in dem flüßigsten Golde des reinsten Azur, auf weicher Luft zogen nur hingehauchte Wolken, wie unerreichbare Wünsche mit weichen Flügeln.

Die ganze, üppig überquellende Natur schien vor dem Entschlummern einem orientalischen Märchen zu lauschen, das von den Palmen in den Oasen der Sahara, den Pyramiden des Nil, den geheiligten Triften am Sinai Wunderbilder dem Auge vorüberführt.

Auch der unter dem Balkon des umschatteten Hauses

rastende Francesco träumte wie die schöne, ihn umgebende Natur einen jener Träume, welche die Seele des Nordländers am Abhange seiner ernsten Tannenwälder entzücken, wenn vor seinem Auge die keusch verhüllte Natur steht, um wie viel mehr das aufschäumende Herz im Süden, wenn in aller ihrer Pracht die Gegend ihre Schleier von sich geworfen hat.

Mitten in den Zauber der Träume Francesco's erklangen die Töne einer Mandoline.

Wie schmelzend jetzt, wie leidenschaftlich feurig bald darauf!

Dann schienen sie sich zu verschlingen, als wenn der ungestüme Mann das leicht nur abwehrende Weib seiner Liebe umarmt.

Francesco sprang auf.

Er, des Gesanges vollkundiger Meister, begabt mit einer vollen schönen Stimme, besann sich nur einen Augenblick, dann antwortete er, wie jene glücklichen Naturen vermögen, mit einem aus dem Stegreif gedichteten und in Melodie gekleideten Liede der Sängerin auf dem Balkon.

Bald danken zarte Strophen dem Fremdling, bald, da dieser nicht zurückstehen wollte, entspann sich ein artiger Wechselgesang.

Seine Bitte um Einlaß wurde erhört.

Ehe aber die Sängerin das Pförtchen in der Mauer öffnen konnte, stand schon Francesco, welchem die Aeste

eines Baumes zur Leiter gedient, vor ihr auf dem Balkon, brannte schon sein heißer Kuß auf ihren Lippen.

Seit jener wunderseligen Nacht der ersten Begegnung sahen die Liebenden noch oft sich in Camora, bis sie nach einigen Monden ein Paar wurden, und Francesco sein junges, blühendes Weib heimführen durfte in's eigene Haus nach Candinale.

Ein seltenes Glück schien hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen zu haben. Francesco baute jetzt mit viel größerer Freude das Land.

Der Gemüseertrag des Gartens und die Ernten des Oelbaumes fielen reichlicher aus denn je und begründeten der Wohlhabenheit einen wirthlichen Herd im Hause.

Francesco, der ernste, wie es im Anfange schien, von einer Seelenpein bedrückte Mann, war heiter geworden.

Wer ihn jetzt sah, erhielt jenen wohlthuenden Eindruck, den wir empfinden, wenn uns eine mit der unseren verwandten Natur frisch und frei entgegenkommt, eben so unserer, wie wir ihrer bedürfend.

Das Glück ist die schöne Mutter solcher Naturen.

Francesco war glücklich. Ganz Candinale beneidete ihn darum, wie er selbst, nicht ahnend, daß dieses vorüberrauschen würde wie ein schöner Gedanke, daß es einem zerstörenden Sturme seine weißen, schimmernden Blüthen überlassen sollte. —

Zwei Jahre waren in ungetrübten Wonnen vergangen, Francesco nannte zwei Knaben sein; Girolamo der Aeltere, der Jüngere des Vaters Namen führend.

In Girolamo zeigte sich bald eine heiße, wilde Natur, gegen welche Francesco's mild-weiches Naturell einen seltsamen, beinah unerklärlichen Contrast bildete. —

Sonderbar! seitdem sich die Knaben entwickelt, seit der Aelteste den fünfzehnten, der Jüngere den vierzehnten Geburtstag gefeiert hatten, schien in dem Leben der Familie, dem Wohlstande des Hauses etwas sich geändert zu haben, das Glück plötzlich zu erkranken.

Mißwachs traf in auffälliger Weise nur Francesco's Besitzung.

Er wandelte auf einsamen Bergpfaden.

Kehrte er heim, dann drückte er, überwältigt von einer schmerzlichen Sehnsucht, seine Kinder an's Herz, und schwere Tropfen fielen aus seinen Augen auf die Häupter der schönen Knaben.

Da starb plötzlich sein Weib.

Francesco verfiel in einen dem Wahnsinn ähnlichen, fürchterlichen Zustand.

Als die Nacht von seiner Seele allmählich wich, war die Kraft des starken Körpers gebrochen.

Unter der Hitze eines schleichenden Fiebers trocknete der Quell des Lebens, Francesco sah schon den Grund aus der Tiefe langsam aufsteigen.

Ich muß mein Haus bestellen, hatte er zu seinem Aeltesten gesagt. Auf dem flüchtigsten Esel eilte Girolamo nach Palermo, um einen Fradre aus dem Kloster der Kapuziner an das Bett des Vaters zu rufen.

Er war mit dem ersten Morgen von Candinale aufgebrochen, die Sonne stand im Mittag, als er mit dem Bruder des Klosters heimkehrte.

„Welch freundliches Gemach ist dies!" — sprach der Kapuziner, als er eintrat und die Thür hinter sich schloß — „wie wunderbar spielt das Sonnenlicht um die Blätter des Gerankes vor dem Fenster!"

„Seid gegrüßt, Francesco! Ihr wünschtet, daß ich zu Euch käme, Euer Wunsch hieß mich nicht säumen."

„Ich danke Euch für diese Eile, denn sie thut Noth. Ich fühle mein Ende nahen, und die Brust muß eines schweren Geheimnisses ledig werden, ehe das Herz in ihr still stehen kann.

Setzt Euch zu des Bettes Häupten."

Der Kapuziner that es.

„Nicht wahr," begann der Kranke nach kurzer Pause, „es giebt keine Sünde, die nicht Vergebung erhielte?"

Ehe der Kapuziner antworten konnte, fuhr Francesco heftig fort:

„Doch, warum frage ich Euch, das weiß ich selbst."

„Ihr?“ rief Jener verwundert aus.

Der Kranke hob sein schweres Haupt vom Kissen. Das Gesicht hatte den Ausdruck einer bänglichen Seelenangst angenommen, er beugte sich nach dem Ohr des Kapuziners und flüsterte leis:

„Ich selbst bin katholischer Priester.“

„Ihr! Bei allen Heiligen! Es ist nicht wahr, Ihr sprecht im Fieber.“

Der Kranke wehrte mit der Hand, seine Brust arbeitete heftig, der Athem ging schwerer.

Der Kapuziner hielt ihm ein Fläschchen vor, Francesco erholte sich und sprach leise, oft sich unterbrechend:

„Mich, den jüngeren Sohn eines reichen Geschlechtes in Südtyrol, gelobte meine fromme Mutter, aus dem herrlichen Neapel stammend, dem Dienste der heiligen Jungfrau, als mein Vater, einer schweren Krankheit heimgefallen, von den Aerzten aufgegeben war.

Er genas.

Während mein älterer Bruder, der künftige Majoratsherr unseres Stammschlosses, für den Kriegerstand herangebildet wurde, erhielt ich Unterricht in allen schönen Wissenschaften und Künsten.

Man sagte damals, daß ich das Studirgemach der Natur, den Umgang mit Büchern dem Verkehr mit den Menschen vorzog; unvermerkt dämmte sich der Drang der Jugend, welche befruchtend wie ein geseg-

neter Strom das Leben der Menschen überfluthet und den Keim zur herrlichsten Ernte künftiger Tage ausstreut, ab.

Ein vollständiger Gelehrter war aus mir geworden.

Ich that den Schritt in die Klostermauern zu ** ohne irgend eine Erregung oder Ueberwindung.

Mich freuten die gewaltigen Säle der Bibliothek, der Umgang mit dem hochgebildeten Prior, der Gottesdienst erfüllte mich mit einer inneren Seligkeit, ich war glücklich bis an jenen Tag" —

„Erholt Euch," bat der Kapuziner.

„Bis an jenen Tag, wo ich von dem Prior mit einem wichtigen Auftrag in Angelegenheiten unseres Klosters nach Rom gesandt wurde.

Dank meinen Studien, ich fühlte mich heimisch in dieser allgewaltigen Stadt, unter der Majestät einer hehren Zeit, die mit goldenen Sandalen über die Trümmer einer großen Vergangenheit wandelt.

Sanct Peter's Dom goß in meine Seele alle die Schauer der Inbrunst, die ein religiöses Herz, wie das meine war, empfinden muß; ich erinnere mich noch der Seligkeiten, von denen durchfluthet ich unter der Riesenkuppel jenes herrlichen Baues das Ave Maria betete!

Meine Sendung hatte ich erfüllt.

Am Tage vor der Abreise überkam mich plötzlich

der Gedanke, die Stadt zu sehen, in welcher meine gute Mutter das Licht der Welt erblickte.

Wäre ich diesem Gedanken nicht gefolgt!

Ich sah Neapel.

Dort in der Pracht und Herrlichkeit seines Lebens erwachte alle Lust, die man in dem Herzen des Knaben unterdrückt, in der Seele des Jünglings gefangen gehalten, aber nicht getödtet hatte.

Ich beschloß, nicht heimzukehren, änderte den Namen.

Meine damals noch schöne Stimme verschaffte mir bald die Mittel einer Existenz, ja, bereitete mir einen gewissen Wohlstand.

Mit dem erlangten kleinen Reichthum floh ich, immer von dem Gedanken, entdeckt zu werden, gepeinigt, in die Felsen von Candinale und führte mein armes Weib heim, das ein wenig bedenklicher Priester mir antraute, als ich ihm die Papiere meiner Herkunft, die ich in meiner Reisemappe bei mir trug, vorzeigte und ihm einen scheinbaren Grund angab, der mich die Ehe nicht nur, sondern auch meine Person geheim zu halten zwinge.

Welche Seligkeit verlebte ich an ihrer Seite!

Aber der Bruch meines Gelübdes war der finstere Geist, der durch die Räume meines Hauses schritt und den Frieden erschreckte, daß er endlich über die

Schwelle meiner glücklichen Pforte floh, um nie wiederzukehren.

Deshalb versiegte die Kraft im Weinstocke, härmte sich der Oelbaum ab, starb mein liebes Weib.

Ach, meine Kinder, was wird Euer Loos sein? ich zittere.

Euren Segen, frommer Vater!" —

Francesco stieß die letzten Worte mit ängstlicher Hast hervor und suchte mit der Hand die des Kapuziners.

Sein Auge fand sie nicht mehr, der Blick erlosch, Francesco war todt.

Der Segen der letzten Oelung träufte auf eine vom kalten Todesschweiß bedeckte Stirn.

Nach langem Gebet erhob sich der Kapuziner vom Sterbebette Francesco's und rief die Söhne des Entschlafenen.

„Euer Vater ist eingegangen zu dem Frieden der Engel und küßt den Saum am Kleide der Himmelskönigin, mich hat sie im Augenblick erleuchtet, hört ihre Stimme aus meinem Munde.

Du, Girolamo, bleibst im Hause des Vaters; Du aber, Francesco, mit dem Abzeichen der Milde auf der Stirn, Du folgst mir, vertraue Dich meiner Leitung!

Du bist berufen, eine schwere That des Vaters zu sühnen. Mit dem Schritt, den Du von hier an meiner

Seite nach dem Ziele thuest, dahin ich Dich führen werde, erfreut sich die Seele des Vaters.

Fragt mich nicht, was der Vater gethan; die Kunde davon ist ein Geheimniß meines Herzens geworden, nie tritt sie in die Welt.

Folge mir, Francesco!" —

Am Abend des verhängnißvollen Tages saß Francesco in der Zelle des Kapuziners, Girolamo an der Leiche des Vaters und fragte sich:

„Was that der Vater? Warum mußte er, an dem ich mit leidenschaftlicher Liebe hing, jetzt schon sterben, warum meine Mutter? Warum führte der Kapuziner mir den Bruder fort, warum bin ich allein?"

Keine Antwort wurde ihm, aber mit jenem Augenblicke schloß das Leben seine gewaltigen Pforten auf, die Bahn für die Brüder begann. —

Seit Francesco's Tode ist zum vierten Male der kurze Winter jenes glücklichen Landes vorüber, die Erde, die nur wenig Rast gehalten in dem Wunderwerke ihres Blühens, fühlt sich schon erstarkt, in neue Pracht die Thäler einzukleiden.

Girolamo ist zum Jüngling erwachsen, ein leidenschaftlicher, heißblütiger, wilder Sohn des Südens geworden.

Dieses schwarze Auge glüht wie die Sonne, wenn

Mittags das blühende Kornfeld in der Hitze der Strahlen bebt; die Locken, noch schwärzer als die Augen, glänzen und fluthen um das feingeschnittene, edle Haupt.

In ihm schien der Charakter des Völkchens von Candinale, das wie Adler zwischen den Felsen horstete, zur vollsten Auspräge gekommen zu sein.

Er baute wie jeder der Bergbewohner das Besitzthum in der Niederung des Thalkessels, ja, nach des Vaters Tode schien das Glück den Rückweg in das verlassene Haus gefunden zu haben.

Girolamo konnte überreichen Ertrag auf seinem Esel nach Palermo führen.

Einen anderen Eindruck machte die wunderbar schöne Stadt jetzt auf ihn, als damals, wo er gleichsam auf der Flucht nach dem Kloster der Kapuziner eilends ritt.

Er sah es jetzt oft, ohne zu wissen, daß sein Francesco dort hinter den dunkeln Mauern für die Seele seines Vaters und Dessen betete, der, nun auch heim, einst aus dem Munde des Sterbenden das Bekenntniß einer Sünde vernahm, die, wie ein Unkraut fortwuchernd, die aus ihrem Schooße geborene Familie umschlingen und zum Tode vergiften sollte.

War es dieses Vorgefühl, das Girolamo bedrückte, wenn er durch die Straßen der schimmernden Stadt an dem schimmernden Meere wanderte?

Warum fühlte er sich erst frei und ledig einer nicht gekannten Bürde, wenn er mit seinem treuen Hausgenossen, dem von dem Vater auf ihn vererbten Esel, nach seinem aus Tuffstein erbauten Hause heimritt?

Girolamo repräsentirte sein innerstes Wesen in der äußeren Erscheinung.

Obschon schlank gewachsen, zeigten die Formen von Kraft, die Stirn, fein und edel, verrieth Entschlüsse, welche bei leichtem Anstoß von außen Thaten werden zu können versprachen.

Es ist ein thörichtes Beginnen, den Ursachen nachzugrübeln, die zusammentreten mußten, um der Wesenheit eines Menschen den Charakter aufzuprägen, der ihm eigen bleibt bis an das Ende der Tage. Der innere Mensch wird eben so räthselhaft und geheimnißvoll empfangen und geboren wie der äußere. Girolamo wurde Girolamo am Todtenlager des Vaters.

Oft sah man ihn auf einer Bergspitze stehen. Die rechte Hand in die rothseidene Leibschärpe verborgen, den Körper stolz zurückgebogen, schaute er hinaus in die Gegend, sein Mantello wehte in der Luft.

Man konnte ihn einem jungen Adler vergleichen, der für seinen ersten Ausflug, für die Flügelprobe, die günstigste Richtung erspäht.

Es war einer jener herrlichen Abende, die nur der südliche Himmel Italiens gewährt.

Der letzte Sonnenblick fiel noch auf die rothglühen-

den Berge, während die Niederung mit ihrem thaukühlen Grün vom Dämmer des Abends umwoben lag.

Die Frauen von Candinale saßen auf den Dächern ihrer Häuser und spannen; die Männer, die Cigaretto rauchend, lagen hingestreckt zu ihren Füßen, Kinder spielten mit der Ziege, der steten Begleiterin der Familie dortiger Gegend.

Der Esel, der das Amt hat, den Ertrag der Gemüse, den mit Wein oder Oel gefüllten Schlauch nach des Landes Hauptstadt zu tragen, erging sich in lustigen Sprüngen vor der Thür.

Von den Bergen gegenüber klangen jene weichen Gesänge im Mollton, welche, obschon von den kräftigsten Männerstimmen gesungen, einen so tief schmerzlichen, alle warmen Gefühle des Herzens durchzuckenden Eindruck hinterlassen.

Die, welche sie singen, jene Melodieen, sie wissen nicht, von wannen diese das Herz mächtig ergreifende Wehmuth stammt, wissen nicht, welchen Grund sie hat. Die unendliche Fülle einer maßlosen Leidenschaft, die in diesen Naturen liegt, die Fülle des Genusses und der scharfe Contrast der Vergänglichkeit, der Zwiespalt zwischen üppigem Reichthum und dem Elend, — das ist es, was den Geist dieser freien Menschen gefangen hält. Unwillkürlich giebt er in diesen leidenschaftlichen, schmerzlich durchwühlten und doch so reichen Melodieen dem unbestimmten Gefühle Ausdruck.

Weder unter Denen, die jene Melodieen sangen, noch unter der Zahl Jener, die dem Gesange lauschten, befand sich Girolamo.

Sobald die Sonne zum Scheiden sich rüstete, hatte er eine einsame Felsenplatte im Gebirge erstiegen, auf ihr lag er beim Scheine des niedergehenden Tagesgestirnes in einem mehr traumhaften Zustande.

Dies Mal beschäftigte ihn nicht die äußere, wohl aber die ganze vollinnerste Welt seines Seins.

Der wilde Sohn des Gebirges lauschte auch einem Gesange.

Dieser aber sprang in Durtönen wie ein lustsprudelnder Quell kühlend über das heißblütige Herz.

Auf dem Platze in Palermo, auf dem er mit den Erzeugnissen seines Besitzthums feil zu halten pflegte, hatte er schon seit einigen Tagen ein Mädchen gesehen, auch sie bot Gemüse des Gartens, die herrliche Traube des Weinstockes zum Verkaufe aus.

Es war ein echtes Bild des Südens, sie, in allem Liebreiz einer aufknospenden Jugend an den mit zwei munteren Eseln bespannten Karren lehnen zu sehen, auf dem die Früchte und Blumen mit jenem unbewußten Kunstsinne geordnet waren, welchen die Natur in die weibliche Seele gelegt hat.

Die von Girolamo ersehnte Gelegenheit, ihr sich nahen zu können, mit ihr Worte wechseln zu dürfen, fand sich nicht.

Seit er das lieblichste aller Frauenbilder gesehen hatte, kam ihm sein Haus, sein Herd, sein Candinale so öde vor, wie die Berge, zwischen denen es lag. Er freute sich des niedergehenden Tages, der scheidenden Nacht und begrüßte den aufflammenden Morgen wie eine Fackel, die ihm nach dem ersehnten Ziele voran leuchtete.

Sein treuer Begleiter, der beladene Esel, konnte sich die Eile nicht erklären, die Hast nicht deuten, die Girolamo auf dem Wege nach Palermo befiel. Er schüttelte den Kopf, wenn er seinen Herrn, der früher gewöhnlich eben so bedächtig, wie er selbst, neben ihm ging, jetzt immer voraus sah, kein freundliches Wort, das er sonst unterwegs hörte, mehr vernahm.

Auf dem Wege nach der Stadt begegnen wir Beiden heute wieder.

Noch rascher wird Girolamo's Schritt, als er jetzt die Thürme Palermo's aus dem golddurchstreiften Horizonte des blauen Morgens aufsteigen sieht.

Endlich ist der Platz der Verkäufer erreicht.

Eine lustige, buntfarbige Menge treibt sich dort umher, unzählige Stimmen rauschen, schwirren, lärmen durcheinander, die Thiere an den Karren wiehern lustig in der allgemeinen Lust und schütteln das schellenlaute Halsband, die Sonne funkelt und glitzert über den thaunassen Früchten und Blumen hin, ein warmer

Wind spielt mit den Kopftüchern der Frauen, den Schärpen der Männer.

Wo fände man Worte, dieses vollpulsende, bald nur aufzuckende, aufsprühende, bald aufflammende, aufglühende Leben zu beschreiben? Erleben muß man es. Leben in diesem Meere des Lebens, wonnig baden in dieser Fluth, auf- und niedertauchen in der nie ermattenden Wollust dieser reichen Wellenseligkeit.

Girolamo späht umher; die er sucht mit dem Herzen, mit dem Blick, sie fehlt.

„Es ist noch zeitig am Morgen, sie wird kommen," spricht er bei sich.

Eine ganze Stunde vergeht, Girolamo hört kaum, wenn man von ihm kaufen will, er sieht die Münze nicht an, die man ihm reicht.

Es ist ihm wehe um's Herz, Palermo ist ihm Palermo nicht mehr, denn sie fehlt.

Doch siehe, die Straße dort herauf kommt ein Gespann.

Girolamo möchte laut aufjauchzen in seiner Lust, es ist das ihre.

Was aber ist das? Ohne Früchte, leer ist der kleine Wagen? Das Mädchen sitzt darinnen und lenkt die Thiere, die heute reicher als sonst aufgezäunt sind.

Welch Gewand trägt sie selbst?

Auf dem Haupte prangt die griechische Mütze, in

langen Zöpfen dunkelt und funkelt das Haar über der Brust, das Gewand, das den jungen Busen deckt, hält über der Hüfte ein bunter Gurt, der farbige Rock verräth nur die Anmuth ihrer Formen, und doch kommt diese in der freieren Gewandung erst recht zur Schau.

Girolamo drückt die Hand auf seine pochende Brust, er ist entzückt über ihre Schönheit, aber ein anderes Gefühl mischt sich darein, das Mädchen ist eine Griechin aus Piano dei Greci, das bekundet ihre Tracht.

Der kleine Ort ist ziemlich öde, aber auf dem herrlichsten Bergplateau um Palermo gelegen.

Die Albanesen, die dort wohnen, hängen noch an dem griechischen Cultus, der die Priesterehe und das Abendmahl in beiden Gestalten gestattet, sie bewähren noch ihre Nationaltracht, die in der Vorliebe für das Bunte des Morgenlandes dieses beibehalten hat.

Heirathen schließen sie meistens unter sich, seltener erfolgt die Verbindung einer Albaneserin mit einem Katholiken, denn der fanatische Eifer der Priester macht entweder die Vereinigung unmöglich oder zerreißt sie, wenn sie von seltenen Umständen begünstigt unter glücklichen Verhältnissen wirklich geschlossen worden ist.

Dieser Gedanke drängte sich vor die Seele Girolamo's, während ihm wieder eine schimmernde Zukunft das Mädchen als geliebtes Weib am Herde des Tuffsteinhauses in den Bergen von Candinale zeigte.

In seinen bald beängstigenden, bald hochentzückenden Träumen hatte Girolamo eines Mannes nicht Acht, dessen Uniform ihn als einen Beamten der Polizei bezeichnete, gewahrte er nicht, mit welch lüsternen Blicken dieser Mann das Mädchen verfolgte, dessen Bild in Girolamo's Seele alle Gefühle aufweckte.

Unschlüssig, was er thun sollte, trieb er seinen Esel vorwärts, und siehe, da hielt er plötzlich vor der Taberne des Käsehändlers Zechino, bei dem er den Esel einzustellen pflegte.

„Schade, daß Ihr nicht vor einer Viertelstunde kamt," redete der freundliche Händler seinen Gast an, den er vor Allen am liebsten sah.

„Warum?" fragte Girolamo, den Esel einstellend.

„Warum? Weil vorhin die schöne Albaneserin Marietta aus Camora hier vorbei fuhr.

Sie haben heute einen ihrer Feiertage. Caro mio, das ist ein herrliches Kind. Schade, daß sie aus Piano dei Greci stammt, sonst müßtet Ihr sie heirathen."

„Nun? Was hindert das?"

„Pst," zischelte der Wirth, „wenn das der Pater Macario gehört hätte, der vorhin dort unter der Ulme saß, oder jener Polizeimann, der kurz vor Euch hier war, das Gespann, weiß Gott wo? schon ausspionirt hatte und mich nach dem Namen des Mädchens fragte."

„Was geht das den Spürhund an," rief Girolamo und seine Stirn glühte roth im Zorn.

„Wenn ich sie heirathen will, wer kann's wehren?"

„Nun, ich nicht, hitzig junges Blut; aber ich bitte Euch bei der heiligen Mutter, mäßigt Euren Eifer. Wir sind nicht droben in Eurem Felsenneste Candinale, wir befinden uns zu Palermo. Spione stecken in jedem Kleide, man hat Euch im Verdacht, daß Ihr Eure Hand bei der letzten Revolution in den vierziger Jahren mit im Spiele gehabt.

Hat aber die Polizei nur einen Zipfel da von Eurer schmucken Schärpe, so riecht sie gewiß Etwas darinnen, das die Folterkammer herauszubringen weiß.

Caro mio, folgt meinem Rathe." —

Girolamo aber hatte wohl kaum Etwas gehört, er zäumte hastig den Esel auf, der sich seinen Heckfel trefflich schmecken ließ und höchst mißmuthige Miene bei der Unterbrechung des Mahles machte, — und trabte dem Fuhrwerke der Griechin nach.

„Also, Marietta heißt sie, wie meine gute Mutter hieß," sprach er unterwegs mit sich.

Je öfterer er den Namen aussprach, wobei er wohl weniger an die gute Mutter dachte, je lieber kam er ihm vor.

„Sie hat schon einen bedeutenden Vorsprung gewonnen. Mein treues Thier trabt gut, und doch habe ich sie noch nicht eingeholt, sollte sie eine Seitenrichtung eingeschlagen haben?

Maledetto!"

Der nur eben seiner Thätigkeit wegen belobte Esel erhielt bei diesem Zornausruf eine geschärfte Mahnung, noch besser zu trotten.

Eine Biegung des Weges ließ diesen nicht in seiner ganzen Strecke übersehen. Girolamo brannte vor Ungeduld, die Ecke vorbeizukommen.

Bald am Ziel vernahm er einen Schrei.

Ja, die Stimme kam aus einer geängstigten weiblichen Brust.

Zu hastigem Galopp trieb Girolamo sein Thier an, es flog mit ihm um die Ecke.

Welch ein Anblick!

Dort, nicht weit von der Umbiege der Straße, lag der Wagen Marietta's umgeworfen, das Gespann in Zügel und Strang verwickelt am Boden, Marietta bewußtlos an der Erde.

Ein Rad war gebrochen.

Girolamo kam im schnellsten Ritte bald zur Stelle.

„Marietta!" rief er.

Zu seiner Freude schlug sie, aus der leichten Betäubung, in welche sie der Fall versetzt hatte, erwachend, die Augen auf.

Er eilte nach einer ihm bekannten Quelle im Gebüsche am Wege, schöpfte Wasser in seine Mütze und wusch damit die Schläfe der mehr Erschrockenen als Verletzten, die sich auf einem Rasenhügel im Schatten eines Pfeifenbaumes bald so weit erholte, daß sie

Girolamo, der den geängstigten Thieren aufhalf und den Wagen besichtigte, den Unfall mit den scheu gewordenen Eseln erzählen konnte.

„Das Rad ist freilich etwas übel weggekommen, indessen einige Stricke werden hinreichen, um bei langsamer Fahrt" —

„Aber, woher seid Ihr denn?"

„Ich meine, das seht Ihr an meinem Anzuge, ich bin aus Piano dei Greci, wohne aber bei Verwandten in Camora."

Das begonnene Gespräch wurde durch allgemeine Fragen: womit man sich beschäftige, wie man lebe, was der Oelbaum dies Jahr für Ernte gegeben und dergleichen mehr, wie es schien mit Interesse von Beiden fortgesetzt, wahrscheinlich beschäftigte sich Girolamo auch länger, als nöthig war, mit der Reparatur und Instandsetzung des Rades, um die Nähe des Mädchens länger zu genießen.

Endlich war das Nöthigste besorgt, die Esel Marietta's eingespannt, das Thier Girolamo's an das Hintertheil des Wagens, in den er neben Marietta sich setzte, gebunden.

Ohne Unfall kamen sie nach Camora, überglücklich erreichte Girolamo spät in der Nacht seine Wohnung in Candinale.

Von jenem Tage an besuchte er Marietta, so oft es

ihm möglich war; sie trafen einander, ob absichtlich, ob zufällig, oft auf dem Wege nach und von Palermo, und nicht lange nach der ersten Begegnung waren Beide entschlossen sich zu heirathen.

„Dies Mal,“ sagte Girolamo, als er bei dem dikken Käsewirth eines Tages gegen Abend einsprach, „ist es recht gut, daß ich keinen Gast bei Euch treffe, ich bedarf Eures Rathes und Eurer Hilfe.“

„Ei, weiß sich der kluge Girolamo allein nicht zu helfen, bedarf er des unkundigen Pizzicaruol? Doch redet!“

„Ihr entsinnt Euch doch,“ begann Jener weiter, „an den Tag, da Ihr mir von Marietta erzähltet“ —

„Von der Albaneserin?“ warf der Wirth ein.

„Ja, von ihr. Ich habe sie kennen gelernt, liebe sie und will sie heirathen.“

„Per l'amor di dio! Ihr, ein guter Katholik, eine Griechin, eine Albaneserin?

Wißt Ihr nicht, daß Euren Bund nie das Sacrament der Ehe heiligt? wißt Ihr“ —

„Zechino, ich bitte Euch, erschöpft Euch nicht mit Fragen, was ich weiß und was ich nicht weiß, eins weiß ich, daß ich Marietta glühend heiß liebe und sie heirathen will, so wahr ich Girolamo und Ihr der Käsewirth Zechino!“

Dieser wollte ihn abermals unterbrechen.

„Jetzt," fuhr Jener hastig fort, und seine Augen glühten wie zwei versagende Feuer, „jetzt sollt Ihr mir einen Fradre nennen, der uns copulirt."

„Dabei, sage ich Euch, mag ich meine Hand nicht im Spiele haben, es ist eine kitzliche Sache. Ja, wäre die Zeit aufgeklärter, freisinniger, als sie es ist, würde man eine solche Verbindung nicht eben sehr gut heißen, aber ein Auge zudrücken.

Jetzt, das versichere ich Euch, wird man sie beide aufmachen, weit, sehr weit."

„Ach, wenn mein Bruder Francesco hier wäre, dann" —

„Wie, Girolamo, Ihr verstellt Euch nur Eurem Freunde gegenüber!"

„Was meint Ihr damit, Zechino?"

„Wie, Ihr wollt nicht wissen, daß Euer Bruder im Kloster der Kapuziner lebt?"

„Adio! Dank für die Nachricht."

Fort wie ein Pfeil flog Girolamo nach dem Kloster.

Vier Wochen nach dieser Unterredung mit Zechino treffen wir Girolamo als glücklichen Gatten Marietta's in seinem Hause zu Candinale, Beide beschäftigt, den zweiräderigen neuen Karren mit Früchten und Blumen zu beladen.

Zum ersten Male nach ihrer Verheirathung fahren sie Palermo zu.

Der Weg wird ihnen nicht lang; wie oft auch Girolamo von seiner Sehnsucht nach Marietta, damals als er den Weg allein zurücklegen mußte, erzählte.

Er findet Vergnügen in der Wiederholung und sie darin, ihm zuzuhören, und zwar so aufmerksam, als erführe sie etwas Neues.

Jedes Weib, auch dasjenige, welches fest überzeugt ist, es wird heiß und innig geliebt, hört es gern, wenn man ihm sagt, daß man es über Alles liebe und hochhalte.

Marietta machte keine Ausnahme von der allgemein gültigen Regel.

In Palermo angelangt, blieb Marietta bei dem Wagen zurück, während Girolamo seinen Freund, den Pizzicaruol aufsuchte, um ihm nochmals zu danken und zugleich sein Glück an der Seite der reizendsten aller Frauen zu verkünden, denn Girolamo ergriff jede Gelegenheit, von seiner Marietta zu sprechen.

„Ich weiß nicht," sagte der Dicke, „wenn Ihr von Eurem Glücke sprecht, überkommt mich's etwas unheimlich."

„Thorheiten, Neid, bester Zechino! Ihr freilich bei Eurer" —

Weiter sprach er nicht, da er sah, daß sein Freund wirklich ernster geworden war, was bei der sonst unverwüstlichen Heiterkeit um so auffälliger erscheinen mußte.

Girolamo reichte ihm, sich verabschiedend, die Hand und eilte auf den Platz.

„Wie gut, daß Du kommst, Girolamo," sagte beängstigt Marietta, „schon zwei Mal ging ein Mann von der Polizei bei mir vorüber und blickte mich mit widerlichen Augen an. Komm, laß uns schnell fortfahren, wenn wir auch die letzten Früchte hier in dem kleinen Korbe unverkauft nach Candinale wieder mitnehmen müssen."

„Ragazzina mia carissima, Du bist ein Närrchen," sagte Girolamo, der sein Weib noch immer am liebsten sein Mädchen nannte, „beruhige Dich, ich bleibe bei Dir und will sehen, wer es wagen kann, das Weib Girolamo's zu ängstigen."

„O laß uns gehen, ich bitte Dich" —

„Wenn es Dich beruhigen kann, so machen wir uns auf den Weg."

Kaum hatte Girolamo gesprochen, als jener Beamte der Polizei — wir errathen wohl, daß es derselbe ist, der sich damals bei Zechino nach der Griechin erkundigte — hinter Marietta erschien und sie auf die vollglänzige Schulter klopfte.

„Schon mit der Heimkehr beschäftigt? Wißt Ihr, daß ich Euch hier behalten könnte, wenn ich wollte?"

Dabei faßte er nach ihrer Hand, im Augenblicke aber stand Girolamo zwischen Beiden.

„Zurück von meinem Weibe!"

„Die Albaneserin ist Euer Weib? Ha, desto besser!“

Mit diesen Worten entfernte sich der Beamte der Polizei.

In ihrem Glücke vergaßen die heimkehrenden Gatten bald den Auftritt.

Sie sollten nach einigen Wochen schmerzlich daran erinnert werden.

In aller Frühe eines schönen Tages war Girolamo, sein Gewehr über der Schulter, hinausgezogen in den Bergen zu jagen.

Noch vor Abend komme ich heim, Marietta, hatte er beim Abschied von dem geliebten Weibe versprochen, das heute ungemein bewegt ihn nicht von sich lassen wollte.

„Mir ahnt ein Unglück,“ waren ihre Worte, „ich hatte heut Nacht einen angstvollen Traum; ich nähte an einem Trauerkleide, plötzlich fiel es von meinem Knie, und als ich es wieder aufnehmen wollte, war es verschwunden und saß mir am Leibe, so daß es mich eiskalt überlief.“

Nur mit Mühe gelang es Girolamo, sie zu trösten.

Lange sah sie ihm nach, dann setzte sie sich auf die Treppe nach der Hausthür, emsig die Spindel handhabend, sie fliegt in ihrer Hand.

Träumend schaute Marietta in die Straße Candi-

nale's hinab, in der Ferne zog ein Wanderer. Unwillkürlich fiel ihr ein Liedchen aus der Mädchenzeit ein:

Was wandelst du auf der Straße, o Jüngling dort?
Dir gilt mein Singen nimmer, o wandle ruhig zu.
Dem Theuren gilt mein Singen, er ist vom Hause fort,
Dem Trauten gilt mein Singen, der schöner ist als du.

Um Mittag stieg über die Berge, in welche Girolamo gegangen, ein finsteres Gewölk empor und sah nieder auf sein freundliches Tuffsteinhaus; die emsige Spinnerin hatte der drohenden Wolken nicht Acht.

Plötzlich zogen sie über das Sonnenschild.

Marietta erschrak, als der Lichtglanz des segnenden Gestirnes verschwand. Es erschien ihr wie eine böse Vorbedeutung; ein Aufschrei der Angst rang sich unwillkürlich aus ihrem Busen los.

„O, daß ihn das Wetter zur schnellen Heimkehr mahnte!"

Stunde um Stunde verging, der Ersehnte kam nicht; wohl aber zogen auch von der entgegengesetzten Seite Wetterwolken auf, und ein Kampf der Elemente schien über Candinale sich vorzubereiten.

Das volle Licht der Sonne trat nicht mehr heraus, wenigstens nur auf Augenblicke als leuchtender Saum um das unheimliche Gewölk, das in dem Glanze dieser Randbeleuchtung nur schwärzer, noch drohender erschien.

Marietta's Angst fand keine Grenzen, als mit dem

Abende ein furchtbares Ungewitter sich entlud, der Regen prasselnd niederfiel.

Der Sturmwind trennte die Wolken hier, um sie dort aneinander zu schleudern. Im Schlote des Hauses raste heulend der Orkan, er schien das ganze Gebäude von der schützenden Brust der Berge losreißen zu wollen.

Marietta stürzte auf die Kniee vor das Bild der Gebenedeieten, das im Zimmer hing.

„Mutter der Gnaden, heilige Jungfrau Maria! rette du den Geliebten, ihn, den einzigen Wanderer, der in der Schreckensnacht draußen umherirrt.“

Eine Stimme schreckte sie im Gebet.

„Betet Ihr für das Heil der Wanderer,“ sagte der eintretende Fremde, „so thut es auch für mich, obschon ich jetzt ungeachtet des Sturmes und Wetters glücklich zu Euch gekommen bin.“

„Ihr, hier bei mir, da mein Mann nicht heim ist? was wollt Ihr?“

„Euch, schöne Marietta!“

Sie wich zurück.

„Wagt es nicht, das Weib Girolamo's anzurühren.“

„Weib?“ fragte der Fremde höhnisch. „Seit wannen ist die Ehe Euresgleichen mit einem Katholiken eine gültige. Wenn man erführe, was ich weiß, würdet Ihr getrennt. Seht, schöne Marietta, für einen

Kuß von Euren Lippen schweige ich, ich meine, der Preis sei nicht zu theuer."

Marietta flüchtete vor ihm bis in des Zimmers Ecke. Ehe sie aber es sich versah, umschlang Jener das schöne Weib und trug es nach dem Ruhebette in der offenen Nebenkammer zu.

Im Augenblick fiel ein Schuß durch die klirrende Fensterscheibe und der Fremde lag zuckend am Boden.

Mit ihm die bewußtlose Marietta.

Athemlos stürzte Girolamo in's Zimmer und vor ihr auf die Kniee.

„Marietta!" rief er, wie damals, als er sie vor dem umgeworfenen Wagen fand. Wie damals rief dieser Ton sie wach.

„Girolamo, Du bist hier? Madonna sei gepriesen, sie hat mein Gebet erhört. Nun ist Alles gut, doch wehe, eine blutende Leiche zu meinen Füßen!"

„Er ist's," rief Girolamo aus, „der elende Spion der Polizei. Derselbe, welcher Dich im Hause Zechino's sah, auf dem Markte Palermo's ängstigte; jetzt werden mir seine Worte klar, Dich, mein Kleinod, wollte er antasten, um so uns zu trennen.

Danke meinem treuen Rohr, er wird uns nicht mehr schaden.

Du aber, mein süßes Herz, begieb Dich zur Ruhe, ich werde das Schreckensbild entfernen."

Er geleitete Marietta in die Kammer.

Dann hob er mit der Riesenkraft seiner Arme die Leiche auf die Schulter und stieg mit ihr eine Berglehne hinauf, hinter welcher ein Abgrund heraufgähnte.

Das wilde Wetter beruhigte sich allmählich, die Wolken zogen fort, nur dann und wann schleuderte der Blitz ein sich selbst verbrennendes Feuerband aus dem nächtigen Gewölke; der Regen hatte nachgelassen, es rieselte und tropfte nur von den Blättern der Bäume in jenen Tönen hernieder, welche denen einer sanften, der Glasharmonika entsteigenden Musik gleichen.

Der Mond trat leuchtend aus den Wolken, den Nachtgang Girolamo's erhellend.

Er hatte jetzt die kurze, in den Abgrund hinausspringende Platte erreicht, der Körper des Todten fiel, von dumpfen Tönen hallte es wieder.

Sie wurden schwächer, endlich tiefe Ruhe; die Leiche war entweder auf dem Boden angekommen, oder lag zwischen den Zacken der da unten überreichenden Felsenzähne.

Girolamo hatte, als er aus dem Hause trat, jenen zweiten Mann nicht bemerkt, der eilend davon floh und jetzt im gestreckten Carriere seines Rosses, das ledige des Getödteten am Zügel fortreißend, Palermo zusprengte, dort von dem Vorfall Kunde zu geben.

Heimgekehrt fand Giolamo Marietta ruhiger. Er widmete ihr die zärtlichste Sorgfalt, um die Minuten des Schrecknisses vergessen zu machen.

Was vergäße ein Weib nicht in den Armen, an der Brust eines heißgeliebten Mannes.

Auch Marietta sog neues Leben aus den Küssen Girolamo's.

Die schimmernde, nach dem erquickenden Regen üppiger aufblühende Mondnacht umschleierte mit ihrem tiefträumenden Lichte die letzte Liebesfeier Girolamo's und Marietta's.

Außer jenem Gefährten des von dem an der Seite seines Weibes glücklich ruhenden getödteten Palermitaner's war noch Jemand Zeuge des Vorfalls gewesen.

Riccardo!

Wer war dieser Mann?

Ein wilder Republikaner, ein grimmer Feind der Regierung in Palermo. Knirschend verfluchte er das Mißgeschick des Aufstandes im Jahre 1848, begierig nach jeder Gelegenheit, die hier und da unter der Asche noch glimmenden Funken zur hellen Flamme anzufachen.

Die wildeste Wetternacht war ihm die liebste, er sah in den krachenden tobenden Elementen sein innerstes Leben sich wiederspiegeln.

Was kümmerten ihn Regen und Sturm?

Mit aufgerissenem Kleide gab er die Brust den Stürmen Preis und saß wie ein Gespenst der Nacht auf dem Felsen, sich verwünschend, daß ihm keine Kraft

gegeben, die Dämonen des Unglücks aus den schwarzen Abgründen heraufzubeschwören.

Auch in jener Nacht irrte er draußen umher, sah den Schuß Girolamo's durch's Fenster, sah, wie dieser die Leiche des Polizeimannes, den Riccardo nach Candinale kommen sehen, und den er recht wohl kannte, auf der Schulter forttrug, und jubelte laut auf, denn ein neuer Plan erhitzte sein Blut, daß es im wilden Aufruhr durch die Adern schoß.

Am Morgen trat er in Girolamo's Haus ein.

„Buon giorno, Girolamo! Wie geht's? Gestern gute Jagd gemacht? Ich sah Euch ausziehen. Es war eine verteufelte Nacht.

Was habt Ihr denn geschossen? Mich dünkte, ich hörte hier ganz nahe am Hause einen Schuß fallen."

Girolamo schien zu überlegen, ob er das Ereigniß der Nacht mittheilen sollte. Jener, im Zimmer umspähend, fuhr fort:

„Ja, ja, die Stubendiele ist noch feucht, die Beute ist blutig gewesen. Nicht wahr, Marietta, — sie war unterdessen eingetreten — Euer Mann ist ein ungestümer, schleppt da die Beute noch blutend in's Zimmer, um sie Euch zu zeigen."

Marietta erbleichte und schauderte.

Beides entging den stechenden Augen Riccardo's nicht.

„Marietta, laß uns allein," bat Girolamo.

Sie ging.

„Riccardo," begann dieser, „das wilde Thier, das ich erschossen habe" —

„Stand im Futter der Polizei," lachte dieser gellend auf.

„Ihr wißt?" —

„Ich weiß und freue mich über Eure That, als wäre es die meine, ja, ich handelte Euch den Schuß ab, wenn er noch in Eurem Rohr dort an der Wand säße.

Nun aber hört mich, weshalb ich gekommen bin.

Wäre der Verruchte allein auf seine Beute ausgegangen, so bedürfte es keines Wortes weiter.

Wer fände von ihm eine Spur? der heimtückische Abgrund speit ihn nicht heraus, redet auch nicht.

Aber, — seht, Girolamo, das wißt Ihr nicht, ein zweiter Wolf schnoberte als Wache um Eure Hürde, und der ist entflohen, weil ich mein Gewehr nicht zur Hand hatte.

Sie werden kommen und Euch abholen, wohin? das wißt Ihr, ohne daß ich ein Wort zu verlieren brauche."

„Was soll ich thun?" fragte Girolamo.

„Nichts — nur mir folgen — weil ich handeln werde."

„Und was wollt Ihr thun, Riccardo?"

„Das sei vor der Hand mein Geheimniß. Ich will jetzt von Euch nur das Versprechen, ohne uns, will sagen ohne mich Nichts vorzunehmen, sondern den Ausgang ruhig zu erwarten."

„Ich verspreche es."

„So bleibt in Eurem Hause und verschließt es gut. Adio!“

Rascher, als er gekommen, verschwand Riccardo, eilte in sein Haus, nahm das Gewehr, steckte in die Schärpe sein langes Messer sammt zwei Pistolen und ging durch Candinale von Haus zu Haus.

Nach einer Stunde schon wurde es in dem kleinen Orte lebendig, wie noch nie.

Auf einen freien Platz zwischen den Bergen zogen die männlichen Bewohner, nachfolgten die Weiber.

Vergeblich fragte man sich, was es gegeben, was geschehen?

Riccardo war bereits auf dem Platze, ein enger Kreis schloß sich um ihn, voran die Männer, dahinter die Reihen der Frauen und Mädchen.

Das Gesumme verstummte, als zum Zeichen, daß er reden wolle, Riccardo die Hand emporhob.

„Männer von Candinale!“ begann er.

„Ihr seht, ich bin in Waffen am friedlichen Tage, und Ihr sagt Euch ohne mich, daß dies etwas zu bedeuten haben müsse.“

„Redet,“ lärmte die durch den Anblick und die wenigen Worte aufgeregte Menge.

„Ihr kennt unseren Girolamo und seine Marietta!“

„Evviva!“ ertönte es aus aller Munde.

„Das ist auch mein Wunsch. Damit er in Erfüllung gehe, habe ich Euch rufen wollen.

„Die Polizei von Palermo hat Behagen an dem Glücke der jungen Leute gefunden, zwei Spürhunde umstellten gestern das Haus, der Eine konnte sich das Glück in Marietta's Armen nicht denken und wollte sich persönlich davon überzeugen, der Andere hielt Wacht. Jenen erschoß Girolamo, der im ersten Augenblick vom Jagen heimkam, — Dieser entfloh."

„Bravo! Girolamo! Wie Du, hätten wir Alle gehandelt, nicht wahr?"

Ein wilder Jubel erfüllte das Thal und hallte in den Bergen wieder.

„Was meint Ihr nun, was geschehen wird?" fragte der über das Gelingen seines Planes im Innersten entzückte Riccardo.

„Redet!"

„Wir wissen's nicht."

„So will ich es Euch sagen.

Kommen wird die Polizei bis an die Zähne bewaffnet, fortführen werden sie unseren Freund zum Richtplatz, oder, wenn sie ihm noch ärgere Marter, noch größere Qualen bereiten wollen, in ein's der scheußlichsten Gefängnisse werfen, in dem mein armer Vater verjammerte, dessen Tod zu rächen meine Seele glüht.

Sein schönes, liebes Weib, der Stolz dieser Berge, wird im Elend, im Gram versiechen.

Commissare, oder wie sie heißen werden, wird man nach Candinale setzen, Steuern auflegen, unsere

Frauen, unsere Mädchen als Gemeingut betrachten, und wenn wir etwa ein Wörtchen mitreden wollen, uns so auf die Zähne schlagen, daß wir das Reden verlieren. Mit unserer Freiheit ist es vorbei, wenn Ihr mir nicht folgt."

„Es lebe die Freiheit! nieder mit der Polizei! Redet, was sollen wir thun! Wir folgen Euch."

„Die Antwort höre ich gern und habe sie vorausgesehen.

So vernehmet! Jeder gehe nach Haus, dort nehme er seine Flinte zur Hand sammt Pulver und Blei, rüste sich, wie ich gethan und komme auf die Berge um Girolamo's Haus.

Ihr Weiber hütet das Eure und haltet es fest verschlossen.

Adio jetzt, auf Wiedersehen!"

Mit wildem Jubel stob die Schaar auseinander, Riccardo aber stieg froh des gelungenen Planes nach dem bezeichneten Orte des Zusammentreffens hinan.

Wie er vorausgesehen, hatte der Entflohene der Polizei in Palermo Kunde gebracht, sie sandte eine kleine Abtheilung ihrer Soldaten mit dem Befehl aus: Girolamo, den Mörder, dessen Name bereits unter den der Aufrührer aus dem Jahre 1848 neben dem Riccardo's mit einem rothen Kreuze bezeichnet war, gefangen zu nehmen.

Riccardo, welcher auf dem höchsten Felsen stehend

die Richtung nach Palermo ausspähte, sah die blanken Bajonette der heranziehenden Truppen schon von Weitem blitzen.

Als sie Candinale erreichten, lagen die Männer bewaffnet bereits in dem bezeichneten Hinterhalte.

Der Führer der Polizeischaar schüttelte den Kopf, als er eins, zwei, drei Häuser, alle bis auf eins, des Riccardo's nicht, verschlossen fand.

Ein altes Weib trat aus der Thür, bezeichnete dem Lieutenant das Tuffsteinhaus am Berge als das des Girolamo und bejahte seine Frage, ob der Gesuchte daheim sei.

Der Fragende bemerkte dabei den entsetzlichen Zug von Hohn um den Mund der Alten nicht, erkannte sie auch nicht wieder, sie aber ihn recht wohl, denn durch die Hand dieses Führers war in jenen stürmischen Tagen des Aufstandes ihr Mann erstochen worden.

Die blutige Scene stand heute frisch, als sei sie so eben geschehen, vor ihrer Seele, denn Riccardo, um sein Blut bis auf den Grad des Uebersiedens zu erhitzen, hatte sich das Alles getreulich erzählen lassen, als er sich daheim bewaffnete und die wilde Alte zur Mitwisser in seines Vorhabens machte.

Erfreut über die Auskunft rückten die Soldaten rasch nach dem Hause Girolamo's.

Das stand so freundlich, so friedlich an seine Berge

gelehnt und badete sich im Scheine der goldenen Sonne, das Laub im Gebüsche vor den Fenstern zitterte im behaglichsten Wohlgefühl, in den Scheiben flackerte und flimmerte das hüpfende Licht der Strahlen, tiefer Frieden schlief auf seiner Schwelle.

Bald änderte sich die Scene, die bewaffnete Macht der Polizei war an das Thor gekommen, der Führer fand es verschlossen.

„Girolamo! im Namen des Vicekönigs, öffnet!“

Keine Antwort.

Die Aufforderung erfolgte drei Mal.

„Wenn Ihr es von innen nicht thut, so werden wir Euch der Mühe überheben. Soldaten! schlagt mit dem Kolben die Thüre ein!“

Der erste Schlag geschah, die Pforte hielt ihn aus.

Ein Schrei aus weiblichem Munde ließ sich vernehmen.

„Das war die Stimme seiner Frau,“ rief der Polizeilieutenant, „so führen wir diese als Geißel hinweg, wenn der Mann entflohen ist.“

„Vor der Hand werdet Ihr das unterlassen.“

Riccardo stand vor dem Führer.

„Ihr, Riccardo? da hätten wir ja einen zweiten Fang gemacht. Was wollt Ihr?“ fragte Jener höhnisch.

„Ich bin ein freier Mann aus Candinale, heiße, wie Ihr richtig bemerkt habt, Riccardo und will Nichts

weiter, als daß Ihr Euch mit der Hand voll Leute entfernt und Euch um das Haus hier nicht weiter bekümmert."

„Unverschämter! ich stehe im Namen des Vicekönigs und an seiner Statt hier."

„Das gilt mir gleich; selbst mit diesem würde ich nicht anders reden."

„Das ist Majestätsbeleidigung, nehmt ihn gefangen," herrschte der Führer. „Ueberdies ist er gegen das Gesetz vollständig bewaffnet."

Einige der Soldaten schickten sich an, an Riccardo Hand zu legen, dieser aber sprang behende hinter den Felsen.

Im Augenblicke blitzte es, der Lieutenant hatte dem zunächst stehenden Soldaten das Gewehr aus der Hand gerissen und es auf Riccardo abgefeuert.

Die Kugel streifte nur den Felsen, dafür stürzte Jener, von Riccardo besser getroffen, und zugleich begann aus dem Verstecke der Felsen ein lebhaftes Schießen.

Die Soldaten, von denen nur einige dem Tode nicht zur Beute wurden, unvorbereitet auf diesen Ueberfall, ergriffen die Flucht und wurden von den Dächern der Häuser, auf denen die Weiber, aufgefordert durch die Alte aus Riccardo's Hause, Posto gefaßt hatten, mit Steinwürfen verfolgt, die Leichen des Lieutenants und der Gefallenen aber in den Abgrund geschleudert,

in welchem bereits jener Todte lag, dessen Frevel mit dem Blutvergießen heute den Anfang machen ließ.

In Palermo traute man den Augen kaum, als die Flüchtlinge ohne Führer, ohne Girolamo ankamen und von dem schmählichen Ausgange des Zuges berichteten.

Ein Beispiel der strengsten Ahndung sollte gegeben werden.

Eine Compagnie regulärer Truppen wurde marschfertig gemacht und wie zu einem Feldzuge ausgerüstet.

Unterdessen waren die Männer von Candinale auch nicht unthätig geblieben. Auf Riccardo's Bitten hatte sich Girolamo an die Spitze der Bewegung gestellt, brannte er doch schon während des Scharmützels mit der Polizeimannschaft vor Verlangen, sich anzuschließen, erschien es ihm doch jetzt eine schimpfliche Feigheit, hinter Schloß und Riegel Schutz zu suchen, während seine Landsleute der Gefahr gegenüberstanden.

Damals hielt ihn nur das in Riccardo's Hände gegebene Versprechen, jetzt nicht das Flehen seines Weibes zurück.

Riccardo übernahm es, in wilden, feurigen Reden die Bewohner von Candinale zu überzeugen, daß ihnen jeder Rückweg abgeschnitten sei, daß es jetzt nicht mehr um die Sache eines Einzelnen, nein, um die eines ganzen Volkes sich handele. Er erinnerte sie daran, daß das Governo die Frevelthat blutig rächen werde, es also gelte, die Uebermacht mit Schlauheit zu besiegen.

Bieten — hatte er einst eine seiner Reden geschlossen — unsere Berge uns etwa nicht hinlänglichen Schirm und Schutz, ist der Eingang in das hohe Bergthal nach Girolamo's Haus nicht leicht zu verschließen?

Eure Häuser verlaßt, wir finden oben im Gebirge Raum, die Weiber und Kinder werden sie nicht antasten.

Wir wissen, daß Riccardo mit dem Plane eines allgemeinen Aufstandes sich trug, es konnten ihm daher die Ergebnisse in Candinale nur als ein ganz kleiner Anfang genügen, er sah hier nur den Herd, von wo aus das Feuer über die Gegend sich verbreiten sollte.

Dies Ziel im Auge, machte er Ausflüge in die Nachbarorte, versuchte dort die That eines einzigen Wüstlings als einen Gewaltstreich der Regierung hervorzuheben, um zu neuer Bedrückung eine Handhabe zu finden, — war aber in seinen Bemühungen nicht glücklich.

Mißmuthig kehrte er nach Candinale zurück.

Hier redete er mit Girolamo das Nöthigste, um den ersten Angriff wenigstens aushalten zu können.

Zu diesem Zwecke verschanzten sich die Männer von Candinale förmlich hinter ihre Berge.

Girolamo's Haus war mit eingeschlossen und enthielt die nöthigsten Lebensmittel auf längere Zeit.

Die arme Marietta befand sich in einem beklagenswerthen Zustande.

In Gegenwart Riccardo's und der Uebrigen durfte sie nicht klagen, aber mit ihrem Manne allein — ach, wie selten waren jetzt diese seligen Stunden! — fragte sie oft mit thränenden Augen, hochklopfendem Busen, ob denn keine Umkehr möglich sei.

„Bin ich nicht die Urheberin all des Gräuels, der hier schon sich verübt hat und wer weiß in welchen Schreckensgestalten noch verüben wird?"

Girolamo versprach ihr, Nichts zu unterlassen, um — wenn möglich — die Sache auf friedlichem Wege zu schlichten.

Zu einem solchen Ausgange der Dinge war aber nach einigen Tagen schon alle und jede Hoffnung geschwunden.

Schon hatten sich während der Zeit die Frauen und vor Allen Marietta der Hoffnung hingegeben, man werde des Vorfalles wegen weitere Schritte in Palermo nicht thun, als plötzlich königliche Truppen in der Ebene erschienen und dort ein förmliches Lager aufschlugen.

Von hier aus begann denn auch in den nächsten Tagen ein Angriff auf Candinale.

Die Aufrührer, gegen sie, als solche, zog man zu Felde, durch die günstige Lage ihrer Felsen geschützt, brachten den Angreifenden, die, gestützt auf die Uebermacht, des Terrains unkundig, ziemlich oberflächlich zu Werke gingen, empfindliche Nachtheile bei, ohne selbst dergleichen zu erleiden.

Die Truppen erfüllte die heftigste Wuth, daß ihnen eine Hand voll elender Bergbewohner zu trotzen wagte, diese wieder stachelte die Rache auf, als die Weiber und Kinder in die Berge nachflohen, weil die zügellose Soldateska an Kindern, Weibern und Greisen Schandthaten verübte, theils von roher Begier getrieben, theils in der Absicht, die Männer aus den sicheren Schlupfwinkeln herauszulocken.

So vergingen einige Wochen; die Scenen in den Bergen von Candinale wurden das Gespräch von ganz Palermo, man war gespannt auf den Ausgang.

Wie sehnlichst wünschte einen unter den Verhältnissen glücklichen die geängstigte Marietta!

Vor dem Muttergottesbilde ihres Zimmers, wie damals, als ihr Mann in der wilden Wetternacht allein draußen war, finden wir sie heute in einer ruhigen, stillen Nacht.

Ihr geliebter Girolamo ist auch heute nicht um sie, schlimmer als damals stehen die Sachen.

„Ja, so sei es,“ rief sie plötzlich, selig in dem Gedanken, von dem Betschemel aufspringend.

„Hin nach Palermo will ich, dort die Kniee des Vicekönigs umfassen, ihm den wahren Verlauf der Sache erzählen, schildern, daß Girolamo nur meine Ehre vertheidigte, Verzeihung für ihn, für Alle erbitten. Frieden wird heim in diese Berge, neu das Glück in dieses Haus kehren.“ —

Arme Marietta!

Leise schlich sie hinaus, Niemand bemerkte sie, still und ruhig glitt sie auf nur ihr und Girolamo bekannten Pfaden hinunter in die Ebene, weit vom Lager fern, das von den Wachtfeuern unheimlich erhellt wurde, und eilte im schnellsten Laufe nach Palermo.

Vor der Stadt auf dem Piano di St. Oliva lag ein Casino, ein kleines, weiß getünchtes, unregelmäßig gebautes Haus mit grünen Jalousieen und plattem Dache.

Eine Freitreppe führte aus dem ersten Gestocke unmittelbar in den daran gelegenen Garten, den eine hohe Mauer umschloß.

Herrliche Orangen- und Citronen-, schöne Lorbeer- und Mandelbäume schmückten diesen nicht großen, aber ungemein freundlichen Raum.

Das Erdgeschoß, das, wie in Sicilien üblich, nur aus einem großen, scheuerartigen Raum bestand, bewohnte der alte Battista mit seiner Mariuzza.

Ein prächtiges, liebenswürdiges Paar, diese alten Leute!

Immer heiter, freundlich und gut, einfach wie die Kinder, Menschen im vollkommensten Zustande der Natürlichkeit.

Der alte Battista war ein Marinaro gewesen, das

verrieth sein Gang, die Art, die Kapuze über dem Kopfe zu tragen.

Mariuzza war aus Piano dei Greci, dem Vaterlande Marietta's, gebürtig und deren Großtante.

Als sie Battista heirathete, waren andere Zeiten, man ignorirte eine Verbindung, die in den jetzigen Tagen verhaßt und verfolgt wurde.

Mariuzza's Züge zeigten noch Spuren einer einstmaligen Schönheit.

Gegenwärtig versah Battista die Dienste eines Hausmannes und Gärtners, Mariuzza ging ihm in der Pflege und Beschickung des Gartens an die Hand.

Ein Sonntag-Morgen heut.

Die Thür zur Wohnung Battista's stand offen, die Sonne schien durch den Garten herein, dessen leuchtende Laubfülle man durch die entgegengesetzte, dahin führende, gleichfalls offene Thür erblicken konnte, so freundlich auf die Wände und die braune Tenne des Raumes.

Auf der alten Commode standen die einzigen Prachtstücken der Haushaltung, ein paar Tassen, darüber hingen das Bild des heiligen Battista und der Maria, der Beschützer des Ehepaares.

Aufgerollt lagen auf den Bettgestellen, bestehend in zwei Eisenböcken mit darüber gebreiteten Brettern, die reinlichen Matratzen.

Battista mit seinem Weibe saßen mitten in dem durch das Gartenthor fallenden Sonnenschein auf kleinen Strohsesseln.

Sie unterhielten sich, wie ganz Palermo, von der Expedition gegen das empörte Candinale, und Mariuzza's Augen standen voll Thränen, wenn sie Marietta's gedachte.

Battista äußerte, wenn man den letzten Nachrichten von dort Glauben schenken dürfte, so werde sich der Ort sehr bald auf Gnade und Ungnade des Vicekönigs ergeben müssen. Welches alsdann das Loos der Unglücklichen sein werde, das stehe zu erwarten, ein beneidenswerthes sicher nicht.

Ein heftiger Klingelzug an der Hauspforte erschreckte das Paar.

Battista ging zu öffnen, traute aber seinen Augen kaum.

Marietta, erschöpft vom hastigen Gange durch die Nacht, aufgeregt von den Schrecknissen und Gräueln des Kampfes in ihren Bergen, sank auf der Schwelle zu seinen Füßen zusammen.

Mit rührender Sorgfalt beschäftigten sich die redlichen Leute um die beklagenswerthe Großnichte. Endlich gelang es ihren vereinten Bemühungen, den scheinbar erloschenen Lebensfunken neu zu beleben.

Wir lassen Marietta den Stand der Dinge in

Candinale erzählen und ihren Plan, Verzeihung für den verirrten Ort vom König zu erbitten, mittheilen und kehren nach dem Hause Girolamo's zurück.

Er kam mit frühem Morgen aus den Bergen heim, wie er es stets gethan, und suchte sein Weib auf dem einst so glücklichen Lager, es war leer, er durcheilte das ganze Haus, nirgends eine Spur.

Riccardo erschien.

„Mein Weib ist entflohen, sie, für die ich mein Blut, mein Leben in die Schanze schlage, hat mich in der Stunde der Gefahr treulos verlassen.

Riccardo, rette mich aus der Verzweiflung, mache Dich auf nach Piano dei Greci, suche sie, spähe mit Deinen Falkenaugen, denen ja Nichts entgeht, umher, vielleicht findest Du sie, ja, Du wirst sie finden, denn sicher ist sie dorthin geflüchtet in der Noth ihres Herzens und hat mir das meine nicht schwer machen wollen."

Riccardo, der in der Absicht gekommen war, Marietta von ihrem Manne zu entfernen, weil dieser doch von Zeit zu Zeit, wie Jener sagte, zur Liebeständelei zu ihr schlich, statt der allgemeinen Sache mit ganzer Seele sich zu widmen, war über diese Nachricht hoch erfreut.

Er, ein Meister in der Kunst sich zu verstellen, verbarg diesmal seine Freude so schlecht, daß Girolamo im wilden Argwohn ihn an der Schulter faßte und fragte:

„Du weißt darum?“

Riccardo hatte alle seine Beredtsamkeit aufzubieten, um den eifersüchtigen, aufgeregten Freund vom Gegentheil zu überzeugen; wenigstens schien es ihm so.

„Zum Beweise, wie sehr ich an Deinem Unfall Antheil nehme, werde ich selbst nach Piano dei Greci gehen. Erwarte mich heut Abend.“

Er hielt Wort.

Girolamo wurden die Stunden des Tages bis zum Abend langsam sich hinschleppende Jahre.

Endlich sank die Sonne, endlich stieg die mondbeglänzte Nacht herauf.

„Endlich,“ rief Girolamo dem eintretenden, staubbedeckten Riccardo entgegen, „endlich kommst Du, hast Du sie gefunden? Sprich, erzähle!“

„Ich war in Piano dei Greci, ich schlich um's Lager, nirgend eine Spur.“

Girolamo brach zusammen.

Riccardo versuchte ihn zu trösten, hinzuweisen, welches Ziel der Aufstand habe, welche Zukunft der Sieg bringen werde.

„Laß mich. Was kümmert mich Euer Aufstand. Um meine Marietta, um meiner Liebe willen, sie zu schützen, griff ich zu den Waffen. Nun, da sie hin ist, ist mir jeder Ausgang unseres Streites gleich, der schlechteste, der mich, uns Alle vernichtet, der liebste.

Geh, laß mich!“

„Verräther!" murmelte Riccardo, als er Girolamo verließ und die Bergwand hinanstieg.

Sein Scharfblick sagte ihm, wie wenig Hoffnung zum Siege vorhanden sei, namentlich, wenn sich Girolamo zurückziehen sollte, er verschwieg sich nicht, wie die Reihen der Männer gelichtet, wie muthlos sie selber geworden.

Während Girolamo am Lager seines einstigen Liebesglückes in Verzweiflung seiner Seele ein langsam tödtendes Gift nahm, entfernte sich Riccardo über die Berge, um nie zurückzukehren. —

Am anderen Morgen sahen die Wachen vor dem Feldlager der palermitanischen Truppen langsam eine schwankende Gestalt durch die im Frühroth aufdämmernde Ebene daher kommen.

„Wer da?" erscholl der Ruf, und vier Flintenläufe schimmerten entgegen.

„Ich bin Girolamo, nehmt mich gefangen, nehmt sie Alle, die für mich, mein Haus, mein Weib gestritten, tödtet mich, schont ihrer."

Die Freude der Truppen war unbeschreiblich.

Sofort machte man sich auf, die Rebellen gefangen zu nehmen.

Leicht geschah es, das Verschwinden der Führer hatte die noch kleine Schaar entmuthigt. Die Gefangenen wurden geschlossen, auf Wagen nach Palermo von reitenden Chasseurs begleitet. Ein eilender

Courier hatte bereits die Kunde von der Unterdrük-
kung des Aufstandes in die Hauptstadt voraus
gebracht.

Zu Marietta, im Hause des Großoheims, war diese Kunde nicht gekommen.

Den heutigen Morgen begrüßte sie voll Freuden, heute sollte der Gang zum Vicekönig gemacht werden, heute Abend schon hoffte sie die Verzeihung nach Candinale bringen zu können.

Gegen Mittag ist uns die Audienz zugesagt, meldete der erheiterte Battista, als er von dem deshalb unternommenen Gang heimkam.

Die Mittagssonne glühte auf den Dächern Palermo's, als Battista, die schöne Großnichte führend, nach dem Palaste des Vicekönigs sich aufmachte.

„Ein eigenes, sonderbares Gedränge, ein Laufen hin und her, Volkshaufen überall, die ganze Stadt hat ein anderes Gesicht, als heute früh," sagte Battista, „was mag das bedeuten?

Ich werde den wackeren Zechino, meinen Freund, den ich dort an der Ecke sehe, fragen." Er ging.

Marietta stand allein, sie zitterte vor Angst.

Endlich kam Battista blaß zurück.

„Was giebt's?" fragte sie.

Mit stockendem Athem antwortete er:

„Die gefangenen Männer aus Candinale werden gebracht.“

Ein Schrei des Entsetzens war Marietta's Antwort, als sie zugleich mit den Worten Battista's das Knarren der Wagen, den Hufschlag der Pferde der Chasseurs vernahm.

Ja, sie kamen, die Unglücklichen, welche sich durch Raschheit hatten hinreißen lassen, um nun schwerer Strafe entgegen zu gehen.

Im ersten Wagen saß Girolamo mit bleichem, blassen Angesicht, auf dem schon die Schatten des Todes lagerten, angestaunt von den wilden Volkshaufen, durch die er fuhr, bewundert ob seiner Kühnheit, die einen offenen Krieg gegen die Polizia di Napoli, das Schrecken der Sicilianer, begonnen und wochenlang fortgeführt hatte.

Marietta, das liebende Weib, hatte kaum den heißgeliebten Mann erkannt, als sie durch die Volksmassen stürzte, den Wagen hinaufflog und ihren Mann an die Brust drückend mit Küssen bedeckte, das aufgegangene Haar fluthete über die Schulter, von welcher das Gewand in der stürmischen Geberde gefallen war.

„Girolamo,“ rief sie in herzbrechenden Tönen, „für Dich den Vicekönig um Gnade zu bitten, für Euch Alle, entfloh ich heimlich; weil ich wußte, daß Ihr mich zurückhalten würdet, verschwieg ich meinen Plan. Heilige Mutter Gottes! Wie seh ich Dich wieder!

Bleich, in Fesseln! Mein Girolamo, sprich nur ein Wort zu deiner armen Marietta, laß mich nicht verzweifeln!"

Girolamo bedeckte das Gesicht mit beiden Händen Sein Athem keuchte. So hastig, als die immer mehr schwindenden Kräfte es ihm gestatteten, drückte er sein Weib an sich.

„Marietta," hauchte er fast tonlos, „ich hielt Dich für treulos. Ich habe Gift."

Marietta fiel rückwärts in den Wagen.

Die erschütternde Scene führte immer größere Volksmassen herbei, die Chausseurs hatten Mühe sie zu zerstreuen, denn die wilde, durch das Mitleid aufgeregte Menge schien eine Befreiung der Gefangenen nicht für unmöglich zu halten.

Endlich war der Platz gesäubert, die Gefangenen wurden nach Castellamare abgeführt, der Wagen mit Girolamo's Leiche lenkte nach dem Kloster der Kapuziner, Francesco saß darauf und hielt das Haupt des todten Bruders, Marietta lag, dem Wahnsinn nahe, in dem Hause Battista's. — — —

Am Tage darauf saß in der Eintrittshalle zu den unterirdischen Todtengewölben im Kapuzinerkloster zu Palermo eine junge Frau von edler Gesichtsbildung, blaß und brünett, die Augen niedergeschlagen, die in wilder Unordnung in Zöpfe geflochtenen Haare bedeckten zum Theil die Brust, das Sicilianische Kopftuch

lag lose um ihr Haupt und fiel in langen Falten an die Erde.

Im Schooß hielt das Weib den Kopf eines todten Mannes, nur mit dem Hemd und dem weißen Unterbeinkleide angethan.

Wie sie starr ihr Haupt nach der Leiche hingewandt, mit unaussprechlich leidenschaftlichem Ausdruck des Schmerzes diese betrachtet, war es der gewaltig ergreifende Anblick einer Pietà.

Jetzt öffnete sich eine kleine Pforte im Hintergrunde, Kapuziner erschienen, man legte die Leiche in einen Sarg.

Mit einem Schrei stürzte das Weib zur Erde. Als sie sich wieder erhob, stand der Sarg in den Gewölben des Todes — im Leben allein: Marietta.

Am Abend stieg ein Kapuziner, Girolamo's Bruder, dem Jener, der am Sterbelager des Vaters gestanden, auf seinem Todtenbette das Geheimniß vertraut hatte, in das Gewölbe hinab und betete am Sarge des Bruders:

Nun hat sich der Fluch der That unseres Vaters erfüllt, Girolamo's Haus ist verödet, ich habe keines.

VII.

Der Palermitaner mittleren Standes hat zwei Passionen, die Jagd und das Theater.

Die Jagd ist ganz frei. Jeder, der sich für drei Oncien eine Jagdkarte löst, hat das Recht, überall zu jagen. Nun giebt es aber um Palermo kein Wild, hier und da ein Kaninchen, eine Becassine oder sonst ein Vogel — denn auch die kleinsten sind willkommene Beute; es hat sonach die Jagd gar keinen Werth, und doch trägt sie der Regierung manches Jahr dreißigtausend Oncien, eine sehr bedeutende Revenue! Eine ganz eigenthümliche Race kleiner Hühnerhunde begleitet meist den Jäger. Geht es auf die Jagd, so kleidet sich auch der vornehmere Palermitaner in den sicilianischen Nationalanzug. Sammtene Jacke und Hose, die seidene Schärpe um den Leib, um die Beine Schienen von Schaffell oder Leder gebunden, um sich gegen die stachlichen Gewächse zu schützen. Diese Jäger sehen in ihren Anzügen häufig genug wie Banditen aus, und der ängstliche Reisende mag in manchem das Schreckbild eines Räubers erblicken, während der wild erscheinende Mann ein paar kleinen Singvögeln nachstreicht.

Des Morgens auf die Jagd und des Abends in's Theater, das ist bei vielen Palermitanern so von selbst verständlich, wie die Messe hören.

Das Theater ist besonders zur Fastnachtszeit täglich überfüllt, letzteres hat in Palermo einen wesentlich andern Charakter, besitzt nicht das nationelle Gepräge, nicht diese Fülle reizender Phantasie, wie auf dem Festlande Italien, wenn auch einzelne Erscheinungen dessel-

ben nicht minder charakteristisch sind. Für den behaglicheren Sicilianer ist der Carneval eine Zeit des Schmausens, in ihm vereinigt sich das lustige Leben Altenglands und die Genußgenialität des Südens!

Jeder sucht sich soviel zu ersparen, daß er am Fastnachtssonntag oder Montag mit seiner Familie in einem großen Wagen in die Campagna fahren kann.

Die Rosse tragen einen phantastischen Kopfputz von bunten Lappen, Fuchsschwänzen mit hellem Schellengeklingel. Bindet der Kutscher seinen Pferden Schellen um, so ist das immer ein Zeichen, daß es auf's Land geht, keiner versäumt es, wenn er vor das Thor gekommen. Bei den plötzlichen Biegungen der oft engen Mauerstraßen ist es wegen der etwa begegnenden Fuhrwerke und Reiter nothwendig.

Eine auf's Land fahrende Kleinbürgerfamilie gewährt einen heitern Eindruck. Lachend schauen die im Wagen sitzenden Frauen mit ihren glänzenden schwarzen Augen um sich, glücklich, heute in „Carrozza" zu fahren, kräftige Männer mit ihren Sammtjacken, häufig auch in altmodischem Frack und französischem Hute, sitzen ihnen gegenüber, und Knaben und Kinder zwischen ihnen, auf dem Bocke und auf dem Tritte des Wagens, und Alles lacht und scherzt und jubelt.

In einem benachbarten Orte, in der Meierei eines befreundeten Paësano wird abgestiegen.

Eine solche Meierei in der palermitanischen Gegend

hat etwas ungemein Einfaches. Der wenige türkische Weizen, welcher etwa gebaut wird, bedarf keines großen Raumes zur Aufbewahrung. Der Stall ist sehr häufig im Freien oder unter einem im Hofraume angebrachten, oben überdeckten, sonst offenen Schuppen. Der Gärtner bebaut das, was die Jahreszeit gerade gewährt, erntet seiner Zeit die Früchte von Oliven und Orangen. Das fortwährend grünende Gras, sowie der türkische Weizen geben dem Vieh das Jahr hindurch genügende Nahrung, die Ziegen werden nach den Bergen getrieben.

Kommt nun in eine so stille Meierei eine lustige Fastnachtsgesellschaft, so wird der Tisch hinter dem Hause im kleinen Gehöfte gedeckt, und gleich daneben gebraten, gekocht, dann in heiterer Glückseligkeit gegessen, von dem feurigen Landwein getrunken. Mancherlei Gruppen anmuthigen Lebens habe ich während dieser Zeit in der Campagna durch die offenen Hofthüren gesehen, und was dabei eine besonders angenehme Empfindung gewährt, ist die Gewißheit, daß man nur abzusteigen und mit frohem Gesichte unter sie zu treten braucht, um als ein ganz willkommener Gast an ihrer Lustbarkeit Theil zu nehmen. Der Sicilianer ist in dieser Beziehung ein liebenswürdiger, gentiler Mensch, und der ärmste Landmann, wenn man in dem Augenblicke, wo er sein Brod verzehrt, zu ihm tritt, bietet mit freundlichem „vuole, Signoria!“ von seinem Imbiß an. Man tritt nicht leicht aus einem Garten, ohne

daß der Gärtner oder sein Weib mit graciöser Handbewegung einen Strauß zum „Gruße" bietet, meist ohne alle Absicht auf ein Trinkgeld.

Auf den Straßen, den Märkten merkt man von dem Carneval weniger wie in andern Städten Italiens. Das Genußleben entfaltet sich nur etwas reicher, als gewöhnlich. Die Osterien sind mit Kränzen, Guirlanden und Reisig ganz bedeckt, die dampfenden Speisen, die Weine in blinkender Flasche sind vorn beim Eingang aufgestellt, Maccaroni in riesigen Zinnschüsseln vorne an. Zickeln und Schweine hängen beim Metzger aus, über und über mit Silbervließ überzogen, die schneeweiß fleischigen, fetten Hühner und Kapaune sind in Reih und Glied zu Hunderten ausgelegt. Die getrocknete Feige, die Dattel kommt jetzt frisch auf den Markt, und es hat den Anschein, als ob die Verkaufsbuden aus gepreßten Feigen erbaut seien, da sie alle Wände wie Backsteine bedecken.

Dazwischen das geschäftige Treiben der Menschen. Am Abende ist dies Alles in ein wahres Meer von Licht verwandelt, die Oellampen flackern oft zwanzig bis dreißig in einer Bude. Dem stilleren Nordländer scheint sich ein farbig Märchen aufzuthun.

Masken sieht man während der Fastnachtszeit selten auf den Straßen, und was zu Tage tritt, ist nicht immer erfreulich.

Als einst in allzu wildem Jubel das Volk von

Florenz den Carneval beging und sich in heiterem Sonnenscheine auf der Piazza eingefunden hatte, Alles in buntem Gewirre lärmte und lachte, da bewegte sich ein absonderlicher Triumphwagen, hoch über die Menge hinwegragend, heran. Oben stand — ein Grauen erregender Anblick — der Tod, der Herrscher der Welt, mit königlichem Purpur angethan, umgeben war er von einem schrecklichen Hofstaat von Gerippen, die an den Stufen seines Thrones standen. Gezogen wurde der Wagen von schwarzverdeckten Pferdegerippen. Grauen und Schauder hatte die jubelnde Menge ergriffen, und ein bitterer Tropfen ernster Wahrheit war in den Taumel des Sinnengenusses geträufelt. Das aber hatte Pier di Cosimo mit seinem Triumphzug des Todes beabsichtigt.

Gewiß nicht mit dieser didaktischen Intention, sondern lediglich von der leicht zu Ausgeburten und Extremen sich hinneigenden Phantasie des Palermitaners hingerissen, hatten in der Fastnachtszeit mehrere Haufen niederen Volkes solche ähnliche Todestriumphzüge veranstaltet.

In wild phantastischem Anzuge, Gesicht und Arme mit der Farbe der Verwesung bestrichen, mit halb verfaulten Lumpen angethan, ähnlich vermoderten Leichen, trugen eine Menge von Leuten eine große Tragbahre, mit allen Emblemen des Todes geschmückt, auf welcher sich der Tod — oder besser eine täuschend nachgeahmte

Menschenleiche in aufrecht leidenschaftlich befehlender Stellung befand. Der Eindruck war frappant und gräßlich, und dadurch, daß diese Darstellung nicht bloß das Ergebniß der Phantasie eines Einzelnen war, charakteristisch.

Das Phantasieleben des Palermitaners ist von der Sucht nach frappanten Contrasten, nach Aufregung durch die Darstellung des Gräulichen nicht frei, sein Gemüthsleben davon afficirt. Eine Behauptung, die, wenn sie nicht schon in der Geschichte und der Kunstentwickelung Palermo's ihre Bestätigung fände, solche allein schon in den mehrfach beschriebenen Grabgewölben des Kapuzinerklosters zu Palermo erhalten würde.

Von dem hellen Klosterhofe steigt man hinab in die weiten Bogenhallen des Todes, welche nur stellenweise grell durch das von oben hereinfallende Tageslicht erleuchtet sind. Zu beiden Seiten der langen und hohen Bogengewölbe stehen an die Mauern angebunden, zwei, drei Reihen übereinander, viele Tausende von Todtengerippen. Sie sind mit halbverfaulten, die entfleischten Knochen zeigenden Lumpen bedeckt, oft auch in ganz neue, bunte Gewänder gekleidet, deren Contrast mit den braunen, wie mit einem lederartigen Ueberzug versehenen Todtenköpfen nur um so auffälliger ist.

Braun der Verwesung und des Moders ist die Grundfarbe dieser schaudererregenden Todtenparade, die mit bunten Farben, bestrichenen Wände, die nur

hier und da von dem streifenden Deckenlicht beschienen sind, wirken dazu nur um so unheimlicher.

Und nun erst die Einzelheiten dieser grauenhaften Todtenhallen! Eine wahre Fundgrube für den Maler und Darsteller des Bizarren!

Dadurch, daß die Knochen der aufrechtstehenden Todten zum Theil zusammengesunken sind, werden die verschiedenartigsten Stellungen dem entsetzten Auge sichtbar.

Wie drastisch ist dort die Verzweiflung ausgedrückt! Ein Gerippe in braunem Kittel, die Kniee gebeugt, die Hände im Schooße ringend, den Kopf mit dem zwar braunen, aber noch ziemlich wohlerhaltenen verzerrten Gesichte auf die Brust gesenkt!

Hier ein wahrer Fluchschrei der Vergänglichkeit! Wie Gott und die sittliche Weltordnung ankeifend, steht die Schreckensgestalt da, mit den dunklen leeren Augenhöhlen nach oben schauend, den Kopf in die Höhe gereckt, das herabgesunkene Kinn in scheußlicher Verzerrung, die Hände wie gefesselt zusammengebunden, den Körper wie auf den Zehen stehend in die Höhe reckend — ein todtes, gefesseltes Prometheus-Gerippe!

Hier neigt Einer sarkastisch den Kopf zu seinem Nachbar, der stier den Beschauer angrinst. Höhnisch schaut dort Einer herab mit der trostvollen Gewißheit der triumphirenden Freude, daß der, welcher noch im vollen Leben staunend zu ihm emporblickt, über kurz

oder lang gleichfalls in Reih und Glied des Regimentes „Tod“ stehen wird; — mögen aber alle die Gerippe den verschiedenartigsten Ausdruck zeigen, ruhelos, friedlos erscheinen sie Alle; was wir an Schlechtigkeit oder an Elend im Menschenleben erdenken können, hier finden wir es in Gestalten der wüstesten Verzerrung dargestellt.

Die Frauenleichname sind von denen der Männer getrennt, und fast scheint es, als ob ihre Aufstellung nicht so beliebt wäre, auch sind sie nicht an den Wänden in Reih und Glied aufgestellt, sondern liegend und in Glassärgen wohl verwahrt.

Eine junge Frau von großer Schönheit — wie der am Glaskasten befindliche Zettel besagt — ist in einer Robe von rosa Atlas gekleidet, an den Füßen befinden sich zierliche weißseidene Schuhe; das ausgestopfte, jugendliche Formen zeigende Kleid, der Kranz gemachter Blumen in den reich von dem Kopfe fallenden Haaren bilden mit dem zusammengeschrumpften, braunen, grinsenden Todtenschädel einen häßlichen Contrast.

Hier liegt ein Weib da, gleichsam, als wäre sie lebendig begraben worden und hätte im neuen Todeskrampfe des Erstickungstodes gelegen, eine so verzerrte Stellung nimmt sie ein. Dort liegt ein Kind, obwohl es schon vor Jahren gestorben, doch besonders gut conservirt. Ihm sind die vergelbten Wangen mit hohem Roth geschminkt, und da die Augen nothwendig

verfaulen müssen, sind gläserne eingesetzt worden. Dies gewährt ein Bild, welches Jeden mit Ekel und Entsetzen erfüllen muß.

Der Palermitaner empfindet von alle dem Nichts. Dem nur halb ausgebildeten Naturkinde mit auswuchernder Phantasie fehlt die Empfindung für die feineren, tiefer liegenden Beziehungen zwischen Leben und Tod gänzlich, ebenso wie die lebendige christliche Durchdringung seiner Anschauungen hierüber. Ihm sind die todten Körper lieb und werth, er freut sich auf Allerseelentage, an dem die Grabgewölbe Jedem geöffnet sind, wo man dort Corso macht, gerade so gut, wie auf der Marine und der Strada Nuova, wo man die Verwandten und Freunde in der Unterwelt aus den ihnen angehefteten Täfelchen wiedererkennt und ihnen, um den Anstand zu bewahren, ein paar neue weiße Glacéhandschuhe über die dürren Finger zieht, ihnen auch wohl eine neue Robe umthut.

Sogar den Leidenschaften der Lebenden müssen die armen am Pranger stehenden Todten dienen, indem man sie — ein sehr häufiger Fall — zwischen mehreren Lotterienummern ziehen läßt.

Doch zu lange schon haben wir in der grausigen Höhle des Todes verweilt, beklommen schmachtet die Brust aus dem Bereiche des Moders zu entfliehen, der eilende Schritt führt an einem in's unermeßliche Dunkel sich verlierenden Gewölbe vorüber, zu dem man durch

eine schmale Eingangspforte gelangt. Hier liegt, fünfzig bis sechszig Fuß in die Tiefe in einem ausgegrabenen weiten Raum ein wirrer Haufen von Menschenknochen. Die Armen, welche keinen Platz zur Aufstellung bezahlen können, werden in diese dunkle Knochenhöhle geworfen, liegen hier in verworrenem Durcheinander — die glücklichen Armen, sie haben doch wenigstens Ruhe vor den gaffenden Blicken der Menge!

Als ich das Gewölbe verließ, sah ich in der Vorhalle einen so eben gebrachten Todten, von einem Facchin aufrecht gehalten, welchen ein palermitanischer Maler abzeichnete, fröhlich plaudernd umstand denselben eine Gruppe von Männern, welche das höchste Interesse an der schlechten Zeichnung nahmen.

Werfen diese Todtengewölbe ein scharfes Streiflicht auf die Anschauungen und das Phantasieleben des Palermitaners, so giebt ein Besuch im Irrenhause einen neuen Beleg für die Richtigkeit der Behauptung, daß es gerade der Mangel an sittlicher Erziehung ist, der den Palermitaner zu allen Ausschreitungen der Phantasie und Leidenschaft bewegt. Es ist bekannt, daß gerade hier im Verhältniß zur Anzahl der Bevölkerung viele Geistesstörungen vorkommen. Ein bei Verfolgung eines Zieles in den Weg gelegtes Hinderniß, ein vereitelter Wunsch, der Verlust irgend welchen Gutes kann die Leidenschaft dieser Menschen so erregen, daß ihr Geist sofort darunter leidet. Die Verirrungen

der Phantasie, abenteuerliche Vorstellungen legen meist den Grund zur Narrheit, während durch allzu heftiges sich in der Leidenschaft gehen lassen die Tobsucht hervor gebracht wird, welcher eine überverhältnißmäßige Anzahl der Kranken verfällt.

„In einem Irrenhause," sagt Esquirol, „sind die gesellschaftlichen Bande gelöst, Freundschaft und Vertrauen sind verschwunden, die Gewohnheiten verkehrt, man handelt ohne irgend welche Gemessenheit, gehorcht aus Angst und haßt ohne Haß. Jeder lebt nur in seinen Ideen, seinen Träumen, Jeder lebt für sich, die ausgebildetste Selbstsucht isolirt und vereinzelt Alles."

Wenn dies wahr ist, so muß diejenige Irrenanstalt, welche sich bestrebt, dieses auflösende Princip der Isolirung aus den gesellschaftlichen Einrichtungen nach und nach zu verbannen und die Kranken daran zu gewöhnen, sich allgemeinen Interessen unterzuordnen, jedenfalls von einem richtigen Gedanken getragen sein. In der Casa dei Matti zu Palermo ist er sehr scharf markirt.

Wenn man in die mit Bogengängen umgebene Halle des Hauses tritt, begegnet dem Blicke eine Anzahl von Wandgemälden, welche von Verrückten erfunden und ausgeführt worden sind, wunderliche Bilder, deren Beschreibung hier nicht am Orte, welche aber für den Psychologen von höchstem Interesse sein würden.

Haben wir so beim Eintritt gleich gesehen, daß die Irren gemeinsam an der Ausschmückung des Hauses gearbeitet, so finden wir bei näherer Betrachtung, daß, soweit es nur überhaupt zuläßig, sie hier auch gemeinsam arbeiten und leben, wie nirgend anderswo. Der sehr ausgedehnte Garten ist von den Irren angelegt, bis in's Einzelnste ausgeschmückt — pellagonischer Geschmack, mit Lauben, Hecken, Figuren, Muschelhöhlen, — macht er einen sonderbaren, aber keineswegs unangenehmen Eindruck. Umschlossen ist der Garten gegen Süden von einer hohen Mauer, von deren Plateau man in den weiten, von Zellenreihen umgebenen Hof der Tobsüchtigen schauen kann. Wie ich bereits erwähnt habe, muß man über die Menge, über das überwiegende Verhältniß gerade dieser Art von Irren erstaunen.

Unter den Narren fand ich auch einen Maler, einen kleinen, milden, freundlichen Mann von vielleicht vierzig Jahren, der seit vielleicht zwölf Jahren an einem einzigen, lebensgroßen Kopfe — eines Brutus malte, der ihm nie ganz gelingen, ihm nie völlig zusagen will, dessen Ausdruck ihm jederzeit zu nichtssagend erscheint. Ein jüngerer Bruder des Malers, ein bildschöner Mensch, sitzt — gleichfalls ein Irrer — halbnackt bei ihm und reibt ihm rastlos die Farben.

Das Bild selbst war nicht ohne Talent gemalt, machte aber einen unsagbar unheimlichen Eindruck.

Die Gebundenheit des menschlichen Geistes grinste den Beschauer aus dem eigentlich richtig und gewissermaßen edel gemalten Antlitze an. Ich glaube, daß man bei langer Betrachtung selbst verrückt hätte werden können.

Ist der arme irrsinnige Maler nicht gleichsam ein Bild seines Vaterlandes? Rastlos wird an der Herstellung einer gedeihlichen Verfassung, entsagenden Staatsbürgertugend gearbeitet, und niemals kommt das erwünschte, ersehnte Bild zu Stande, immer fehlt es an dem Gleichmaße der geistigen Kräfte, mögen auch die materiellen Grundlagen zu einer gedeihlichen Entwickelung hier, wie fast in keinem anderen Lande gegeben sein.

VIII.

Reitet man in die Campagne, so ist in unmittelbarer Nähe der Stadt eine freie Umschau in der Gegend selten.

An beiden Seiten der Straßen sind Mauern, welche Gärten und Felder zu umschließen pflegen. Dennoch üben selbst diese eingeengten Wege einen gewissen Reiz aus.

Theils liegt der Grund hieran in der Schönheit des Terrains an sich, theils in dem Wechsel der Einzelbilder, welche sich dem Auge eröffnen.

Ueber die von Schlingpflanzen überwucherten Mauern ragen in phantastischen Laubgebilden tausendjährige Oelbäume herüber, häufig hat sich der Stamm mit dem Mauerwerke verbunden und dasselbe mit seinen zwerghaft knorrigen, oft der Weide ähnlichen Bildungen überwachsen. Luftiger Schatten dämmert dann über den sonnigen Weg, und zwischen den Mauern, den Bäumen schauen, in tiefe Bläue des Mittags getaucht, die Berge herein.

Einsam der Weg — lautlos die Natur ringsum! Keines Vogels Lied schallt aus der Luft, aus den Zweigen hernieder!

Nur selten begegnet dem Wanderer ein Reiter, welcher faul auf seinem bepackten Pferde liegt, den Kopf in die Hand stützend und träumerisch in weichen Molltönen ein Ritornell vor sich hinsingend, daß es weithin erschallt über die Gärten, an den Bergen.

Oft sind's artige Gedanken, oft blos Bemerkungen über Etwas, was dem Blicke auffällt, oder ein Entlasten der bewegten Seele in ein paar Worten.

Meist ist dieser Gesang eine Geburt des höchsten Wohlbehagens, eines angenehmen Verweilens bei einem Gedanken oder einer Empfindung. Jeder, welcher italienisches Leben kennen gelernt hat, wird das Glück des Verweilens, des Haftens der Seele an Einem Punkte, und die Scheu, Eindrücke auf einander jagen zu lassen, empfunden haben. In Italia si

dimora — ist ein wahres Sprichwort. Wer hastig von Einem zum Anderen springt, nicht gemüthlich vollkommen gesund ist, der erscheint fremd in dieser Natur von großem, erhabenem Styl, welche, wie in der Kunst die Plastik, beruhigend, heilsam, verklärend nur auf ein klares Auge und auf einen gesunden Geist wirkt!

Fast unmittelbar vor Palermo auf dem Wege nach dem ungefähr zwei bis drei Miglien entfernten Kloster Maria di Gesu ist einer der schönsten Wasserpfeiler der ganzen Umgegend.

Wie bereits angedeutet, besitzt Palermo den größten Reichthum des herrlichsten Wassers, das in erquickender Quellenfrische, von den Bergen hergeleitet, in jedes Haus fließt. In den besseren Wohnungen wird es bis in die obersten Etagen geleitet und ein Druck an dem in der Küche befindlichen Hahne bringt kühlende Labung — ein Comfort, wie er nur in wenig Städten Europa's in so ausgedehntem Maaße zu finden.

In vielen Leitungen von den um Palermo amphitheatralisch sich aufbauenden Bergen strömt dies Wasser durch steinerne Canäle nach der Stadt, wird in der Campagne zu einem sehr ausgedehnten Bewässerungssysteme benutzt. Um nun den Druck immer wieder zu verstärken, wird es in die dreißig bis sechszig Fuß hohen Pfeiler geleitet. Diese Pfeiler sind am Fuße im Geviert zehn bis zwölf Fuß, oben vier bis acht Fuß

und machen den Eindruck hoher Obelisken; an einer meist daran befestigten Leiter kann man in die Höhe steigen, um zu dem oben befindlichen, mit Thüren verschlossenen Wasserkasten zu gelangen, von welchem aus der Druck in die Tiefe regulirt werden kann.

Diese Wassersäulen, meist von rothem Tuffstein und durch die fortwährend ausschwitzende Feuchtigkeit mit den herrlichsten Schlingpflanzen, namentlich dem schönen, sich fein wiegenden Venushaar bewachsen, geben schon an sich überaus malerische Bilder und verleihen der Gegend einen originellen Reiz mehr.

An der eine halbe Miglie östlich von der Stadt gelegenen Niederung des Oreto liegt nach Süden zu an dem abfallenden Ufer das Campo Santo mit seiner kleinen Kirche, seinen weißen Mauern, über welchen in dunkler Fülle die schwarzgrünen Cypressen und hoch darüber hinaus drei besonders schöne Oelbäume mit ihrem wie Flammen zum Himmel emporsteigenden Laub hervorragen. In ihrem Schatten weidet eine Ziegenheerde und die weißen Rinder des Helios mit ihren riesigen, drei bis vier Fuß langen Hörnern.

Die Terrainbildung ist hier von unglaublicher Schönheit, die Vegetation wuchernd in der Fülle des Frühlings. Eine kleine Brücke führt über den Oreto, unmittelbar am anderen Ufer wird ein verfallenes normannisches Schloß sichtbar, und zur Linken schaut man auf das belebte Thal, fernhin erhebt sich über den kleinen

Häusern und Gärten die altehrwürdige Brücke des Königs Roger mit ihren hohen Spitzbogen, und gerade aus, in scharfer Beleuchtung, mit wunderbar phantastischen Formen, reckt sich der gewaltige Rücken des Monte Griffone in den dunkelblauen Himmel empor.

An dem Cowento della Guadagna, einem malerisch gelegenen Augustinerkloster, vorüber führt der Weg nach Maria di Gesu.

Nachdem man ungefähr eine Viertelstunde zwischen den Mauern geritten, gelangt man auf einen freien Platz. Der Anblick grünender Wiesen mit Primeln und Tazetten in üppiger Fülle durchhaucht die Seele mit Frühlingslust, und damit dem schönen Wiesenbild, das von den nahen Bergen umschlossen wird, auch die interessante Staffage nicht fehle, hebt sich in der Weiße des Marmors ein antiker Säulenschaft auf gothischem Fuß, in dessen Capitälchen sich arabisch-gothische und antike Elemente in kecker Ueberfülle vereinigen, auf dem farbigen Bergeshintergrund glänzend ab, und an dem Fuße der Säule, zu welcher vier breite Stufen empor führen, ruht eine sicilianische Familie betend aus. Immer grandioser aber rollt sich das Bergbild des Monte Griffone mit seinen zu Tage liegenden, aus dem saftigsten Grün sich erhebenden Felsbildungen vor dem Blicke auf. In seinem Schatten liegt behaglich hingestreckt mit seiner Baumfülle das freundliche Kapuzinerkloster Maria di Gesu.

Unmittelbar vor dem Kloster, auf einem sanft ansteigenden, von mächtigen Oelbäumen beschatteten Wiesenplatze erhebt sich auf einem Postamente mit sehr anmuthigen Gliederungen im Renaissancegeschmacke ein Marmorkreuz. Nach der Vorderseite zu stehen am Fuße des leeren Kreuzes — man vermeidet hier fast überall die Darstellung des Gekreuzigten — Johannes und Magdalena, während auf der Rückseite Maria mit dem Christuskinde auf einem erhöhten Sockel steht, dergestalt, daß ihr Kopf gerade in der Durchschnittslinie der beiden Kreuzbalken sich befindet — gewiß eine originelle Darstellung!

Das Denkmal von rothem Tuffstein mit den weißen Marmorfiguren macht einen gefälligen Eindruck, durch die schattigen Laubmassen dringt das helle Sonnenlicht spielend hindurch und erhöht das frische Grün der Wiese mit ihren sich wiegenden Blumen. Auf den Stufen des Monuments saß ein Kapuzinermönch mit grauem Barte und schaute schweigsam zu Boden, ein Jüngerer stand neben ihm und blickte nach der zwischen den dunklen Bäumen hindurchschimmernden Ebene Palermo's. Ein Bild köstlicher Ruhe in Natur und Menschen — umrahmt von erquickendem heimlichem Grün.

Weiter oben liegt das Kloster mit seinen unregelmäßigen Baulichkeiten, wie sie gerade das Bedürfniß erheischt hat, und darum so malerisch. An der ver-

schlossenen Pforte stehen zwei große Oelbäume, ihr Schatten wiegt sich spielend an der hellen Mauer!

Vor dem Thore lagerte in verschiedenartigsten Stellungen eine Schaar Bettler, zum Theil halbnackt, darunter Gebrechliche und Kranke, aber auch schöne, jugendkräftige Männergestalten, deren Sehnen keine Arbeit kennen lernen wollte. Ohne Unterschied wird das Almosen ertheilt!

Da öffnete sich die Thüre, und heraus trat ein großer, bärtiger Kapuziner, von zwei Anderen gefolgt, welche einen Kessel trugen. Dieser wurde vor dem Thore niedergesetzt, die Bettler kamen näher heran, jeder erhielt eine Portion Gemüse. In fröhlicher Geschwätzigkeit zwischen Gebern und Empfängern verzehrten die Bettler ihr Gemüse, welches einem Jeden mit einem großen Schöpflöffel zugetheilt worden war, aus den mitgebrachten Geschirren, während mehrere, welche solches für überflüssig halten mochten, sich der großen, dicken, manchmal ausgeschweiften Blätter der Cactusfeige — einer sehr artigen Naturschüssel — bedienten. Dies Bild der Speisung war überaus malerisch und voll lebhaft schöner Motive!

Unmittelbar bei der Klosterpforte führt ein mit Weinlaub dicht bedeckter Säulengang, durch dessen von den wiegenden Schlingen der Reben gebildete Bogen man fortwährend die bezaubernden Blicke in's Land und Meer hinaus hat, auf die Höhe des Berges,

bis man an eine kleine Kapelle mit einer Verandah gelangt.

Von hier aus genießt man eine überraschende Aussicht. Gerade gegen Süden erblickt man die Profile des in schönen und großgeschwungenen Linien aus dem Thale himmelhoch ansteigenden Monte Griffone mit seinen Zacken und Felsenrippen. Dunkler erscheinen — und doch so klar — die Schatten im Mittagslichte. An dem Berge hinan erhebt sich der ausgedehnte Terrassenbau des Klosters aus dem üppig wuchernden Grün der Orangen- und Olivengärten, von welchen es umgeben ist. Darüber hinweg ragen himmelanstrebende Cypressen mit ihrem broncefarbenen Stammwerk und gewaltige Pinien, — dunkel und ernst auf dem sonnendurchleuchteten Grün, welches von ihrem Rahmen umgeben nur um so zauberischer erscheint.

Ueber die kühn in die Höhe geschossenen Aloën, über die wuchernd sich zwischen Steinen hinwindenden Cactus mit ihren wie mit Perlen besetzten Früchten, über die Wipfel von Palmen hinweg erblickt man gerade unter sich die Thalniederung des Oreto, welcher in den bei Monreale liegenden Bergen entspringt, von dorther auch seine kleinen Zuflüsse erhält und in mannichfachen Krümmungen den kurzen Lauf in's Meer bei Santa Anna, beim Campo Santo vorbei an der in unmittelbarer Nähe von Palermo gelegenen Batterie St. Erasmo beendet.

Weiter hin erstreckt sich die Campagne bis an die gegenüber liegende Bergkette des Montecuccio mit seinen großen, hohen und vielen kleinen vulkanischen Gipfeln, welche in grandiosem Linienzuge von Monreale aus nach der Conca d'oro abfällt.

Die Stadt Monreale selbst mit ihrer am sanften Bergeshange gelegenen Prachtbasilika erglänzt in hellem Sonnenlichte, ebenso die kostbare, sanft ansteigende Kunststraße von Palermo dahin, welche durch die große Anzahl ihrer reizenden Ruhesitze unter wiegendem Lorber, durch ihre Denkmäler, durch die zu beiden Seiten befindlichen Gärten und Villen an die berühmteste Kunststraße der Römer erinnert. Sie führt das entzückte Auge an Telabianca, St. Antonio, Trebia nach dem mit seinen vielen Kuppeln und Thürmen aus dem Grün hervortauchenden goldenen Palermo, an dessen Pracht das Meer in azurner Blaue heranspielt.

Gerade hinter Palermo erscheint die sonnige Dreihügelgestalt des Capo di Gallo, welcher auf der dem Auge nicht sichtbaren Seite in schroffem Abschusse der Felsen in's Meer taucht.

Abgeschlossen aber war dies Bild der Campagne durch die edle Gestalt des schönsten aller Berge Italiens, des Monte Pellegrino, welcher sich über dem ungefähr eine Stunde entfernten Palermo erhebt und in stolzen, senkrechten Linien in's Meer abfällt. Von dem Farbenzauber dieses Berges, der wie ein Chamäleon täglich

und stündlich dem Auge anders erscheint, kann man sich keinen Begriff machen. Er scheint gleichsam ein herrliches Postament für irgend ein in den Himmel ragendes Götterbild zu sein. Auf allen Seiten erheben sich aus dem angeschwemmten, im üppigsten Grün wuchernden, in schönen sanften Linien anschwellenden Terrain die steilen Felswände, ähnlich einem Bollwerk in Ecken und Winkeln, bis zu einer Höhe von achthundert Fuß, und da, wo sich diese Felsgebilde in eine Niederung versenken, führt eine Straße auf hohen Bergen im Zickzack zwischen den beiden Felsflügeln hindurch den Berg hinan und vermehrt durch das Stylvolle ihrer Linien den classischen Eindruck des Bildes. Auf dem schroffen, ringsum laufenden Felsenbau erhebt sich nun die hohe Kuppe des Berges in zwei Gipfeln, auf deren einem ein tempelartiger Bau schon von ferne dem Auge sichtbar wird.

An die nach Norden zu gelegenen Felswände strömt das unermeßliche Meer mit weißen Schaumhäuptern heran und begrenzt in ruhiger Linie das zauberhafte Bild. Die vor dem Blicke sich aufthuende Campagne ist bis zum Vorgebirge des heiligen Gallus hin ungefähr neun Miglien lang und vier Miglien breit.

In einer Entfernung von zwei Miglien erhebt sich aus der grünenden Campagne Palermo. Daß es dem Auge wie eine goldene Stadt erscheint, liegt in dem zu dem Baue der Häuser, Kirchen und Paläste verwende-

ten Material. Der Tuffstein erglänzt im Sonnenlichte sehr brillant, und der Marmor, mit dem viele Kirchen und Paläste bekleidet sind, vermehrt den Farbeneindruck.

Die Campagne von Palermo ist ein ununterbrochenes Gartenland, der Besitz angemessen vertheilt; dies und die Nähe der Stadt erklärt auch die Sorgfalt des Anbaues, welche in solchem Grade auf Sicilien kaum mehr gefunden werden dürfte. Die einzelnen Gärten, in deren Grün die meist thurmartig gebauten Landhäuser sich verstecken, sind von Mauern oder grünenden Hecken umgeben; neben der Baumzucht, welche den reichsten Ertrag von Orangen, Oliven, Johannisbrod und Feigen gewährt, wird hauptsächlich der Gemüsebau betrieben, auch Wein und anderes Obst in Fülle gezogen, daneben der Sumach, ein weitverbreitetes Gerbekraut, in ausgedehnter Weise cultivirt.

Es ist Dezember, und überall auf Feldern und Wiesen, wie sie in bunten Farben duftig sprießen, ist die blühende Farbe des Frühlings hingegossen.

So macht die Campagne mit ihren grünenden Wiesen und Gärten, welche von den goldigroth schimmernden Tuffsteinmauern gleichsam wie mit einem Netz durchzogen ist, in der unzählige größere und kleinere Villen hineingesäet sind, den Eindruck eines golddurchwebten schimmernden Teppichs.

Eine köstliche Mittagsruhe lagerte auf Land und Meer, nur hier und da bewegte ein leiser Hauch die

leichten Blätter des Oelbaumes und legte ihre schimmernde Seite dem Auge dar.

Um mich her tiefe Stille! Die grünen Eidechsen guckten neugierig mit ihren klugen Augen aus den Schlupfwinkeln zwischen den Steinen hervor und wagten sich an die Sonne; wie ich ihren bewegten Athem unter der Kehle sah, war mir's, als fühlte, hörte ich den geheimnißvollen Pulsschlag der Natur, als könnte ich sie fassen, in ihr tiefes Auge schauen. Mir zur Seite schien sich das Marienbild mit dem Christus im Schooße zu beleben, der Schmerz in dem dem Leichname zugewendeten Antlitz Mariens zu heben, das Schwert in ihrem Herzen wurde zum Kleinode, und der todte Christus verklärte sich zum schönen Jüngling, der lächelnd zu der Mutter über sich aufschaute, aus dem Bilde des Schmerzes war eins triumphirender Freude geworden, diese prangende Natur duldete neben sich nichts Anderes.

Das Geschrei eines in königlichem Fluge kühn um den Berg kreisenden Geiers erweckte mich aus meinen Träumen, ich that noch einen Blick auf das glückselige Land unter mir, eilte dem Kloster zu und betrat dessen Hof.

Er war still und verlassen, rings um ihn her steht in buntem Durcheinander, in launenhafter Unregelmäßigkeit halb orientalisch der Klosterbau.

Eine hohe stolze Dattelpalme, weit über die Mauern

hinausragend, wiegt in einsamer Ruhe ihre schöngeschwungenen Blätter, die sich wie ein schattiges Dach fast über die Hälfte des Hofes ausbreiten. Die Sonne lagert heiß auf ihr. Der Schatten in der den Hof umgebenden Bogenhalle ist so kühl, so anmuthend. Die Palme, und hinter ihr das mit dem Spitzbogen versehene Klosterfenster, an dem ein Mönch träumend in den Hof herniederschaut, der Bau mit seinem platten Dache, auf welchem Wein in wuchernder Fülle gezogen wird, über dem in herrlichen mittagglühenden Farben der hohe Bergrücken des Griffone ansteigt — Alles versetzt den Geist weit von der Heimath in entfernte Lande und umspinnt die Phantasie mit zauberhafter Macht des Vergessens.

Ich konnte mich an dem Bilde des Südens, das sich, umrahmt von dem Bogen der Halle, vor mir aufthat, nicht satt sehen. Lange ruhte ich auf den kühlen Steinen aus, dann betrat ich die kleine Klosterkirche.

Sie war freundlich und hell; durch die Fenster, an denen sich Weinlaub in die Höhe rankte, spielte das Sonnenlicht, frische Rosen wiegten ihre Knospen, und zwischen ihnen, in bunten Käfigen, sangen mehrere Kanarienvögel, daß ihr Lied in der leeren Kirche schmetternd ertönte, durch alle Fenster schaute der tiefblaue Himmel herein, und in der Kirche selbst schimmerten die buntesten Farben. Es war Alles Licht, Farbe, Blüthenduft und Vogelgesang — freilich kein

Gotteshaus in unserem Sinne, und dennoch anmuthender, als jene Predigthäuser mit kahlen Wänden, in denen während der Woche kein anderes Leben, als das der emsigen Spinne, sich regt.

Der König Ludwig von Baiern, welcher in Sicilien von seinem früheren Aufenthalte her überhaupt sehr beliebt ist und auf das Höchste verehrt wird, scheint auch bei den Kapuzinern von Maria di Gesu in gutem Andenken zu stehen. Als ich im Gespräch mit Einem derselben erzählte, daß ich aus Baiern gebürtig, meinte er: Ach, welches Glück! Ich habe Euren Regenten gesehen, er ist ein König wie der Erzengel Gabriel! — gewiß eine schmeichelhafte Bezeichnung!

Der Sicilianer drückt sich überhaupt sehr drastisch aus. Ein kleiner Krämer meinte, als das Gespräch auf den längere Zeit in Palermo verweilenden Herzog von Leuchtenberg kam: „Dieser hohe Herr, wie wunderbar! machte sich die Hände mit Kupfer schmutzig," gewiß eine sehr bildliche Bezeichnung für eine Art von Sparsamkeit, bezeichnend aber auch für den renommistischen, großthuerischen Sinn des Palermitaners, von dem man ähnliche Aeußerungen vielfach hören kann.

Durch eine sehr ausgedehnte Anpflanzung von Mandelbäumen, deren röthliche Knospen zum Theil sich schon entfaltet hatten, gelangte ich nach Mare dolce, einem großen antiken Fischbehälter, dessen kühlende Umgebung zum Bleiben lockt.

Als ich langsam zwischen den Mauern heimwärts ritt, hörte ich vor mir einen weichmelodischen Gesang, dessen tiefe Melancholie nur durch die Ungebundenheit und Leichtigkeit, mit welcher die Töne in den überraschendsten Wendungen behandelt wurden, Anmuth und Gefälligkeit erhielt. Ich eilte auf den Gesang zu und fand an einer Wendung der Straße unter dem Schatten überhängender Bäume die Sängerinnen, drei Mädchen in der Tracht des Südens der Insel.

Ein dichter ausgezackter Schleier über dem Kopfe wird unter dem Kinne zusammen gehalten, während er hinten über die Schultern weg fällt, ein vorn zugeschnürtes Mieder, roth oder blau, umschließt die Brust, aus dem Mieder quillt das gefältelte Hemd, das unter dem Halse mit einem buntfarbigen Bande nach Art der Schweizerhemden gebunden wird, ein Faltenrock reicht bis an die Knöchel, und darüber hängt ein anderer kürzerer, der meist von derselben Farbe, nur mit einem Abstoß versehen, häufig aber auch von anderer Farbe, als der untere ist.

Diese Tracht ist kleidsam und malerisch. Besonders sorgfältig war sie von den mir Begegnenden gewählt. Mit Vergnügen lauschte ich den nicht gekannten Liedern. Dazwischen erschallte heiteres Gelächter. Dem Einen der Mädchen waren die Haarflechten aufgegangen, und die glänzenden Zöpfe fielen ihr über den Nacken. Mit welcher Anmuth ordnete

diese starke, üppige und doch so frische Gestalt ihren Schmuck wieder.

Als ich herangekommen war, fragte mich die Jüngste, ein Mädchen von vielleicht dreizehn Jahren, mit freundlichem Gesicht, wohin ich ritt, und als ich ihr antwortete, nach Palermo, um der immaculata vergine meinen Respekt zu beweisen, da hatte sich der heidnische Forestiere wenigstens in einen guten katholischen Christen verwandelt. Nun wurde ich mit Fragen überhäuft, wer, wohin, woher, ob ich verheirathet, oder wenigstens verliebt, ob ich reich, was ich betriebe, ob meine Mutter schön gewesen, und sofort bis in's Unendliche. Dafür erfuhr ich freilich, daß sie — drei Schwestern — von Castro Giovanni und bei einem Verwandten in dem sehr nahe gelegenen Abate zu Besuch seien, um das Kirchenfest mitzumachen und sich Ablaß zu holen. Auf meine Erwiederung, daß Letzteres wohl nicht nöthig, da sie so jung und so unschuldig seien, wußten sie nicht gleich, was sie antworten sollten, bis die Jüngste sehr entschieden und nicht ohne Humor äußerte: „Wir haben ihn Alle nöthig, und Ihr sicher am Meisten!" Lachend über diese glückliche Abfertigung verließ ich sie, und noch lange hörte ich später ihren Gesang durch die schon abendlich klarer werdende Luft ertönen.

Die Form des Monte Pellegrino, einmal gesehen, prägt sich dem Gedächtnisse für immer ein. Es ist, als ob die Natur sich darin gefallen hätte, einmal ein großes Werk der Architektur auszuführen, als ob ein gewaltiger Gott in stillem Gebahren des Schaffens sich gefreut hätte, den Menschen einmal zu zeigen, wie er Stereometrie treibe. Der Pellegrino ist der schönste und großartigste und zugleich der poetischste und liebenswürdigste Berg, den ich gesehen.

Mag unten das donnernde Meer mit seinen schwarzgrünen Wogen bis hoch an seine Felsen hinangischen und schäumend sich aufbäumen, Sturm und Wolken seinen Gipfel umlagern, oder mag sein glänzendes Haupt hoch über der tiefblauen glatten Meeresfläche, über das herrliche Ruhebild der sicilianischen Küste sich erheben — immer, welche ewige, gewaltige Schönheit!

Nahe bei einer so volkreichen Stadt gelegen, kaum eine halbe Stunde davon entfernt, herrscht an seinem Fuße die tiefste Natureinsamkeit. An der nach Norden zu gelegenen, schroff abfallenden Seite führt unmittelbar über dem Meere an den Felsen hin ein selten betretener Weg nach dem abgelegenen Fischerdorfe Tonnara. Auch hier hörte ich einstmals Gesang, dessen Strophen, kurz, in lang hingezogenen schwermüthigen Klängen endeten und doch, wenn der Sänger von Neuem anhub, jedesmal wieder überraschend durch die Leiden=

schaftlichkeit des Einsatzes wirkten. Ein Ziegenhirte war's, der oben in den Felsenklüften sitzend sang. Wie ergreifend waren diese Naturklänge am einsamen Meer zwischen den sonnenglänzenden Bergen, deren classische Formen von bezaubernder Schönheit durchflossen sind! Nicht mehr glaubte ich in der Gegenwart zu leben, frische homerische Welt umgab mich. Wer Sicilien gesehen, dies Meer, diesen Himmel, der versteht ihre epische Größe erst recht. Was ist denn der Anblick dieser träumenden, unendlichen See, dieser jach aus den Fluthen ragenden Wände, welche farbenprangend in der Mittagsgluth sich zum tiefblauen Himmel erheben, dieses Duftes der fernen Küstengebirge? Nichts Anderes, als das Bild des zur Mittagszeit im Schatten des einsamen Ufers ruhenden Meergottes Poseidon!

Stört ihn wohl der melancholische Gesang des sterblichen Menschen, der zwischen den Felsen wiederhallt? — Er stört ihn nicht, er schläft sanft und ruhig weiter, und Du stehst still und glücklich dabei, freuest Dich der schönen Göttergestalt!

Kehrt man zurück nach der der Stadt zugewendeten Seite, auf welcher der Weg nach der so vielfach beschriebenen Rosalienkapelle führt, so kann man zugleich die mehr nach dem Meere zu liegende Villa Belmonte besuchen. Ein beneidenswerther Aufenthalt!

Der Cactus ragt hier in frischsaftigen Farben bis

zwei Manneshöhen empor, aus den Büschen, aus den Hecken strömt süßes Aroma, Blumen in überreicher Fülle blühen in schimmernden Farben, über die Wipfel von Citronen- und Orangenbäumen, deren Früchte lockend zwischen dem dunkeln Grün hervorquellen, schaut man hinunter an die Küste, an welcher zwischen Gärten ein paar seltsame Häuser mit ihren Thürmchen hervorragen, hin auf das Meer, an dessen äußerstem Horizont die Inseln Ustica, Stromboli und Lipari auftauchen. Ein einzig Schiff mit schneeweißem Segel fährt hinaus. Lust und Freude lacht der Himmel in's Herz hinein.

Diese Meeresbilder erregen in der menschlichen Seele bald unendliche Sehnsucht, bald innige Freude an der Gegenwart, bald träumerische Ruhe, bald frische Lust nach thätigem Leben. Wendet man den Blick von Norden ab, mehr gen Osten, so thut sich dem Auge die ganze Nordküste Siciliens zwischen dem dunkeln Rahmen zweier Pinien auf.

Ueber dem Golf von Palermo hinweg erscheinen die sich sphinxartig in's Meer hinauslagernden Berge der Bagaria, das reizende Cap Zaffarano voran. Zwischen demselben und dem Monte Griffone über die Villen der Bagaria hinweg wird der Meerbusen von Cefalu sichtbar, ihn umkränzen ebenfalls hohe Berge, welche in duftigem Blau über die Gewässer herüber dämmern. Weiter hinaus, kaum noch angedeutet, ver-

schwindet der Küstengebirgszug mit Meer und Himmel fast zu Einer Farbe, und nur das schneeige Haupt des Monte Gibello erglänzt noch — deutlich dem Auge — im Sonnenschein.

Dies Küstenbild ist das Schönste, was ich auf Gottes lieber, herrlicher Erde gesehen, und läßt die weiche Monotonie Neapels weit hinter sich. Diese Berge kann man in jeder Stimmung, in jeder Beleuchtung, zu jeder Stunde und Tageszeit ansehen, man wird nicht satt, sie sind immer neu, immer köstlich, stets ist Leben und Bewegung in Form und Farben, nie drükkende Ruhe, und doch sind sie so groß und erhaben, ihr Bild ist anmuthig, ohne weich zu werden, die Formen sind von ungemeiner Zartheit, ohne an Frische und Kraft, ja an phantastisch seltsamer Gestaltung zu verlieren; und wenn man allerdings in dem Anblick der neapolitanischen Küste verloren sich in süß schwelgenden Tod hineinträumen könnte, so hat man dagegen hier die Empfindung, daß man nun erst zu leben anfangen möchte, daß man einerseits jauchzt über diese prangende Natur, andererseits in stiller Freude des Herzens sich bewußt wird, wie schön, und — ach, wie reich das Leben ist!

Weiter nach Süd und West wird die Ebene von Palermo von dem großen Bergamphitheater der Madonienkette im Halbkreise umgeben. Fast zu unseren Füßen liegt Palermo, halb von Wolkenschatten bedeckt, halb von

Sonnenlicht erleuchtet, wie eine goldene Feenstadt, umgeben von der smaragdenen Farbe des Gefildes, eingewoben in den Regenglanz der Luft, die, in den Bergen geschäftig wechselnd, bald düstern Ernst um ihre vulkanischen Häupter sammelt, bald strahlendes, lachendes Glück über die sonnigen Gipfel verbreitet! Wie stolz rollt das große Meer an diese Pracht heran!

Wahrlich, man muß diese Stadt, die wie eine glückliche Geliebte in den Armen der Natur liegt, lieben lernen!

Je höher man zwischen den beiden Bergflügeln auf der Zickzackstraße den Pellegrin hinansteigt, desto mehr überkommt Einen das Gefühl seiner Oede. Das Wort, der Schritt hallt an den Felsen wieder, kein Baum, kein Strauch zu sehen, zwischen den sich überall offen darlegenden unzähligen Felsstücken wächst nur dürftiges Gras, mageren Kühen zur mageren Nahrung. Sie geben dem Bilde kein Leben, ebenso wie der Berghirte, dessen bärtig dunkles Gesicht aus der braunen Kapuze hervorschaut, nur den Eindruck seltsamer Einöde vermehrt. Weiter oben öffnet sich auch die Aussicht nach der anderen Seite, ein neues Uferbild! Zwischen den originellen Gestaltungen des Capo di Gallo erblickt man die Bucht von Sferracavallo.

Der Effekt, welchen der dunkle Bergrahmen um dieses Stück sanft schimmernden, fast durchsichtigen Meeres macht, ist ergreifend. Weit reckt sich in seliger

Ruhe das im Sonnenschein liegende Gelände in's Meer hinaus, gleichsam darin die Gluth seiner Farben zu kühlen. Wolken lagern auf den Bergen und Regendunst, in welchen die Sonne ihr goldenes Gespinnst webt, fast geisterhaft erglänzen die um den Montecuccio herumliegenden Bergkegel.

Noch höher steigen wir nach dem steinernen Tempel. Wilder, schauerlicher wird die Oede. Zu unsern Füßen fällt in schwindelnder Steilheit das nahe an zweitausend Fuß hohe Cap von Gallo zum Meere ab, ringsum ist kein Leben zu schauen, überall Grauen erregende Wildniß, denn das Land und die Thäler sind durch die sich vorschiebenden Gebirgsformen verdeckt, und tief unten — denn wir stehen über zweitausend Fuß hoch — brandet das Meer an die Felsen heran. Dunkler wird's, Wolken thürmen sich dichter über den Bergen, das Meer dampft gleichsam zum Himmel empor. Es erhebt sich ein wilder Sturm, ein Meeradler flattert zwischen dem Gestein auf und sucht sich besseren Schutz zwischen den tiefer liegenden Felsen. Jetzt ist der Blick auf die Au von Palermo durch Wolken verschleiert, und man gewahrt nur noch das dunkelwogende Meer, das, vom Sturmwind erregt, donnernd an die Felsen rollt. Ist's doch, als ob die Wellen nach und nach zum Bewußtsein ihrer Kraft, ihrer vernichtenden Gewalt gelangten und sich in langgezogenen Schaa-

ren immer höher bäumend an das Land heranwälzten, um es zu verschlingen.

Kaum war ich in die Stadt zurückgekehrt, so fing es an zu regnen. Regnen? — dieser Ausdruck ist zu civil. Ströme des Wassers prasselten mit donnerndem Gepolter auf den in wenigen Minuten in einen breiten Strom verwandelten Toledo. Nach einer halben Stunde war aber Alles zu Ende, und nun begann ein Jubel des Volkes, wie wir ihn nur bei Kindern zu sehen gewohnt sind. Stege wurden über die Straße gelegt und dabei Possen aller Art getrieben. Diese Freude an selten eintretenden Naturerscheinungen charakterisirt überhaupt den Palermitaner. War doch gleichsam ein Festtag, als einmal im Winter ein paar Flocken Schnee in der Stadt fielen. Männer hielten in jauchzender Freude ihre Kapuzen ausgespannt, um darin die Flokken zu sammeln, freilich auch zugleich in der Absicht, den zusammengeballten Schnee für einen Heller in einem Café zu verkaufen, wo sie ihn zur Bereitung des Gelato verwenden. Sonst wird derselbe im Winter in den Bergen gesammelt und in großen Gruben conservirt.

Von der Anmuth deutscher Dörfer, von dieser umhegten und umfriedeten Häuslichkeit findet man in Sicilien Nichts.

Es liegt theils in der Beschaffenheit des Klima's, theils in der Unsicherheit der Zustände, endlich aber und hauptsächlich in der Ausgedehntheit des großen Grundbesitzes, daß sich, wie in Unteritalien so auch hier, selbst die kleinsten Orte sofort städteartig gebildet, daß die Städte das Land so zu sagen gleichsam absorbirt haben. Meist bestehen diese Orte aus einem großen Platze mit der Kirche. Die Wohnhäuser, von massivem Bruchstein erbaut, einstöckig, mit ihren platten Dächern, den unregelmäßigen, mit Jalousieen verschlossenen Fenstern ringsherum. Hinter den Häusern befindet sich häufig ein kleines Stück Acker, wo Orangen, Feigen, oder etwas Gemüse gebaut wird.

In der palermitanischen Campagne ist die Oede solcher Dörfer weniger zu bemerken, da der Grundbesitz in kleineren Meiereien, zwischen ihren Gärten liegend, vertheilt ist.

Aber, wie ich sie beschrieben, sind die Orte auf der Straße nach der Bagaria, welche den äußersten östlichen Theil der Campagne von Palermo bildet. In allen diesen Flecken giebt es eine ziemliche Anzahl von elenden Kaffeehäusern und Osterien, welche den Sammelpunkt des öffentlichen Lebens bilden.

In dem unmittelbar am Meere gelegenen Orte Musica d'Orfeo war mir schon öfters eine etwas anständigere Osterie aufgefallen. Ich hielt dort öfter an und ließ mir den Marsaler Wein beim Blicke auf's

Meer unter der überschatteten Hausthüre wohlschmekken. Hierbei fiel mir eine Bewohnerin dieses Hauses, eine anmuthige, heitere Frau mit ihrem Kinde auf, welche nicht von gewöhnlicher Herkunft zu sein schien.

Nachdem ich mich später gelegentlich bei Don Giacintho A., einem jungen Advokaten, erkundigt hatte, erfuhr ich eine einstmals in Palermo ziemliches Aufsehen erregende komische Geschichte, nicht ganz uncharakteristisch für das sicilianische Naturell.

Die junge P., ein adliges Mädchen, heirathete gegen den Willen ihres Vaters einen jungen, lebenslustigen Officier aus adligem Geblüt. Der Vater zog seine Hand von der Tochter ab, und der Officier mußte, durch den Einfluß der Familie genöthigt, den Militairdienst verlassen. Da Don Antonio kein Vermögen besaß, waren die jungen Leute in die bitterste Armuth versetzt. Allein Don Antonio hatte eine zu reizende Stimme, zu schöne Augen, eine zu schöne Gestalt, als daß sich sein junges Weib hätte entschließen können, dem Rufe ihrer Familie zur Heimkehr zu folgen. Da starb ein Oheim mütterlicher Seite und hinterließ der jungen Frau ein ansehnliches Vermögen von zwanzigtausend Oncien. Der Jubel war groß! Das leichtsinnige, lebenslustige, auffallend hübsche, junge Paar lebte in Saus und Braus. Kostbare Equipage wurde angeschafft, stets offene Tafel gehalten, viel gespielt. Das baare, ihnen zugekommene Geld wurde buchstäb-

lich in einem Schranke aufbewahrt, wozu der erste Diener ganz allein den Schlüssel hatte. Wurde Geld gebraucht, holte es der Diener. War eine Rolle ausgeschüttet und leer, so wurde eine neue aufgeknackt. Eine geraume Weile ging das prächtig, aber die Rollen schwanden in bedenklicher Weise dahin, und als endlich die letzte an die Reihe gekommen war, meldete dies der Diener mit bedenklichem Gesichte seinem Herrn. Indessen das trübte die Heiterkeit des frohlebigen Pärchens nicht. Noch war ja das Silber, die Möbel, die Kleider, endlich aber die Carosse mit den Pferden da. Aber auch sie schwanden dahin, und ärmer als vorher war das junge Ehepaar. Noch immer zürnte der Vater, mehr noch, wie früher. Der Diener hatte indessen bei seinem Amte der Schlüssel kein unvortheilhaftes Geschäft gemacht, sich die niedliche Trattorie in Musica d'Orfeo hergerichtet und mit seltsamer Naivetät seiner Herrschaft in seinem Hause ein freundliches Asyl bereitet, so daß sie jetzt still und vergnüglich ohne Ansprüche bei ihm lebten!

In der Bagaria, einer fruchtbaren zwischen dem Cap Zaffarano und der Madonienkette gelegenen Niederung, ist der Hauptort S. Flavia. Ringsherum sind die schönen Besitzungen sicilianischer Großen gelegen. Von der Anhöhe bei der Villa Valguarnera genießt man eine köstliche Aussicht, einerseits zurück nach dem

Meerbusen von Palermo mit seinen im Profil doppelt schönen Bergen, andererseits nach dem Golf von Cefalu. Hier thürmen sich die Berge noch viel gewaltiger auf. Termini liegt an ihrem Fuße, freundlich aus seiner Campagna hervorragend, während das weit in's Meer hinausgeschobene Cefalu mit seiner berühmten Cathedrale die Bucht abschließt, hinter welcher das fernere Küstengebirge in duftigem Blau verschwimmt.

Unmittelbar unter dem Beschauer liegt die Pracht der Bagaria mit ihren Villen und weiterhin das vom Meere träumerisch umspielte verlassene alte Salunt. Ein Blick auf dies paradiesische Gelände, auf das weite Meer ist ein unbeschreibliches Glück!

Will man die Schönheit der alten Oelbäume recht bewundern, so schlägt man den Weg nach Baida ein. Ein kleiner Umweg führt an der Zisa vorüber. Zwischen den kleinen ärmlichen Häusern der Vorstadt vor der Porta Nuova, zwischen hohen Mauern, über welche fruchtbeladene Orangenbäume ragen, gelangt man dahin.

Einfach und fast ohne alle Ornamente erhebt sich das arabische Bauwerk, aus großen Quadersteinen errichtet, mit Zinnen gekrönt, burgartig ernst, in länglichem Vierecke hoch in die Luft. Eine Pinie, die schönste und größte um Palermo, reicht mit ihrer Krone bis an die Zinnen der Burg. Das dunkle Grün des Baumes, die dazu stimmende ernste Farbe des alter-

thümlichen Gebäudes auf dem tiefblauen Hintergrunde südlichen Himmels hinterläßt in der Seele ein nicht zu verlöschendes Bild!

Kaum vermuthet man, daß hinter diesem ernsten Gemäuer der üppige Aufenthalt eines arabischen Emirs gewesen, daß der Eintritt in die Halle des Erdgeschosses uns die ganze Glanzgewalt des Orients vor die Seele zu führen vermöchte.

Trefflich charakterisirt Don José Caveda in seiner Geschichte der Baukunst in Spanien, welche von Paul Heyse mit hoher Meisterschaft übersetzt ist, den Contrast bei den Bauwerken arabischen Styls früherer Zeit zwischen Innern und Aeußerem, wenn er sagt: „Das Aeußere offenbart nach einer sehr treffenden Bemerkung Owen Jones' die Absicht, einem geknechteten Volke die unumschränkte Gewalt seiner Despoten vor Augen zu stellen. Völlig schmucklose nackte Mauern sollen ein Gefühl der Furcht erwecken und Unterwürfigkeit predigen. Es bewohnt sie der, welcher nach den Gesetzen des Islam über Leben und Tod seiner Untergebenen verfügt, und mit der Vorstellung seiner absoluten Herrschergewalt, die er als Nachkomme des Propheten vom Himmel erhalten hat, verknüpft sich ihnen nothwendig die Pflicht knechtischen Gehorsams. Der Prophet aber hat ihnen zugleich die sinnliche Glückseligkeit und allen Lebensgenuß in Aussicht gestellt. Und so regt denn auch die Religion die schöpferische Phan-

tasie der Araber an, mit aller Pracht der Kunst das Inneren der Paläste ihrer Fürsten auszuschmücken."

Die Ausschmückung des Hofraumes der Zisa, noch mehr aber die wenigen noch erhaltenen kostbaren Bruchstücke von Stalaktitengewölben in der Cuba geben ein lebendiges Bild von der Fülle reizender Formen in der arabischen Ornamentik.

Von dem Dache der Zisa ist der schönste Ueberblick über die Stadt und die um sie prangenden Gärten.

An grünen Wiesen, auf welchen Iris und Tazetten üppig wuchern, unter dem Schatten immergrüner Eichen hinweg, steigt der Weg nach dem kleinen Klosterhospitale Baida, am Fuße des Monte Cuccio gelegen, empor. An einer Biegung des Weges öffnet sich das reizendste Bild.

Zwischen den hohen, dichtbelaubten Oelbäumen mit ihren fein gewundenen, die schönsten und zugleich sonderbarsten Linien bildenden Stämmen, welche im Mondlicht gespensterhaft neckisch die wunderlichsten Phantasiegebilde übertreffen, erblickt man die ganze Niederung von Palermo vor sich, das Auge schweift über Gärten und Villen über die Stadt, deren Lärm nicht hierher ertönt, über das Meer hinweg nach den sonnigen Bergen der Bagaria, welche von der einen Seite, nach dem Pellegrin, der von der andern den Golf einschließt. In der Tiefe liegt ein Thaleinschnitt, in welchem sich ein dichter Olivenwald befindet, hier und da liegt halb-

versteckt eine Meierei dazwischen. Gegenüber erhebt sich auf einem Vorsprunge des hoch ansteigenden Berges, fast noch an dessen Fuß, auf den mit Schlinggewächsen und Epheu ganz bedeckten Felsen und Untermauern das Klosterhospital von Baida mit seiner reizenden byzantinischen Capelle, seinen zwischen den Mauern so ernst hervorragenden Cypressen. Ein Bild des Friedens schaut es über das grüne Thal mit seinen im Abendgolde schimmernden Fenstern herüber, und gern wendet sich der Blick von der in Farbengluth prangenden Landschaft nach dem tiefschattigen Thale, nach dem darüber hinragenden Klostergebäude zu.

Dem Anblick von der gegenüberliegenden Höhe entsprach auch das Innere des Klosterhospitals.

Es war ein köstlicher Friede über Haus und Hof und die Kirche verbreitet, kühlendes Wasser rauschte in einer Fontaine an der Pforte des Hofes und empfing den Fremden mit seinem frischen Gruß, freundlich führte ihn der Custode durch die kleine Kirche hindurch in die beiden Säle der Kranken, in welchen nur wenige Betten standen. Heut waren sie, wie das oft der Fall zu sein pflegt, leer; kostbare Luft wehte zu der offenstehenden Balkonthüre herein; ich trat hinaus und überschaute von dem hoch über dem Thale hinausragenden Balkon noch einmal das zauberhafte Bild der Campagne Palermo's.

Da trat zutraulich ein Knabe von ungefähr zwölf

Jahren, jetzt der einzige Reconvalescent hier, zu mir. Es war eine Waise aus Mezzojuso und in der von dem Fürsten Castelnuovo einst errichteten Agricultura Sicula, einer in der Nähe des dem Könige von Neapel gehörigen Lustschlosses Favorita bei Palermo gelegenen landwirthschaftlichen Schule untergebracht. Wie mir der Custode versicherte, war der arme kleine Grieche vor Heimwehfieber krank geworden, und man hatte ihn zu seiner Heilung nach dem allerdings paradiesisch gelegenen Baida geschafft.

Der Knabe stand allein in der Welt — wer dieses Weh eines Kinderherzens nicht an sich selbst erfahren, der hätte es in den großen Augen des blassen Kleinen lesen müssen. Allein — allein am Morgen und am Abend! Was hilft da aller Zauber der südlichen Natur, alle erdenkliche Schönheit der Luft, des Himmels, der Berge, der Gärten? Du stehst allein in der Welt, Du armes Kind, und schaust mit Deinen Augen, Dir selbst unbewußt, so krank und sehnsüchtig hinaus in's Weite. Auch kehrst Du, wenn Du gesund, nicht gern in die Agricultura Sicula zurück, Du bist ja auch dort — mitten unter Deinen Genossen — allein.

Ich unterhielt mich, so gut es eben anging, mit dem Knaben, mir that sein Lächeln so wohl, viel wohler, als die Herrlichkeit der Natur. Ich erzählte ihm von meiner Heimath, von dem Schnee im Winter, von den Tannenzapfen an den Dächern der Hütten, die man

zum Spiele als lange Dolche gebrauchen könne, von den eisschimmernden, klirrenden Tannen. Sein Gesicht verklärte sich, er sehnte sich fort, weit hinweg nach dem Norden, um das Herrliche zu schauen.

Der Knabe mit seiner Sehnsucht nach Schnee und Eis in der lachenden Schönheit des Südens kam mir lange, lange nicht aus dem Sinn!

IX.

Einer meiner gewöhnlichsten Abendspaziergänge in Palermo war durch die Strada nuova, eine in der That neu angelegte, zwischen Villen hinlaufende Straße vor der Porta Macqueda nach dem nahen Orte Olivuzza.

Ein etwas erhöhter Platz mit einem Ruhesitz unter zwei mächtigen Oelbäumen gewährte Aussicht auf die Stadt und das Meer.

Ich sah meist auf diesem Wege die Sonne untergehen. Palermo flammte dann hinter mir in einem so blendenden Glanz, daß man fast die Augen abwenden mußte. Die Kathedrale mit ihrem phantastischen Zinnenkranze stieg ein prunkend schwellend Dankopfer von Stein mit ihren Thürmen zum Himmel auf, die Kuppeln der vielen Kirchen schwammen mitten in den Strahlen des Abends; im schmachtendsten Golde schaute aus den dunkeln Cypressen die hohe Zisa heraus,

die Orangenhaine, die herrlichen Gärten der Villen Larre di falko und Butera waren in lautere Gluth und jauchzende Seele getaucht. Welche himmlische Schönheit charakterisirte die feinen Linien der theils in brennendes Violett, theils in wollüstiges Blau getauchten Berge! Aus ihnen gleichsam heraus steigen in glänzend balligen Gebilden die Wolken des Abends, um dann in diesem reinen Aether vor Wonne trunken zu zerfließen.

Wie groß und still lagert sich weiter hinaus das Capo Zaffarano in das lustselige Meer, dessen reines tiefes Blau durch fern hin schwellende Segel der Schiffe belebt wird.

Wenn dann in tausendfachen schnellen Schlägen von allen Thürmen grell und schreiend das Zeichen von Ave Maria ertönt, dann antwortet auf dies leidenschaftliche Rufen der Menschen zum Gebet groß und herrlich die Natur in schöneren Tönen. Ueber der flammenden Erde duftet der letzte goldene Hauch der Sonne, selig jubelnd fächeln die elysischen Lüfte über diese goldene Au, über dies Meer dahin. — —

Nach einem bewegten Leben war Ruhe in meine Seele eingezogen, ich fühlte die Erschütterungen derselben nur noch wie das ferne Rollen der Meereswogen. Vergangenheit und Zukunft vermischten sich in eine über meine Seele ausgegossene sehnsüchtig süße Empfindung der schönen Gegenwart.

In solcher Stimmung lag ich eines Abends auf der Steinbank unter den Bäumen und schaute in deren goldene Wipfel, in den lichten Abendhimmel hinauf, bis ich durch den Schritt eines nahenden Fußgängers, welcher plötzlich ganz in meiner Nähe anhielt, aufmerksam gemacht meine Blicke dahin richtete.

Es war Reinhold, ein junger deutscher Kaufmann. Er grüßte anscheinend verlegen und bat um Entschuldigung, wenn er mich gestört habe. Ich sprang aus meiner Lage auf, nicht ohne einen gewissen Humor über den eleganten Deutschen, der sich offenbar über meine Nonchalance etwas verwundert hatte, und bot ihm den Platz neben mir an.

Ich war Reinhold schon mehrmals im Café und an der Marina begegnet. Er schien sich von seinen Landsleuten fern zu halten, wenigstens traf ich ihn nie im Verkehre mit den zeitweilig in Palermo sich aufhaltenden Deutschen. Er hatte stets etwas Scheues, brach, wenn er im Café in's allgemeine Gespräch gezogen wurde, gern schnell ab und entfernte sich.

Ich schätzte ihn deshalb nicht weniger. Auch mir war oft der üble Humor, den die Deutschen gewöhnlich haben, und der sich Abends in Klagen über italienische Prellerei und dergleichen äußerte, lästig, auch ich vermied aus diesem Grunde gern den allzu häufigen Verkehr mit denselben.

Reinhold interessirte mich überdies durch sein Aeußeres.

Er war von nicht allzugroßer, geschmeidiger und doch sehr kräftiger Gestalt. Ein feines, scharfes Profil mit der Haltung des Kopfes nach oben verrieth den Idealisten, der nicht ohne gewissen Hochmuth sein mochte.

In seinem Gesicht mit der reinen, weißen Stirn, den starken schön geschwungenen Augenbrauen, unter denen ein paar große, sanfte Augen hervorblickten, in dem feinen Zug um die Wangen und den Mund erkannte man den Schwärmer außerdem. Schönes Wellenhaar floß von der denkenden Stirn auf die Schulter, so erschien er ein Künstler eher, als ein Kaufmann.

Er war bei aller Verbindlichkeit der Formen einsilbig und kurz und vermied offenbar neue Bekanntschaften. Dieses Fernhalten, Zurückziehen machte ihn seinen Landsleuten nicht beliebt, die verschiedensten Urtheile über ihn hatte ich gehört.

Nach Einigen war er ein lüderlicher Geselle, ein halber Abenteurer, ein Roué mindestens, der sich viel in der Welt umhergetrieben, nirgend Rast und Ruhe gefunden, ein Mensch, über dessen Vermögensumstände man keine rechte Klarheit habe.

Anderer Meinung nach war Reinhold der ange=

nehmste, liebenswürdigste Gesellschafter, heiter, jovial, gebildet, mit sehr wohl fundirten Mitteln, welche ihm gestatteten, überall zu leben, wo es ihm gefalle.

Ich entnahm aus diesen Angaben der verschiedensten Art wenigstens so viel, daß der kein uninteressanter Mensch sein könne, der durch sein anziehendes, höchst elegantes Aeußere schon mehrmals meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Das Zusammentreffen mit ihm war mir daher keineswegs unangenehm. Reinhold, wie er vor mir stand, das schöne, sanftgeröthete Gesicht, das braune glänzende Haar von den letzten Sonnenstrahlen beleuchtet, erschien mir schöner als früher, ja ich empfand das lebhafteste Vergnügen, eine wahre Herzenslust, in diese herrlichen Augen zu schauen, welche auf mir aufmerksam ruhten, als ich ihm schilderte, warum dies mein Lieblingsort sei.

Ich hatte die Empfindung, einem wahren, ächten Menschen gegenüber zu stehen. Reinhold sprach mit großer, jugendlicher Offenheit, sein Wesen war angenehm, nicht ohne sanfte Heiterkeit, seine Stimme ertönte weich und melodisch tief.

Daß er, eine durchaus poetische Erscheinung mit entschieden geistig ausgeprägter Richtung, ein phantasievoller Kopf sei, hörte man aus der Wahl seiner Vergleiche, welche etwas Originelles und sinnlich Greifbares an sich hatten.

Unsere Unterhaltung kam auf das Reisen und wie

eigentlichen Genuß nur Der habe, welcher allein reise; dann auf die Einsamkeit überhaupt. Ich entwickelte, daß dieselbe ein hoher Lebensgenuß sei, welchen nur der geistige Gourmand so recht zu schätzen wisse.

Reinhold gab mir seufzend Recht, stand dann plötzlich auf und sagte mit dem Ausdruck des wilden, leidenschaftlichen Schmerzes:

In der Einsamkeit muß man die Ruhe und vor Allem die Heimath finden können, sonst ist sie Höllenqual. Ich kann nicht einsam leben — und auch mit den Menschen nicht; in der Gesellschaft fühle ich mein Inneres gleichsam leer, öde, ausgebrannt. Wo Rettung!

Mit diesem leidenschaftlichen Ausruf war er aufgestanden, hatte mir Lebewohl gesagt und sich schnell entfernt.

Verwundert sah ich ihm nach, offenbar hatte ich eine Wunde seiner Seele berührt.

Die Nacht war indessen mit italienischer Schnelle eingebrochen. Obwohl Berg, Stadt und Meer jetzt in kühle Nebel sich zu verhüllen begannen, brannte in meiner Seele doch das herrliche, gluthreiche Abendbild und umgab als Rahmen das edle Menschenantlitz, in dessen Zügen ich so eben den Ausdruck tiefen Schmerzes gesehen hatte.

Sein Bild verfolgte mich bis in mein stilles Zimmer.

Es war kein Glücklicher, der neben mir gesessen, ein Irrender, ein Suchender war mir heut begegnet.

Ach! armes Menschenherz, das auf der Wanderung nach seinem Glück irrt, das verlorene sucht und doch so reich, unendlich reicher als jenes, welches nie geirrt, nie gesucht hat, welches immer im regelmäßigen Takt des gewöhnlichen Lebens geschlagen!

Mild beleuchtete der Schein der Lampe mein Zimmer, balsamischer Duft strömte durch das offene Fenster, die grünen saftigen Blätter wiegten als lebendiger Rahmen sich darum, Lied, Leid, Bild aus früherer Zeit wurden in der Seele wach.

Dazwischen trat immer das liebe Menschenangesicht, das ich diesen Abend erblickt. Ich wollte den Armen, den ich auf dem Wege des Verderbens, des Verödens glaubte, retten, ich wollte ihm Freund werden, wenn er auch dazu keine Lust verspüren sollte, nicht eher von ihm lassen, bis ich erfahren, was den Armen so schmerzlich bewege, ihn heilen. Vielfache Lebenserfahrungen kamen mir zu statten.

Ach, was denkt man nicht Alles in der stillen Nacht, was will man nicht Alles thun?

Wer ein liebewarmes Herz hat, der glaubt in solchen Augenblicken alles Leid um sich herum aufheben zu können.

Man will Allen die Wahrheit sagen, seine von jeder Nebenabsicht freie Zuneigung gegen die Menschen

offen bekennen, und warum sollte es nicht gehen, daß, wenn man selbst nur tüchtig zugreift, Alle glücklich sind, wenn sie nur willig die gut gemeinte Hilfe annehmen?

Das denkst Du, guter Sanguiniker, des Nachts, wenn Du nur Dein Herz schlagen hörst, alle Leidenschaften in Dir, um Dich tiefe Rast halten.

Da schaffst Du Eisberge in blühende Gefilde um, lässest auf den Steinen liebliche Blumen sprießen — Du nie zu belehrendes Kind!

Aber wie ist's am Morgen, wenn Du erwachst, und Du siehst dann die mißmuthig und kalt in den weißen Tag hinausstarrenden Gesichter und Du hörst, wie die knarrende Maschine, die man das Leben nennt, wieder langsam, mit heiserem Tone sich in Bewegung setzt, um in langsameren oder schnellen Schwingungen auch Deine vollen Kräfte in Anspruch zu nehmen?

Wie ist's nun? Was Dir gestern in der dunkelen Nacht ein glückliches Gesicht schien, welches die Herzensgüte augenblicklich verrieth, heut schaut Dich's so steinern grau an, ja, wolltest Du am hellen, lichten, nüchternen Morgen zu einem Menschen sagen: Ach, Mensch sag mir, was Du hast, wo Deines Herzens Leiden sitzt, sieh, ich kenne auch das Leben und möchte Dir so gern helfen, denn ich liebe Dich, warum? weiß ich selbst nicht, wahrscheinlich, weil Du ein Mensch bist,

wie ich und wir zusammen einen Weg gehen nach einem Ziele — glaub's nur, mein Herz, Der würde im besten Falle Dich auslachen und meinen, es beherrsche Dein Gehirn noch der Wein, den Du etwa bei nächtlichen Gelagen genossen, wahrscheinlicher aber würde er Dich als einen Unverschämten hart von sich weisen.

Auch ich war vernünftig genug, einzusehen, daß mich wieder einmal der Sanguinismus erfaßt hatte, und wie man im Leben gescheidt wird, ich dachte nicht mehr an Reinhold, oder wenn es geschah, schob ich sein Bild mit der sehr beruhigenden Meinung: er sei ein sonderbarer Mensch, bei Seite. Damit machen wir ja so viel im Leben ab, warum sollte mir diese bequeme Art, mit Etwas fertig zu werden, nicht auch vergönnt sein?

Der „sonderbare Mensch" machte mir aber nach mehreren Tagen einen Besuch und entschuldigte sein neuliches Aufbrechen. Des Umgangs mit Menschen fast entwöhnt, möge ich ihm verzeihen, wenn er einen wenig passenden Conversationston angeschlagen und einer augenblicklichen Stimmung allzusehr sich hingegeben habe.

„Augenblicklich," antwortete ich und schaute ihn zweifelnd-lächelnd an, doch im Momente ging ich auf andere Dinge über, und wir kamen bald in ein lebhaftes Gespräch.

Ursprünglich war Reinhold's Naturanlage eine höchst glückliche, heitere, das merkte ich bald, offenbar nur durch eine Lebenserfahrung getrübt, zerrissen.

Der Anknüpfungspunkte in der Unterhaltung gab es viele.

Im Alter von einander nicht allzusehr verschieden, trafen auch unsere Lebensneigungen und Gewohnheiten theilweise überein. Namentlich aber war es sein reger Kunstsinn, der mich an ihn fesselte.

Er hatte Geschmack, war nicht blos mit der Geschichte der Kunst und der Theorie vertraut, sondern kannte auch, was man bei Laien selten findet, die eigentlich materielle Seite der Kunstarbeit. Er hatte viel gesehen und offenbar sehr gründliche Studien in der Architektur gemacht. Mehr aber noch, als dadurch, fühlte ich mich durch seine hohen und edeln Lebensanschauungen zu ihm hingezogen.

Das Gespräch ging ihm nie fehl, er kannte sich im Leben aus, hatte sich darinnen umgeschaut. Täglich entdeckte ich neue Kenntnisse an ihm.

Wir sahen uns von nun an sehr oft.

Reinhold wohnte in einem kleinen Landhause zu Olivuzza. Er war köstlich eingerichtet, in Allem gab sich ein feiner Kunstsinn kund, eine schöne Copie nach einem der herrlichsten Bilder Poussin's im Palast Doria zu Rom hing über dem Sopha, schöne, auserwählte Kupferstiche von Volpato's Meisterhand

schmückten die Wände, auf dem Kamin standen ein Paar prächtige Abgüsse nach antiken Bronzen.

Auf einem großen Tische vor dem Sopha lagen Journale, Mappen mit Kupferstichen, Courszettel, ein türkischer Tabaksbeutel, eine halbgeöffnete Börse, eine halbangerauchte Pfeife, ein Paket Cigarren in bester Mischung durcheinander; aber die Journale waren gewählt, die Mappen enthielten die schönsten Stiche, der türkische Beutel war echt, in der Börse lag blankes Gold, die Pfeife war kostbar, die Cigarren für den Kenner ein deliciöser Genuß um so mehr, da derselbe sonst genöthigt war, die kleinen, etwas scharfen, beißenden Malteser Cigarren zu rauchen, und nur die Courszettel waren eben — Courszettel.

Ich besuchte oft das stille, abgelegene Landhaus.

Meist, wie aus schwerem Traume erwachend, vom Sopha in die Höhe fahrend, empfing mich Reinhold.

In seinen Zügen lag in solchen Momenten etwas Entnervtes, das aber schon nach den ersten Worten, womit er den Willkommen in der ihm eigenthümlichen Anmuth aussprach, verschwand.

Je mehr ich dieses reiche Leben, diese allseitige Natur kennen lernte, desto freundschaftlichere Gesinnungen hegte ich gegen Reinhold, der mir offen ohne Rückhalt seine glänzenden Familienverhältnisse darlegte.

Er befand sich schon mehrere Jahre in Italien, nur bemüht, die Natur und die Kunst kennen zu lernen.

Vor ungefähr einem halben Jahre hatte er Genua verlassen und sich nach Palermo gewendet. Ueber diese Zeit ging mein Freund, wenn darauf die Rede kam, mit fieberhafter Erregtheit schnell hinweg, wie ich denn auch nie erfahren konnte, was ihn bewogen hatte, gerade in Palermo so lange zu verweilen. Weder Gesundheitsrücksichten, denn er war kerngesund — noch etwa besondere Studienzwecke veranlaßten ihn dazu. Uebrigens lebte er meist in seinem Casino in Olivuzza und ließ sich sehr selten in der Stadt und unter Menschen sehen, dazu war seine Anwesenheit in W., wo seine Familie ein großes Banquiergeschäft hatte, wie er selbst versicherte, dringend nothwendig.

Auf Befragen, warum er dennoch gerade hier lebe und sich selbst die Qual der Einsamkeit auferlege, für die er nach früheren Aeußerungen so wenig Sinn haben könne, antwortete er mit leidenschaftlicher, fast erstickender Stimme: Ach, ich mußte aus der Welt entfliehen, es brannte um mich, ich selbst hätte verbrennen müssen. Fort, fort, vielleicht heilt mich diese einsame, stille Villegiatur in der herrlichen Campagne Palermo's.

Da mir Reinhold selbst keinen weiteren Aufschluß über den Grund seiner leidenschaftlichen Erregtheit gab, drang ich natürlich nicht weiter in ihn, sondern begnügte mich, meine Zweifel darüber auszusprechen, ob er zu seiner Beruhigung den passenden Ort gewählt habe.

Mir schien für ein Seelenleiden gerade diese gluthvoll schöne, leidenschaftlich südliche Natur eher aufregend als beschwichtigend zu wirken, selbst die Größe und Stille in den herrlichen Küstenbildern Siciliens kann jenen erhabenen Eindruck nur auf das Gemüth Dessen machen, der innerlich gesund und kraftvoll ist. Auf den Seelenschmerz kann nur die heimathliche Mutter Natur lindernd wirken. Das grüne, blühende Leben des deutschen Waldes mit seinen uns aus der Kinderzeit her bekannten, lieben und vertrauten Tönen erquickt die Seele des Leidenden jedenfalls eher, als die epische Ruhe in einem sicilianischen Mittagsbilde, als die gewaltige Sprache des an die Küsten heranrollenden Meeres, als das brennende Glühen der schönen, aber kahlen Bergformen, als die bezaubernde Anmuth der sehnsuchterregenden Form blauender Küstenlinien.

Mein Umgang erheiterte Reinhold sichtbar, seine Ausdrucksweise wurde sogar weniger leidenschaftlich, sein Schmerz schien gemildert.

Eines Abends noch vor Ave Maria saß ich in Reinhold's Zimmer am Fenster und schaute über die in üppiger Vegetation prangende „goldene Muschel" Palermo's mit ihren herrlichen Gärten hinüber nach dem Bergeskranze, der sie umrahmte, und dessen Conturen heute besonders rein gegen den hellen, glänzenden Abendhimmel sich abzeichneten. Reinhold stand vor mir auf dem Balkon und rauchte mit größerem Beha=

gen, als ich von ihm gewöhnt war, seine Havannah; seine blendend weiße, schöne Hand spielte unbewußt mit einer goldenen Uhrkette, die ihm über die Brust hing und mir schon mehrmals aufgefallen war.

Reinhold war mir noch nie so schön vorgekommen. Sein prächtiges Auge hing sehnsüchtig, feurig, glühend an dem Abendbilde vor uns, sein ganzes Wesen hatte etwas Schmerzdurchwogtes, das diesem Menschen eine räthselhafte Anziehungskraft verlieh.

Ich betrachtete ihn schweigend, und um nur endlich Etwas zu sagen, rief ich lachend: Was, Teufel! Sie tragen ja eine Damenuhrkette!

Wie Jemand, den ein jäher Schreck aus seinen Träumen jagt, warf Reinhold die Cigarre weg, starrte einen Augenblick mit einem nicht zu beschreibenden, Jammer erregenden Gesichtsausdruck mich an, drückte beide Hände vor die Augen, sank auf seinen Stuhl zurück, erholte sich jedoch bald wieder, reichte mir die Hand und sagte matt vor sich hin: Kommen Sie, rücken Sie näher zu mir. Ich muß, ich muß Ihnen erzählen, was seit einem halben Jahre an meinem Leben nagt, wie ein giftiger Wurm.

Er begann.

„Sie waren in Italien, können daher die Stimmung begreifen, die den Nordländer bei längerem Aufenthalte dort erfaßt.

Man hat gesagt, erst in reiferen Jahren solle man es wagen, diesen Boden zu betreten, welcher das Größte und Höchste trägt, was den Menschen zu beglücken vermag, welcher die Herrlichkeit der Natur und Kunst in sich vereinigt. Allein ich kann dem nicht beistimmen.

In jedem Lebensalter wird Italien, wenn schon anders, auf den Reisenden wirken.

Sollen wir uns deshalb, weil wir nur erst nach vielfachen Erfahrungen, und ein reiches Leben hinter uns, die ganze Tiefe und poetische Kraft einer Shakespeare'schen Weltanschauung zu erfassen vermögen, in unserer Jugend abhalten lassen, ihn zu lesen? Ist Shakespeare's Lecture nicht selbst wieder Erlebniß? Wenn uns auch bei einem ausgebreiteteren Wissen und Studium eine breitere Grundlage für das Verständniß der mannichfachen Kunstrichtungen Italiens geboten wird, ist dagegen der frische, empfängliche Sinn, der erste Jubel über die Schönheit dieser Welt nicht auch Etwas werth, nicht von noch größerem Werthe für unser Leben?

Ja, wer so lange jung geblieben, wie Goethe, der mag es wagen, erst später sich auf Reisen zu begeben, allein ist Goethe nicht so sehr Normalmensch, daß er für uns kaum mehr als Norm gelten kann?

Doch lassen Sie mich beginnen. Ich wollte Ihnen nur schildern, daß ich, obwohl erst zweiundzwanzig Jahr

alt, doch verständig genug war, wenigstens zu verstehen, daß ich mich in innerster Seele glücklich fühlte.

Mit den reichsten Mitteln ausgestattet verließ ich Deutschland, nachdem ich zu Göttingen und München meine staatswirthschaftlichen Studien vollendet hatte.

Ich sollte die Welt kennen lernen, mehrere Jahre reisen, Paris, London, Amerika, Indien sehen, Beziehungen hier und dort anknüpfen, um nach der Idee meines Vaters, der große Hoffnung auf mich gesetzt hatte, dereinst ein taugliches Mitglied der haute finançe zu werden.

Meine Neigungen waren keine kaufmännischen, ganz andere Gedanken beschäftigten mich; dem Studium der Kunstgeschichte hingegeben, hegte ich das Vertrauen, darin neben der Befriedigung meiner Neigung einst Tüchtiges leisten zu können. Nicht unwesentlich unterstützte mich dabei meine Kenntniß im Zeichnen und Oelmalen.

Von meinem Vater gedrängt, meine Weltreise, wie er sie nannte, zu beginnen und Italien zu verlassen, verschob ich doch von Monat zu Monat den Zeitpunkt meines Wegganges, so daß ich zwei volle Jahre dortselbst verweilte.

Ich war, das kann ich sagen, vollkommen glücklich — ohne Wunsch. Jung, ein Bild der Gesundheit, gern gesehen bei den Menschen, ziemlich gewandt im

Verkehr mit ihnen, aller Sprachen der gebildeten Völker mächtig, in meinem eigentlichen Berufe an der Quelle, wo ich meine Neigungen am besten befriedigen konnte, in Rom, immer bei vollem Beutel und guten Muthes, treue Freunde, nach einem hohen Ziele vorwärts strebend, neben mir, von ihrem Wesen stets neu angeregt, — und das Alles in Rom, in der göttlichen Stadt! o, antworten Sie mir, behaupte ich zu viel, wenn ich sage: ich war vollkommen glücklich?"

„Vollkommen glücklich," wiederholte er, träumerisch vor sich hinstarrend, „und das vor einem kurzen Jahre.

Mein erster, täglicher Ausgang war vom Monte Pincio herab, wo ich wohnte, nach dem Piano di S. Maria della Concezione, einem jener kleinen, stillen, von hohen Häusern umgebenen Plätze Roms, auf welchen das Gras in erfreulicher Fülle wuchert. Dort war freilich von dem Gewoge einer Weltstadt Nichts zu spüren, aber auch hier wurde man von dem Gefühl ihrer gewaltigen Größe nicht verlassen.

Durch den engen, dunkeln Gang eines unscheinbaren Hauses gelangte man in einen kleinen, reizenden, theilweise von den Mauern der Nachbarhäuser mit ihrer Altanen, Giebeln und platten Dächern umgebenen Garten.

Die beschränkende Umgebung hatte nichts Beengendes, denn Blumen und Gewächse zierten in bunten

Farben Balkone und Dächer, und auf ihnen entwickelte sich heiteres, echt italienisches Leben.

Eine kleine Bank unter einem dichtbewachsenen Pfirsichbaum lud zur Ruhe ein. Es war ein stiller, köstlicher Winkel, des Morgens ganz besonders freundlich, wenn die Sonne in den Garten schien, während er Nachmittags erwünschten kühlen Schatten gab, denn die hohen Mauern auf der einen Seite hielten den glühenden Strahl der Sonne ab.

Von dem Garten führte eine Thür unmittelbar in das Studirzimmer meines Freundes, des Bildhauers Willibald. Wenn ich ihn des Morgens um sieben Uhr besuchte, war er meist schon über eine Stunde bei seiner Arbeit, seinen „Inspector," mich meinend, — zum Frühstück erwartend. Eine alte Dienerin servirte gewöhnlich in dem kleinen Hausgarten.

Eine halbe Stunde wurde hierauf bei meinen Cigarren verplaudert, deren Güte „der Römer," durch seinen monopolischen Tabak nicht verwöhnt, hochzuschätzen wußte.

Sobald vom Thurme der nahen Kirche die Glocke acht Uhr schlug, brachen wir unsere behagliche Frühstücksstunde ab.

Ich begleitete den Freund meist nach der Stadt an die Arbeit, über die wir freilich mehr als ein Mal in längere, oft heftige Gespräche geriethen.

Alsdann ging ich an die eigenen Studien; denn ungeachtet der vielen Abhaltungen ist man in Rom fleißig.

Oft klagte Willibald darüber, daß manchen Morgen die Besuche in seinem Atelier nicht enden wollten, und er doch nicht Alle, namentlich die ihm Empfohlenen, ignoriren könne. —

Eines Morgens, im Laufe des Winters vorigen Jahres, einige Zeit vor meiner vom Vater dringend gewünschten und endlich auch von mir beschlossenen Abreise von Rom, war ich länger als gewöhnlich in Willibald's Atelier geblieben.

Ich bewunderte ihn bei einer gewaltigen Arbeit, — einer Pietà.

Ich war Zeuge, was ein Künstler von dem Besuche einer Gesellschaft leiden muß, welche keinen Sinn, keine Weihe für die Kunst mitbringt.

Die Besuchenden waren der Baron D. mit seiner Gemahlin, einer noch jungen Frau von fünf= bis sechs= undzwanzig Jahren, und mehrere elegante Herren, welchen ein junger, unangenehm blonder Attaché von der bayrischen Gesandtschaft als Cicerone diente.

Willibald kannte schon einen Theil der Gesellschaft, sein Benehmen war stolz, ohne abstoßend, höflich, ohne verbindlich zu sein. Er bat, sich im Atelier umzusehen, und arbeitete indessen ruhig weiter.

Das war ein seltsames Hin= und Herfahren mit

Lorgnetten; das Nichtbedeutende wurde hervorgehoben, das Bedeutendste kaum beachtet, in den allgemeinsten Ausdrücken bezeichnete man Dinge so unpassend wie möglich, einen ernsten Kopf nannte man deliciös, eine graziöse Figur gewaltig schön.

Ein hochgeschossener junger Mensch, dessen langem Halse man die Spuren der engen Militairbinde ansah, obwohl er Civilkleidung trug, stand bewundernd vor dem Abguß eines antiken, etwas verwitterten Kopfes, indem er die Eindrücke der Verwitterung für täuschend nachgeahmte Blatternarben hielt.

Die eigenen geistreichen Einfälle wurden am meisten angestaunt, kurz man benahm sich ebenso, wie sich der vielgereiste „Fremde" zu benehmen pflegt.

Die mit anwesende Dame war eine auf den ersten Augenblick interessirende Erscheinung von schlanker Gestalt. Die Formen zeigten Fülle und Rundung und eine auffallende Jugend, die zwar blasse Gesichtsfarbe hatten doch jenes Incarnat, welches auf dauernde Gesundheit schließen läßt, die Gesichtszüge waren überaus fein, ihr Profil scharf, fast stolz, die hochgewölbten vollen Augenbrauen in steter Bewegung. Die großen, mehr grau als blauen Augen gaben dem Gesicht einen frappant lebendigen Ausdruck, welcher nur durch das häufige Zusammenzwinkern, wie es kurzsichtigen oder koketten Frauen eigen ist, neutralisirt wurde. Die feingeschnittenen Lippen, voll und roth, gewannen während

der Rede jene Geschwungenheit, wie wir sie an den plastischen Werken der Griechen bewundern. Ihre Bewegungen waren rasch und leidenschaftlich, ihre Tournure mehr als gewandt, fast keck nachlässig, ihr Gespräch zerfahren, wenn auch nicht ohne Geist, die Toilette das Muster eines einfachen, aber höchst eleganten Geschmacks, kurz — sie war eine vollendete Weltdame, nicht ganz frei von dem Hochmuthe aristokratischer Formen. Sie mußte mich für einen Gehilfen des Bildhauers halten, denn sie wandte sich, ohne mich nur eines Blickes zu würdigen, mit einer Frage an mich.

In meinem bürgerlichen Stolze zwar etwas beleidigt, überwand ich doch das Gefühl und antwortete ihr im elegantesten Italienisch mit großer Ruhe.

Kaum hatte ich zu sprechen angefangen, als sie rasch nach mir sich wendete, mich blitzschnell musternd, wegen ihres Benehmens sich entschuldigte und Willibald bat, mich ihr vorzustellen.

Es geschah. Ein paar gleichgiltige Worte, die Sache war abgemacht. Nach wenigen Minuten ging die Gesellschaft mit derselben Miene fort, wie sie gekommen war.

Wir hörten noch lange ihre lachende, nichtssagende Conversation.

Eine öde, wüste Gesellschaft, begann ich.

Ich bin daran gewöhnt. Aber wie kommt es, fragte Willibald, daß Du die Baronin D. nicht kennst?

Du, der uns Deutsche auf so elegante Weise repräsentirt, zu allen Gesellschaften geladen wird, daß man fäst glauben möchte, die Pfaffen wollten ihn ganz und gar hier behalten? Diese Dame kennen zu lernen gehört doch zum bon ton, es kennt sie die gesammte elegante Welt Roms und der Forestierer.

Du mußt Deinen Fehler gut machen, Reinhold, und Dich zu ihnen gesellen. Ein Elegant sein wollen und die D. nicht anbeten!

In dieser Weise spöttelte Willibald fort.

Auf meine Erwiederung, daß sie mir eine öde nichtssagende Göttin erscheine, machte er ein ihm eigens bedenkliches Gesicht und meinte sehr ernsthaft, sie scheine ihm die Einzige von Werth in der ganzen großen Gesellschaft, ein unbefriedigtes Sehnen in sich zu tragen und von tieferem Gemüth zu sein, als viele, sehr viele Frauen überhaupt.

Ich belächelte diese sonderbare, wie mich bedünkte, höchst willkürlich angenommene Meinung; er aber blieb dabei und sagte mir zum Abschied in fast unheimlicher Eindringlichkeit: „Schau nur genauer in diese Augen, lieber Freund, dann wirst Du mir einst doch Recht geben.“

War es der fast hastige Ton der Worte Willibald's überhaupt, war es die Verwunderung über die seltene Anerkennung dieses Skeptikers — denn ein solcher war Willibald im höchsten Grade — oder war es ein

dunkles Etwas in der Seele, das manchmal im Leben nach einem bestimmten Ziele hindrängt, ohne daß wir uns dessen eigentlich bewußt sind, ja, ohne daß wir es nur selber wollen, — genug, ich suchte von jenem Tage an jede Gelegenheit auf, mit der Baronin D. zusammen zu kommen, sei es in einer der reichen, römischen Sammlungen, in den Kirchen, oder auf Spaziergängen.

Ich fand Willibald's Anschauung bald bestätigt.

Während die Gesellschaft der D. sich meist mit den nichtigsten Dingen beschäftigte, im Vatikan von der gestrigen Soirée beim Engländer Lord K., vor dem Weltgericht Michel Angelo's von dem Balle bei Tortonie, von den Coursen, den Nachrichten aus Deutschland conversirte, beobachtete ich sie still für mich, wie sie zwar am Gespräch Theil nahm, dann aber plötzlich, wie aus einem bösen Traume erwachend, sich abkehrte und sich irgend einem Objekte der Beschauung, meist doch dem Bedeutendsten, Besten ihrer Umgebung zuwendete und in Nachsinnen verfiel.

Die Fragen, welche sie zuweilen an mich richtete, gaben Zeugniß von einem tieferen Nachdenken und Fühlen der Kunstwerke, gleichwohl wurden sie mit einer solchen Art geistiger Hilfsbedürftigkeit gethan, daß ich gegen diese Frau, welche ich für eine hochmüthige vorlaute elegante Weltdame gehalten hatte, deren Treiben

mir durch und durch zuwider war, milder gestimmt wurde.

Ich nahm bald Interesse für die Baronin, frei jedoch war dieses von jedem weicheren, zärtlichen Gefühle, völlig frei von Bewunderung ihrer Person, nur wohlwollende Theilnahme zu einem Wesen, welches offenbar unter den Verhältnissen, durch ihre Gesellschaft zu leiden schien.

Freilich stimmte sich dieses Interesse jedesmal herab, wenn man sie umgeben von einigen Damen oder Cavalieren in ihrer frappanten Lebhaftigkeit sah, mit einem unglaublichen Aufwande feiner Coquetterie voll toller, oft unweiblich erscheinender Einfälle.

In meinem äußeren Benehmen änderte ich Nichts, ich war gemessen, ruhig, manchmal sogar streng, wenn ich mit ihr sprach.

Dennoch galt ich bald für einen Anbeter der Baronin und zwar für einen bevorzugten, ein Glück, das ich, wäre ich von dessen Existenz überzeugt gewesen, jedenfalls kurz von der Hand gewiesen hätte, denn ich war mir bewußt, daß in meinem Herzen keine zarte Regung, keine Spur auch nur äußerlich sinnlicher Neigung lebte; allein abgesehen hiervon, veranlaßte mich nicht die geringste Veränderung in dem Benehmen der Dame, von ihr mich zurückzuziehen. So war ich denn in der letzten Zeit meines römischen Aufenthaltes oft in

ihrer Gesellschaft, zumal ich in Wirklichkeit einen guten Einfluß auf sie gewonnen zu haben schien, und sie meine Gegenwart unbefangen gern suchte.

Wir bewunderten Kunstschätze zusammen, speisten mit einander, machten Ausflüge in die Umgegend, und ich bemerkte, daß allerdings der große, sie umgebende Hofstaat nach und nach sich minderte.

Baron D. war ein sehr wohlhabender Cavalier von ungefähr siebenunddreißig Jahren, verlebt, wie Cavaliere verlebt zu sein pflegen, etwas Spieler, etwas Witzling, etwas Politiker, er konnte auch in Rom ohne seine Kreuzzeitung nicht leben. Seiner Frau gegenüber verhielt er sich gleichgültig, nicht ohne gewisse Unterordnung und Galanterie, aber ich glaube nicht, daß sie sich des Tages nur ein paar Mal ansahen.

Uebrigens war er ein öder Geselle, glaubte Alles zu verstehen, Alles beurtheilen zu können, er besaß Nichts von ursprünglicher Empfindung, ursprünglichem Verstande, nur einen gewissen Witz der Einfälle, wie sie sich in Conditoreien, Austernkellern in langjähriger Gesellschaft vornehmer Nichtsthuer lernen lassen. Sein Auftreten war großartig, wie es schien, seinen Vermögensverhältnissen angemessen.

Er schien es gern zu sehen, daß seine Frau fast ausschließlich mit mir verkehrte, meine etwas herbe Art mochte ihm doch wohl besser zusagen, als die rückhaltlose Courtoisie seiner Spielgenossen.

Marianne Baronin D. war, wie ich aus ihren eigenen, gegen mich sehr offenen Andeutungen und Erzählungen erfuhr, die Tochter eines adeligen Hauptmannes, dessen Vermögensverhältnisse jedoch nicht die besten gewesen sein mochten.

In seiner Jugend ein überaus schöner, aber eben so eitler Mann, hatte er die Comtesse B. geheirathet, mehr um einen glänzenden Namen an den seinigen zu knüpfen, als aus sonst einem anderen Grunde.

Das Vermögen der gräflichen Familie, unbedeutend, würde hinreichend gewesen sein, ein anspruchloses, anständiges Leben zu führen, allein falsche Speculationen des alten Grafen zerrütteten es völlig, und der Hauptmann von L. war genöthigt, Frau und zwei Töchter mit der geringen Gage ernähren zu müssen.

Frau von L. konnte ihrer gräflichen Erinnerungen nicht Herr werden, die Hofbälle wurden doch besucht, ungeachtet daß dem Haushalte oft das Nöthigste gebrach.

Natürlich konnte unter solchen Verhältnissen von einer nur einigermaßen gediegenen Erziehung nicht die Rede sein. Geläufig Französisch sprechen, das war so ziemlich Alles.

Als die Frau Hauptmännin, Comtesse B., noch jünger war, erschien der Haushalt reichlicher, ohne daß man diese Erwerbsquellen kannte, später von Jahr zu Jahr wurde er dürftiger.

Man war genöthigt, Möbellogis zu vermiethen, den höchsten Grad erreichte die Noth aber, als der Hauptmann durch einen Beinbruch gezwungen war, den aktiven Dienst zu verlassen, und von der kleinen Pension, von welcher überdies noch Abzüge zu Deckung von Schulden gemacht wurden, die Familie erhalten sollte.

Die Schwester der Baronin D., Ludoiska, war zwar etwas beschränkt, allein von außerordentlich imposanter Schönheit.

Durch vielfache Bemühungen und ihre ausgebreiteten Familienbeziehungen hatte die Hauptmännin es endlich so weit gebracht, daß Ludoiska die erklärte Geliebte des Fürsten von Schmerlingen wurde.

Dem Hause war ein großes Glück, eine hohe Ehre widerfahren, auch flossen ihm nunmehr wieder Mittel zu, sorgenfrei zu leben.

Marianne, wenn schon keine so viel versprechende Schönheit, als die Schwester, doch lebendig, geistvoll, wurde nun, vor ihrem Eintritt in die große Welt, noch auf ein Jahr dem vornehmsten Pensionat der Residenz übergeben, um hier im Umgang mit den Töchtern der höchsten Aristokratie Routine in der äußeren Form zu erlernen und den Zuckerguß höherer Bildung zu gewinnen. Ueberdies fand dort sich charmante Gelegenheit, gute Partie zu machen. Die Brüder der Pensionairinnen lernten deren Freundinnen kennen. Schon mehr=

mals war das Resultat dieses Kennenlernens eine Heirath.

Marianne erfuhr dies an sich. Der Baron D., der reichste Edelmann der Provinz, lernte sie in dem Pensionat kennen und verheirathete sich mit ihr, unmittelbar nachdem sie dasselbe im achtzehnten Jahre verlassen hatte.

Die Ehe Mariannens war kinderlos. Nach den ersten Wochen flüchtigsten Genusses war tiefste Langeweile eingetreten.

Baron D. reiste, um die Folgen eines dissoluten Lebens einigermaßen zu paralysiren, nach Italien.

Die Mariannen umgebende Gesellschaft war nicht viel besser, als ihr Gemahl.

So hatte dies arme Weib bis hierher gelebt und doch in sich noch einen edleren, göttlichen Funken zu erhalten gewußt.

Eine solche Natur war in der That bewunderungswerth.

In der letzten Woche meiner Anwesenheit in Rom wurde von einer mir befreundeten Familie eine Partie nach Frascati unternommen, die Baronin nahm Theil, diesmal ohne ihren Mann und die übliche Gesellschaft.

An einem herrlichen Morgen rollte unser Wagen über das alte Foro Romano mit italienischer Eile dahin. Ich saß Mariannen gegenüber. Sie kam mir

heut, von der Morgenluft frisch angehaucht, schöner vor, als sonst. Ihr Blick hatte etwas ungemein Wohlwollendes, Beglücktes, als er über die schöne, in dem kurzen Schmucke des Frühlings prangende Campagne nach den Sabinerbergen hinüberschaute, welche im hellen Morgenfeuer erglühten.

Etwas fiel mir zum ersten Male an ihr auf. In keinem Stücke nach der Mode gekleidet, trug sie das Haar in dichten Flechten, Hut und Kleider waren originell und ihrer Individualität angemessen, aber eigentlich nicht modern. Nichts desto weniger machte sie auch heute den elegantesten Eindruck.

In ihrem zartangehauchten Wesen war eine früher von mir nicht wahrgenommene Weichheit, in ihren Augen ein sanfter Glanz zu erblicken.

Sie ruhten mit fast mehr als wohlwollender Wärme auf mir, und ich war von dieser größern Aufmerksamkeit nicht unangenehm berührt, wenn schon die Eindrücke der Natur mich behinderten, andauernd mich mit mir und meinen Empfindungen zu der Baronin zu beschäftigen.

Nach einer mehrstündigen Fahrt durch die Campagne, deren Einsamkeit nur durch hier und da weidende Heerden, durch den Anblick der wilden Campagnebauern mit ihren großen, zottigen Hunden, durch die Ueberreste von Wasserleitungen oder Mauerstücken ver-

sunkener Villen und Gräber unterbrochen wurde, kamen wir im Wirthshause zu Frascati an.

Es liegt unmittelbar am Fuße der Berge, an denen sich die berühmten Villen mit ihren in classischer Schönheit prangenden Gärten hinziehen.

Tiefer Schatten und kühlende Bergesruh empfing uns sogleich beim Eintritt in dieselben.

Durch die von der schattigen, immergrünen Eiche, den Pinien und Cypressen überwölbten Wege, deren Gestaltungen und Windungen von einer unbeschreiblichen, nur dem tiefer in die Natur Italiens Eingeweihten sichtbaren Schönheit sind, gelangt man nach der Villa Falconieri.

Die vergangene Herrlichkeit, die strotzende Fülle des Renaissancezeitalters empfängt uns hier.

Der Platz um die Villa ist still, verlassen, fast vernachlässigt.

Eine gewaltige Pinie streckt in einsamer Ruhe ihre schön geschwungenen Aeste in den blauen Himmel, die Sonne lagert heiß auf ihr, hinter ihr erzittert an der sonnenbeschienenen Wand die Luft in weißer Gluth.

Da lockt der Schatten wieder an den Berg, um die Fontaine ist es kühl, so geheimnißvoll luftig. Höher hinauf führt der dunkle Laubgang, das Auge schaut durch die Oeffnung, welche für die springenden, vom Berge herabgeleiteten Wasser mit ihren terrassenförmig

übereinander liegenden Becken, Stürzen und Fontainen in dem dichten Baumwalde gelichtet worden ist, hernieder auf die unten liegende Villa, hernieder auf die üppige Fülle der herrlichen Baumformen, auf die goldenen Lichter in den Wipfeln, auf die dunkelen Schatten an den Quellen, in denen nur hier und da ein Sonnengoldringlein sich spiegelt, das Auge schaut über sich den blauen Himmel, die hoch sich über einander bauenden Baumgewölbe; die Wasser fließen vom Berg in hundertfach wechselnden Formen, sie rauschen über uns, tief unter uns, die Fontaine trägt ihren Strahl hoch in die Lüfte, wo er in einen funkelnden Diamantregen zerstiebt.

Weiter auf der Höhe ist der Ort, wohin man das alte Tusculum Cicero's versetzt, ein weiterer Terrassenausbau führt bis an den Rand des Berges.

Erquickend und groß war das Bild, welches sich vor meinen Augen aufthat.

Ueber die hohen Baumwipfel der unter mir liegenden Gärten, über die rauschenden Wasser der Fontainen, deren Strahlen in den Farben des Regenbogens erglänzten, schaute ich nach der Campagne di Roma.

Da lag sie ausgebreitet mit ihren schönen Linien, diese einsame, wellenförmige Ebene in grüngoldigem Scheine von einem leicht violetten Duft überhaucht. Kein Leben, kein Anbau, keine Ortschaft, nur hier und da zersprungene Bogen der alten Wasserleitung, Mauerreste versunkener altrömischer Villen, kleine Haine mit

ihren Quellen und schattigen Wipfeln — und dennoch — welche Großartigkeit, welche Schönheit in dieser Campagne!

Mitten daraus erhebt sich die ewige Roma in einer Entfernung von zwölf Miglien, über sie ragt die Kuppel der Peterskirche im goldnen Scheine, rechts begrenzen den Blick die schönen Formen des Sabinergebirges, die mit den im Felsenneste an den Gipfeln hängenden Ortschaften träumend auf die einsame Ebene herabschauen, jenseits ragt über die Campagne in blauer Ferne die ernst schöne Form des Monte Sorakte, des von Horaz besungenen Berges, und links umspannt die weiche, blaue Meereslinie dieses zaubervolle Bild.

Tief unter mir ruhte im kühlen Bergesschatten das Städtchen Frascati, an dem Berge die Villen.

Kein Hauch bewegte die Baumeswipfel.

Für diese Ruhe in der Natur, diese Harmonie von Berg, Luft und Meer, für diese Sprache der stummen Steinbilder unter dem Schatten edler Bäume, für diesen Zauber der Wasser und des darin sich spiegelnden Himmels giebt es keine Worte der Beschreibung, so wenig als der Pinsel solche wiederzugeben vermöchte.

Man muß diese Wonne mit eigenen Augen gesehen, mit der eigenen Seele eingesogen haben.

Ich saß wohl lange, und mein Herz fühlte sich leicht und frei, daß ich jubelnd hätte aufjauchzen mögen, und doch wieder so gerührt, so wehmüthig gestimmt.

Es war einer jenen Augenblicke, in denen wir uns mit der schönen, lichten Gotteswelt so durchaus Eins fühlen, daß Nichts mehr in unserem Herzen herrscht, als reine Liebe und klangvolle Andacht, gerade wie in der Natur alle Töne und Farben dahin sich zusammenstimmen.

War eine höhere Weihe des Glückes heute über diese ernste Natur ausgegossen, war es die eigene, weiche Stimmung, daß ich sobald Rom, die herrliche Freundin, verlassen mußte? Im unbeschreiblichen Sehnen streckte ich die Arme aus, und in Worte entströmte mein innerstes Gefühl.

Ich hatte vollständig vergessen, daß ich nicht allein war, die Baronin war mir gefolgt, während die übrige Gesellschaft bereits ermüdet zurückgeblieben war.

Jetzt wurde ich daran erinnert. Mit wohltönender, inniger Stimme rief sie: „Wie glücklich Der, dem Gott solche Augen verliehen. Was ich seit Jahren nicht gefühlt, das Glück der Jugend, heute, in Ihrer Nähe, kehrt es mit unbesiegbarem Zauber zurück. Die Oede um mich her haben Sie verscheucht, o, bleiben Sie mir Freund, verlassen Sie mich nicht!"

Ueberrascht wendete ich mich nach ihr, Nichts von Coquetterie! mit gerötheten Wangen stand sie neben mir; tief in meine Seele blickten ihre großen Augen.

Sie erschien mir schön, bezaubernd, aber Liebe fühlte ich nicht für sie. Dennoch ließ ich meine Augen jenes

Gefühl aussprechen, halb unbewußt, noch trunken von meinem eigenen Glück, halb überrascht von dem verführerischen Momente.

Ihre Augen entzündeten sich von meinem Blick zu jener Gluth, in der die Liebe erscheint. Leise hauchten ihre Lippen: „O Himmel, welch' ein Glück: Sie lieben mich!"

Sie reichte mir die Hand, in meiner Verwirrung ergriff ich sie, — da erschien die übrige Gesellschaft auf dem Plateau der Terrasse.

Wir kehrten heim. Ich saß schweigsam im Wagen, mir gegenüber die Baronin.

Sie hatte seit jenem Momente auf der Terrasse meinen, wie ich ihren Blick gemieden; sie war dicht in ihren Schleier verhüllt. In meiner Seele stritten die wechselndsten Empfindungen.

Ich war mir einer Schuld bewußt, das peinigende Gefühl einer Lüge lastete schwer auf meinem Herzen, eine Lüge, deren mich mein Ehrgefühl in bitterster Weise anklagte.

Wie, wenn diese Frau, der ich mich genaht, mit welcher ich bisher im behaglichen Verkehr gestanden, in meinem Blicke Liebe erkannt, Rettung zu finden geglaubt hätte?

Welch' ein Erwachen für sie, wenn ich ihr kalt die Wahrheit offenbaren würde?

Ich konnte den Gedanken nicht weiter denken.

Auf der anderen Seite, warum mir große Sorge machen?

Wenn ich sie mir recht lebendig vorstellte, von ihrer eitelen Welt umgeben, wo sie mir leichtfertig, nichtssagend, ja beinahe erbärmlich erschien, da wechselte mit meinen Gewissensbissen eine so schneidende Kälte gegen sie, daß mir meine Bedenklichkeiten geradezu lächerlich vorkamen.

So sehr ich mich mit diesem Raisonnement zu beruhigen versuchte, der Gedanke, ein schlechtes Spiel getrieben zu haben, wich nicht, der Ausdruck ihres Gesichts, zu wahr, verbarg keine Coquetterie.

Ueber alle diese wechselnden Empfindungen war aber eine gewisse Bewunderung ihrer Schönheit hingegossen. Ich müßte nicht jung gewesen sein, hätte sie gar keinen Eindruck auf mich hervorzubringen vermocht.

Gerade diese Wahrnehmung an mir machte mich vorsichtig und hart gegen meine weicheren Gefühle.

Als der Wagen über das Pflaster Roms rasselte und die Nacht fast schon hereingebrochen war, glaubte ich in mir zu einem Resultat gekommen zu sein.

Ich hielt den ganzen Auftritt, in welchem mir die Baronin so liebenswürdig vorgekommen war, für ein feines Spiel ihrer Coquetterie, sie beabsichtigte mich eben so wie die Anderen Alle zu fesseln, wußte, daß sie dies nur durch das täuschendste Spiel der Wahrheit konnte.

Der Wagen hielt vor ihrem Hôtel. Ich sagte ihr

ein kurzes Lebewohl mit dem Bemerken, daß ich Rom schon übermorgen verlassen würde, und bat im Voraus um Entschuldigung, wenn ich im Drange der Geschäfte verhindert würde, ihr einen Abschiedsbesuch zu machen.

Schweigend und hoch aufgerichtet sah sie mich an, ich fühlte ihren Blick durch den Schleier, dann wandte sie sich mit leichter Verneigung, ohne ein Wort gesprochen zu haben, und ging in das Hôtel.

Noch ein Mal schaute ich der herrlichen Gestalt nach, dann sprang ich in den Wagen.

In meiner Wohnung traf ich Willibald, der den Abend mit mir zu verleben wünschte.

Wir besuchten eine in der Nähe des Capitols gelegene Osterie, in der wir oft zu weilen pflegten.

Sie war hell erleuchtet, als wir ankamen.

Im ersten Gemache saßen an mehreren Tischen Zechende und Schmausende. Grobe Linnen waren über die rohen Tische gedeckt, auf denselben standen die hellblinkenden Oellampen, je drei an einen eben so blinkenden Candelaber gehangen.

Sie verbreiteten über die Gesichter der Anwesenden jenes röthliche Licht, welches alle Gegenstände in weit kräftigeren Farben erscheinen läßt, als dies irgend eine andere Beleuchtung vermag.

Der kräftige, süße Orvieto stand in strohumflochtenen Bottiglien vor uns, der geschäftige Oste mit seinem Weibe bereitete am prasselnden Herde in der

offenen Küche des Hintergrundes uns Maccaroni, der Feuerschein erzitterte hell auf den von der Decke hängenden Fruchtgewinden und auf den ausdrucksvollen Gesichtern der Trasteveriner und der Minenten, welche uns gegenüber saßen. Das Tamburro erschallte, die Flöte ertönte, und wie der Römer bei jeder passenden Gelegenheit tanzbereit ist, wurde auch jetzt der Saltarello getanzt. Musik, Geräusch der Tanzenden, Gespräch, Lachen, Prasseln des Herdfeuers, das Si guardino, Signori der Kellner, Alles vermengte sich zu einem Lärmen, das mir überaus behaglich war, — echt römisches Leben um mich herum!

Die beängstigende Stimmung wandelte sich in Betrübniß, und ich fühlte zuletzt nur den Schmerz, von all dem Herrlichen, von der ewigen Stadt selbst sobald scheiden zu müssen.

Kein Ort der Welt heimelt uns so an, als Rom, er wird uns eine neue Heimath, lieber, als die eigene.

Als gegen Mitternacht der Mond aufgegangen, machten wir noch ein Mal einen Rundgang über das Capitol nach dem Foro Romano, nach dem Colifeo.

Wer vermag eine solche Nacht zu beschreiben?

Ist es doch, als ob im Glanze des Mondes, im unbestimmten Lichte dieses Nachthimmels der Geist der Welt selbst aus den herrlichen Trümmern der Vergangenheit ein so ernstes Wort spräche, daß es uns nieder=

schmettern könnte und uns doch wieder zu den Sternen erhebt.

Wir saßen auf der obersten Gallerie des Coliseo und blickten über die gewaltigen Ruinen hinweg in die Tiefe des Circus, in dem ein einziges Lämpchen vor dem dort befindlichen Kreuze des Erlösers flimmerte, sonst überall ringsherum dunkle Bogenmassen und Gewölbe.

In diesen mächtigen Ruinen, in denen sich einst das heidnisch-römische Leben entfaltete, in denen Alles von dem alten Glanze, dem alten Hochmuth erzählt, hat sich nur ein Zeichen des wirklichen Lebens, das kleine Lämpchen vor dem Kreuze des Erlösers, erhalten, überdauert hat es die blutigen Spiele, die bunte Farbenpracht, die hier einst sich entfaltete; die stolzen Säulen sind verfallen, aber es hat fortgeleuchtet und wird fortleuchten, bis es auch dereinst vergehen, erlöschen wird. Dann, o Mensch, hebe dein Antlitz zu den Sternen, den funkelnden, welche Mauern, Bogen, stolze Säulenpracht und auch das ewige Lämpchen überdauern werden.

„Freund," begann Willibald, das Schweigen endlich brechend, „Dir ist heute etwas Besonderes begegnet. Das ist nicht blos der Schmerz der Trennung von dieser herrlichen Stadt, die ja schon nach wenigen Wochen jedem edleren Menschen eine Heimath wird, Dich quä-

len Zweifel, Unruhe, sprich Dich aus gegen einen Freund, der viel erfahren und auf Alles resignirt hat."

Ach, hätte ich damals gesprochen, ich wäre mir dessen, was in unerklärter Leidenschaft in meinem Inneren hin- und herwogte, Reue und Verachtung, Stolz und Zärtlichkeit, vielleicht bewußt geworden. Schon hatte ich den Namen der Baronin auf den Lippen. War mir's doch in jenem Augenblicke, als hätte ich Liebe nicht blos gelogen, als hätte ich zu leben erst angefangen. Das aber wollte ich mir selbst nicht gestehen, geschweige dem so leicht zum Sarkasmus hinneigenden Freunde. Ueberdies kam mir im nächsten Momente schon Alles, was ich erlebt, wieder schal und leer vor. Ich schwieg, unzufrieden mit mir selbst. In später Nacht gingen wir nach Hause.

Schon tiefer stand der Mond, gewaltiger, dunkler waren die Schattenmassen, nur selten fiel das helle Licht zwischen die Straßen auf's Pflaster, meist streifte es nur die oberen Gipfel der Dächer, die Bekränzung, die Gesimse der Dächer. Ueber das Capitol ging's hinunter nach der großen Fontana di Trevi, deren phantastische Verzierungen, von dem hellen Mondlicht beschienen, das ganze bunte Leben des Mittelalters, die Pracht der Colonna's, den Stolz der Medici vor die Seele zauberten. Ich trank aus der Quelle, wer aus ihr trinkt, kehrt wieder, so lautet das alte Sprichwort!

Mancher freilich hat getrunken, ist aber nicht zurückgekehrt, und Rom ist ihm der Zielpunkt alles Sehnens geblieben sein Leben lang; erquickt jedoch von der Quelle des Lebens, labt ihn noch in der Erinnerung der Trank. — —

Am anderen Morgen erwachte ich erst spät. Das gestern Erlebte war mir wie ein schöner Traum und doch wieder so bedeutungslos. Was ist am Ende ein Blick, ein Händedruck in dieser Welt der Mode. Ich, der ich das Leben so leicht zu nehmen gewöhnt war, sollte darauf Gewicht legen, daß eine blasirte Dame einmal einen überwallenden Gefühlsmoment verspürt hatte?

Ich versuchte mich selbst zu verlachen, es glückte nicht; immer und immer wieder stand Mariannens Bild vor mir, immer erschien mir der Augenblick auf den Höhen Frascati's wie der Anfang großer und ernster Verwickelungen.

Mit aller Gewalt mußte ich mich dieser stets sich mir herandrängenden Gedanken erwehren. Ich beschloß die Baronin nicht mehr zu besuchen und schickte ihr meine Karte.

Wie erstaunte ich, als ich von ihrer Hand durch den rückkehrenden Diener einen Brief erhielt, in welchem sie mir schrieb, daß sie mich ein Mal noch sehen müsse. Sie, eine Frau, ihres Lebens völlig sich klar, scheue sich nicht, im Augenblicke der Entscheidung über

Leben und Tod unverhüllt wahr zu sein, darum bitte sie um meinen Besuch.

So schwer mir diese Aufforderung auf's Herz fiel, denn ich hatte mit mir abgeschlossen zu haben geglaubt, — so konnte ich doch der Einladung nicht ausweichen.

Ich wappnete mich mit aller Ruhe, um aus diesem Zusammentreffen ohne jegliche Uebereilung, aber auch ohne irgend wie zu verletzen, hervorzugehen.

Abends gegen sechs Uhr betrat ich das Hôtel. Auf meine Anmeldung führte man mich in eins jener Zimmer, wie sie im italienischen Hôtel zu sein pflegen. Hohe Wände mit riesigen Fenstern, der Boden mit Teppichen belegt, die Einrichtung fast prachtvoll. In dem Kamine flackerte ein kleines Feuer, der Schein einer düsteren Lampe gab dem Zimmer etwas Unheimliches.

Ich war kaum eingetreten, als durch die Portiere aus dem Nebenkabinet Marianne erschien.

Nie war mir ihre schlanke, schöne Gestalt vortheilhafter aufgefallen, als heute, die Baronin trug ein dunkelgrünes, einfaches Gewand.

Sie reichte mir entgegenkommend die Hand, ihr Antlitz war sehr blaß, die Augen umschattete das Dunkel wogender Empfindungen.

Mich überwallte ein unnennbares Gefühl der Trauer und Zärtlichkeit, ich ließ meine Hand in der

ihren, als sie aber die Augen aufschlug, wagte ich nicht, sie anzusehen.

„Sie wollen abreisen?" sprach sie fast tonlos für sich hin, „und schon morgen?"

Ihre Hand zuckte, sie entzog sie der meinigen.

„Ja, gnädige Frau," stammelte ich leise.

Ich meinte ein Verbrechen begangen zu haben.

Da hob sich ihre Gestalt höher, ihr Auge leuchtete, und sie sprach mit krampfhafter Festigkeit:

„Hören Sie mich! achten Sie auf jedes Wort, das ich Ihnen sagen werde, es ist tiefinnerste Wahrheit.

Sie kennen mein Leben, Sie wissen, daß ich, seit ich die Welt betreten, vom inneren Glück Nichts mehr gefühlt habe. Sie müssen es wissen.

Meine Seele war verödet an der Seite eines von mir nicht geachteten Mannes. In dem Schwarme der mich umgebenden Gesellschaft habe ich den Giftbecher bis auf den Grund geleert; und keine Rettung!

Da sah ich Sie, anscheinend waren Sie fast so, wie die Anderen Alle, und doch wie anders. Zum ersten Male glaubte ich wieder an die Natur, an den Adel des menschlichen Geistes, ich sah einen Ausweg aus diesem Labyrinthe öden Lebens, in welches ich versunken war.

Ich schloß mich in meiner Hilfsbedürftigkeit an Sie, Ihre ernste Weise that mir wohl. Ich fühlte Ihr

Wohlwollen gegen mich; mit welcher Wärme erfüllte das meine Seele!

Nichts als diese empfand ich für den edlen Mann, der mir in so kurzer Zeit Freund geworden, bis gestern, als — ach diese Augen mein Herz in glühende Leidenschaft versetzten, diese Augen, welche alle Lust, alle Wonnen des Lebens mir — der Armen, welche sie nie mehr genießen zu können glaubte — eröffneten, diese Augen mit einem Zauber mich anzogen, daß ich willenlos folgen mußte.

O, Reinhold, diese Augen hatten den vollen Blick der Liebe, der innigsten Liebe, sie können nicht gelogen haben."

Ich hatte das Gesicht zur Erde gesenkt, ein tiefes Schuldbewußtsein durchschnitt mein Herz.

Ich war in Verwirrung, ich spürte eine zärtliche Regung für Mariannen, und doch glaubte ich bestimmt zu wissen, daß ich wahrhaft sie nicht liebte.

Endlich sah ich in die Höhe und war von dem in voller Gluth auf mir ruhenden Blick entzückt, bezaubert.

Sie war an meine Brust gesunken und umarmte mich in stürmender Leidenschaft.

Jetzt fand ich meine Besinnung wieder, wie? weiß ich nicht, ich glaube, es war der elegante Odeur, der mir von ihr entgegenströmte und mich an die Eitelkeit ihres Lebens erinnerte.

Plötzlich war wieder eine gewisse Empörung gegen

diese Frau in mir rege geworden, ich sah in ihr nur die Coquette, welche schon manchem Anderen gegenüber in solcher Situation gewesen sein mochte, meiner Zweifelssucht erschien diese Gefühlsscene als der letzte Streich, der gegen mich geführt werden sollte, um mich für immer zu fesseln.

Empört in meinem Stolze, jeder Zärtlichkeit baar, drückte ich sie eiskalt von mir.

Während dieser Bewegung riß ihre goldene Kette, welche an einem Knopfe meines Rockes hängen geblieben war.

„Gnädige Frau, es thut mir leid, ich habe Ihre schöne Kette zerrissen.“

Marianne starrte mich einen Augenblick wild an, dann sank sie mit einem Schrei des Entsetzens auf das Sopha, ihr Angesicht mit beiden Händen verhüllend.

Jetzt erst fühlte ich das Vernichtende meines Benehmens. Das hatte ich nicht beabsichtigt, ich versuchte mich zu entschuldigen, sie aber winkte heftig mit der Hand und rief: „Leben Sie wohl!“

Ich entfernte mich theils beschämt, theils im verletzten Stolze über die Rolle, die ich einerseits gespielt, und die man mir andererseits zugedacht, war aber zugleich von einem lebendigen Mitgefühl für die leidenschaftliche Frau bewegt; irre an mir, an der Wahrheit der Menschen.

Sollte wirklich jener einzige Blick meiner Augen

die coquette Weltdame in ein tieffühlendes, liebendes Weib umgeschaffen haben? Unmöglich, albern, solche Romanmärchen zu glauben.

Daß Marianne verheirathet war, fiel mir bei meinen Erwägungen nicht ein, daß sie in den tiefsten Jammer durch ihr Eheleben versunken war, ließ ich unbeachtet, eben so, daß diese Frau durch unauflösliche Bande des katholischen Sakramentes an einen Mann gekettet war, dessen körperliche und geistige Nähe gleich verderblich auf sie wirken, daß sie, gleichsam in einem Gefängnisse schmachtend, den kleinsten Sonnenstrahl wahrer, lichtvoller Freiheit für ein Geschenk des Himmels betrachten mußte.

Das Alles überlegte ich nicht.

Einen Mann umarmen, ehe er Liebe gestanden, heißt: ihn wie einen Spielball gebrauchen, ihn entehren.

Erbittert über dieses Weib verließ ich Rom, begab mich nach Florenz und in drei Monaten darauf über Livorno nach Genua.

Durch Willibald, mit dem ich im fortwährenden Briefwechsel stand, erfuhr ich, daß Mariannens Gemahl zu Rom einige Wochen nach meiner Abreise gestorben sei.

Die Baronin hatte Willibald mit Herstellung eines Grabdenkmals beauftragt, ihm jedoch mit der sonderbaren Bemerkung, sie wisse selbst nicht, in

welchen Beziehungen ihr Gemahl zu seinem Gotte gestanden, die Wahl des Gegenstandes anheimgestellt.

Angelegentlich hatte sie sich nach mir erkundigt und die Absicht, Italien zu verlassen, geäußert.

Willibald schrieb in einem ihm sonst fremden Entzücken und pries Den glücklich, der eine solche Seele sein nennen könne, nicht genug wußte er eine Natur zu rühmen, die mitten in einem so destruirten Leben ihre volle Gesundheit doch bewahrt habe.

Diese Nachrichten erquickten mein Herz. Ich dachte oft an Marianne, ihr Bild verwebte sich in all mein Fühlen, ja in mein Sehnen; doch gestand ich mir selbst die tieferen Regungen meines Herzens nicht zu, ich wollte durchaus in meiner nun einmal gefaßten schlechteren Meinung mich nicht beirren lassen.

In Bezug auf meine eigenen begangenen Fehler faßte ich Beruhigung. Hatte ich auch in einem unbewachten Augenblick mehr Empfindung gezeigt, als wirklich empfunden, so konnte die Baronin hieraus doch kein Recht herleiten, auf solche Weise, wie sie gethan, ihr Gefühl zu zeigen.

So mit seinem begangenen Unrechte sich abzufinden, denkt der Mensch, es gelingt ihm aber nicht, sollte auch mir nicht gelingen.

Mehrere Tage weilte ich bereits in Genua, das herrlichste Juniwetter spannte sein Azurdach über die stolze Republikanerin.

Gegen Abend fuhr ich hinaus in die See.

Dichtgedrängt lagen mächtige Schiffe schon vor Anker, andere Dreimaster segelten ruhig heran, um noch vor Einbruch der Nacht Hafeneinwärts zu gelangen, lustig dampfte ein Packetboot fort nach dem schönen Neapel, viele Barken fuhren gleich der meinen hinaus, an der Kühle des Abends sich zu erquicken.

Schon warfen die Berge, welche das Ufer Genua's begrenzen, lange, tiefe Schatten auf den Hafen, nur die Kirchen und Klöster der amphitheatralisch am Ufer sich aufbauenden Stadt, die Villen mit ihren grünenden Gärten rings auf den Anhöhen erglänzten im Abendsonnenlicht.

Endlich berührten mit purpurnem Finger die letzten Strahlen der in's Meer herabsinkenden Sonne die Mauern der Forts von Genua auf den höchsten Höhen, jetzt umhüllte auch sie das allgemeine Grau des Abends. Da ertönte ein Kanonenschuß vom Hafen über das wogende Meer hinaus, die Nacht war angebrochen, das Feuer des Leuchthurms flammte in die See; in leidenschaftlichem Durcheinander ertönte von den Kirchen, den Klöstern das Ave-Maria-Läuten.

Eben, als ich mit meiner Barke wieder in den Hafen einbog, kam ein Dampfschiff gleichfalls heran, seine Räder streiften fast meine Barke. Ach, hätten sie mich erfaßt!

Ich blickte in die Höh' und sah weit über Bord

gelehnt eine hohe weibliche Gestalt, in der ich sofort die Baronin D. erkannte.

Ich weiß nicht, warum es mir einen jähen Stich durch's Herz gab, mir war es, als hätte mich mein Schicksal ereilt.

Sie mußte mich erkannt haben, ich schloß es aus ihrer raschen Bewegung. Mit streitenden Gefühlen begab ich mich in das Gasthaus zurück, entschlossen, am andern Morgen abzureisen.

Reisen? Fliehen? Warum? wußte ich's doch selber nicht.

Am Morgen fuhr das Schiff nach Marseille aber nicht; im Laufe des nächsten Tages sollte es unter Segel gehen.

Ich mußte also ruhig abwarten und beschloß mein Hôtel nicht zu verlassen. Mariannen zu begegnen fürchtete ich, und andererseits hoffte ich eine Einladung von ihr zu erhalten.

Warum hoffte ich dies?

Um ihre Liebe in klarer, ruhiger Motivirung von mir zu weisen! —

Eine mir selbst unerklärliche, stürmische Unruhe überfiel mich, als der Tag ohne Nachricht von ihr verging.

Beim Nachtläuten begab ich mich nach San Lorenzo, um meine Abendandacht zu verrichten, vielleicht, ohne es mir zu gestehen, um Mariannen zufällig zu begegnen.

In der fast schon völlig dunkeln, nur im halben, durch die Fenster fallenden Lichte liegenden Kirche war eine Menge Menschen zum Gebet versammelt. Marianne unter ihnen.

Sie schien mich erkannt zu haben, mir entgegen kommen zu wollen.

Hätte sie mich erreicht, mein namenloser Wunsch wäre erfüllt gewesen, selbst aber wollte ich keinen Schritt zu einer Begegnung thun.

Ein Trupp Bergamosken schob sich zwischen mich und sie.

Im Gedränge entschwand Marianne meinen Augen. —

Am andern Morgen ging ich aus, das Billet nach Marseille zu bestellen.

Das eigenthümliche frische Hafen= und Seestadtleben an der Via Carlo Alberto dicht am Hafen erquickte mich.

Die Straße ist vom Hafen nur durch eine Mauer getrennt, welche die eine Seite bildet, eine Terrasse gestattet den Blick sowohl nach der belebten Straße, als nach dem Hafen und nach dem Meere.

In den Bogengängen, welche unter den gegenüber gelegenen hohen Häusern hinlaufen, befinden sich eine Menge kleiner Wirthschaften, in denen sich viel Volk, Bergamosken, Matrosen und Landvolk herumtreibt. Jene Häuser sind meistentheils Hôtels, die oberen

Etagen, — die Gebäude sind durchgängig fünfstöckig — werden von Fremden gesucht, weil sie die schöne Aussicht auf's Meer gewähren.

Hunderte von Lasteseln schaffen die Schiffsladungen an's Land, nirgend ertönt ihr Geschrei so lebhaft, so unaufhörlich in das geräuschvolle Treiben der Menschen.

Das Auge, sollte man innerlich noch so mit sich beschäftigt sein, wird von diesem bunten Leben angezogen.

Im frohen Jugendmuthe hatte auch ich über den herrlich frischen Morgen einen Augenblick die Beklemmung vergessen, die sich seit gestern auf mein Herz gelegt hatte.

Auf ein Mal wurde mein Blick durch ein entsetzliches Schauspiel erschreckt.

Ziemlich fern von mir stürzte eine weibliche Gestalt aus dem dritten Stockwerk eines der palastartigen Hôtels herab auf den Terrassenvorsprung.

Ein allgemeines Getümmel, unbewußt folgte ich der hineilenden Menge und befand mich bald gerade dem Hôtel Croce di Malta gegenüber.

Da die Hofmauer höher war, als der gegenüber liegende Terrassenvorsprung des Hauses, die Straße auch kaum mehr als dreißig Schritt breit ist, so konnte ich die Gestalt liegen sehen. Noch ein Mal bewegte sie sich mit einer Wendung des Kopfes.

Ich erkannte dies Gesicht, ein unnennbares Grauen

griff mit eisiger Hand an mein Herz, daß es still stand — die Unglückliche war — Marianne."

Reinhold hielt inne, er zitterte, fast mechanisch griff er nach meiner Hand, die er krampfhaft in der seinigen hielt.

„Wie ich," fuhr er nach einem schweren Seufzer fort, „von der Hafenmauer herunter in das Hôtel gekommen bin, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß ich mich unter denen befand, welche die Arme nach ihrem Zimmer trugen. Alle hier angestellten Belebungsversuche waren umsonst, sie blieb todt. Eine äußere Verletzung war kaum wahrzunehmen.

In stummer Verzweiflung stürzte ich über die Leiche, bedeckte im nicht zu beschreibenden Schmerz diesen schönen Mund, dessen Liebkosungen ich einst schnöde zurückgewiesen hatte, mit Thränen und Küssen.

Jetzt fühlte, jetzt wußte ich, daß ich das Weib liebte mit heißer Liebe, fühlte es in dem Augenblicke, wo sie mir auf ewig entrissen war.

Was ich damals litt, was in wilder Jagd durch meine Seele zog, wer vermöchte es zu schildern!

Wie man auf den Gedanken kam, ich stände mit diesem traurigen Ereigniß in irgend welchem Zusammenhange, weiß ich nicht.

Ich selbst mußte, so sehr ich davor bebte, Klarheit darüber haben.

Sie wurde mir noch im Laufe des Tages.

Marianne war an dem Abende, an dem sie auf dem Dampfschiffe mich erblickt hatte, angekommen, hatte mich erkannt und sogleich am anderen Morgen durch ein Billet mich zu ihr einladen lassen.

Der Bediente hatte ihr die Antwort gebracht, daß er mir den Brief zwar übergeben habe, es mir aber leid sei, der Einladung nicht folgen zu können.

Später hatte sie in größter Aufregung noch ein Mal an mich geschrieben und war Abends endlich ausgegangen.

Ihr Kammermädchen, durch die Unruhe ihrer Herrin aufmerksam, war dieser ohne deren Wissen gefolgt und hatte bemerkt, wie Marianne an einem Hôtel stehen blieb, weiter ging, wieder umkehrte, endlich den Portier nach mir fragte. Von meinem Hôtel begab sie sich in die Kirche San Lorenzo.

Schon vorher hatte sie sich unwohl gefühlt, die Nacht fand sie im wilden Fieber, welches gegen Morgen eine nur im Süden so schnell sich steigernde Höhe erlangte.

Den Augenblick, wo die besagte Bedienung sie allein gelassen, benutzte sie und sprang durch's Fenster.

Dies der Bericht, den mir unter Thränen und Schluchzen ihr Kammermädchen erstattete. Den Bedienten, dem Marianne beide Briefe eingehändigt, der aber keinen abgegeben hatte und anfänglich verschwunden war, erlangte ich später.

Der Mensch hatte schon von Rom her eine große Abneigung gegen mich, weil ich zum Theil eine andere Lebensweise in dem Hause seiner Herrschaft einführte. Mir irgend eine Unannehmlichkeit zu bereiten, hatte er die Briefe nicht abgegeben und, was das Schlimmste war, jene Lüge ersonnen.

Freilich hatte er nicht wissen können, daß der schlimme Dienst, den er mir erzeigen wollte, für seine Herrin so tragische Folgen haben würde.

Es gelang mir, die Briefe zu erhalten, ein trauriges Vermächtniß!

Die goldene Kette, die ich trage, die ihre, wurde mir auf meine Bitte gleichfalls überlassen.

Mein letzter Gang in Genua war hinter dem Sarge Mariannen's."

Reinhold hatte seine Erzählung beendet.

Blaß stand er auf, holte aus dem Seitenzimmer die beiden Briefe und reichte sie mir, ohne ein Wort zu sagen.

Sie lauteten:

„Verehrter Mann! Daß ich Ihnen heute schreibe, ist Ihnen nach unserer Trennung in Rom gewiß auffällig. Nehmen Sie es als ein Zeichen, daß ich das hochmüthige Weib nicht bin, für das Sie mich einst hielten. Sie haben meine Liebe zurückgewiesen, aus welchem Grunde, weiß ich nicht, da Ihre Blicke Liebe erwiederten. Mögen Sie über unseren Abschied in

Rom denken, wie Sie wollen, nur Eins, theurer Freund, verdiene ich nicht, Ihre Mißachtung.

Ich habe viel mit Ihnen zu sprechen.

Als letzten Dienst der Freundschaft ersuche ich Sie, mir eine Stunde zu bestimmen, in der ich Sie noch ein Mal sehen, noch ein Mal von Ihnen Abschied nehmen kann. Marianne von D."

„Die Sonne schien hell auf das blaue Meer, als ich heute am frühen Morgen mein Fenster öffnete und dachte: Wie selig heut ein Wiedersehen! Die Sonne schien hell in mein Zimmer, als ich mich festlich schmückte, und der Spiegel mir ein frohes, heiteres Antlitz zurückwarf; die Sonne schien hell draußen auf das bunte Gewühl in den Straßen, auf das Leben im Hafen, als ich in frohem Zittern Ihnen ein paar Zeilen schrieb und dabei an die treuen Augen dachte, die sobald darauf ruhen würden. Als ich sie abgesandt, hatte ich nicht Rast noch Ruhe, ich trat auf den Balkon und trank in tiefen Zügen die Luft, die von dem weiten, herrlichen Meere mir zuströmte; dann kehrte ich in das Zimmer zurück, da stand der unglückliche Bote mit Ihrer Antwort.

Ein jäher Schreck raubte mir den Athem, ein Jammer, den ich noch nicht kennen gelernt, umkrampfte mein Herz. Die Sonne aber schien kalt auf mein blasses Gesicht und auf meine glühenden Thränen.

O, dies Sonnenlicht ist so grell, so grausam, wie die ewigen Qualen, noch immer steht es am Himmel und will den Tag, der mir Alles, Alles, auch das Letzte geraubt, Zeit und Ewigkeit mir zum Fluch gemacht, nicht sterben, draußen nicht dunkel werden lassen, daß ich Friede, Friede finde in der entsetzlichen Nacht meines Herzens.

Heute erst, nach der rauhen Antwort, welche der edle Mann nicht geben durfte, fühle ich ganz, was ein Leben ohne Liebe ist, und daß ich es nicht ertragen kann.

Ist mir doch, als hätte ich die Ewigkeit ertragen müssen, theuerster Freund, und doch sind es nur vier Stunden her, seit ich die Todesbotschaft aus dem Munde eines elenden Dieners vernahm.

Ach, ich flehe, ich bitte Nichts, als nur ein kurzes, ganz kurzes Wiedersehen, ich will weiter Nichts, werde dann resigniren für mein ganzes Leben. Ich muß, muß Klarheit darüber haben, warum ich die letzte Hoffnung dieses, ach! so armen Lebens aufgeben muß.

Der Gedanke, nach langer Oede des Gemüthes noch Liebe erringen, fühlen zu können mit ganzem Herzen und vollem Jubel des Glückes, war für ein armes Weib zu verlockend, als daß es sich nicht darnach sehnte, wenigstens bestimmt zu wissen, warum sie ihn aufgeben muß.

Ich weiß wohl, indem ich so schreibe, verstoße ich gegen alle Sitte, was aber ist sie, wenn es gilt —

Leben oder ewiger Tod. Können Sie diese Sprache mißverstehen, vermögen Sie es über sich, ihr andere Motive unterzulegen, dann Glaube an die menschliche Güte, an das menschliche Herz fahre für ewig dahin! Theurer Reinhold, sagen Sie mir, wann ich Sie erwarten darf.

Ich habe gezögert und gezögert, den Brief abzusenden. Schaam und Empörung über die Art Ihrer Zurückweisung und eine entsetzliche Angst stritten einen argen Kampf in meinem Innern, aber die Angst vor dem Verluste des letzten Lebensglückes siegte, und so mag dieser Brief abgehen.

Der Abend kommt heran, ach — schon vergeht der Tag, auf den ich mein Hoffen, all meine Sehnsucht gesetzt, und nun wünscht sich das zagende Herz die Sonne zurück. Marianne."

Schweigend, in tiefster Bewegung, gab ich die Briefe zurück.

„Es ist Alles vorbei," sprach Reinhold leise vor sich hin und verließ das Zimmer.

Am anderen Morgen besuchte ich ihn, er kam mir freundlich entgegen und reichte mir die Hand, sie war fieberheiß. Er versicherte, die Aussprache seines Schmerzes gegen mich habe sein Gemüth sehr erleichtert, er fühle, in dieser schönen Natur Palermo's werde er völlig genesen.

Ich theilte ihm meine Ansicht mit, daß mir gerade Palermo, herrlich für den Gesunden und ihn erhebend, nicht als der passendste Ort zur Heilung eines Seelenleidens erscheine, namentlich nicht für einen Deutschen, welcher ganz andere Gemüthsbedürfnisse habe.

Die Eindrücke dieser Natur seien zu markirt, zu objectiv glänzend, zu theilnahmlos für das Einzelleiden, es gleite der Schmerz an dieser classischen Ruhe und Heiterkeit, an dieser gewaltigen Größe ab und falle nur um so schwerer auf die Seele zurück, während die Durchdringung der Natur durch unser individuelles Fühlen und Leiden nur in den romantischen Gegenden unseres Heimathlandes mit ihren treuen, grünen Tannen, ihren Buchen und Linden möglich sei.

Ich rieth ihm, Italien zu verlassen, in's praktische Leben zurückzukehren, thätig unter Thätigen zu sein, die theure Heimath wiederzusehen; allein meinen Worten, meinen von Tag zu Tag dringender werdenden Bitten setzte er ein lächelndes Weigern entgegen.

Er hatte schon zu viel von der Lotosfrucht genossen!

Ich bemerkte, wie sein Blick immer träumerischer wurde.

Wenn ich mit ihm ausging, schaute er theilnahmlos auf die vor ihm liegende Landschaft.

Sein Zustand machte mich besorgt, und da ich selbst in kürzester Zeit von Palermo scheiden mußte, schlug

ich ihm vor, mich zu begleiten, mit mir nach Deutschland zurückzukehren.

Er weigerte sich jedoch und meinte, in dem schönen Palermo habe er Heilung gesucht und werde sie auch finden.

Meine Sorge hatte mich nicht getäuscht.

Nach acht Tagen schon stellte sich ein schleichendes Fieber ein, das offenbar an seinem Leben zehrte. Sein gesunder Körper widerstand lange, ja ein Mal schien sogar Hoffnung vorhanden, ich aber konnte mich der Zweifel an seiner Wiedergenesung nicht erwehren.

Eines Abends, als ich im Regenwetter ihn besuchte, fand ich ihn auffällig schwach.

„Sterben werde ich," sagte er, mir die Hand reichend.

Ich bedurfte lange Zeit, mich zu fassen, endlich fragte ich ihn, ob er die Tröstungen seiner Kirche — er war Katholik — wünsche.

Er lächelte nur, drückte mir die Hand und meinte, er habe mit seinem Gott schon ernste Rücksprache genommen, indessen sei es gut, wenn man an der leitenden Hand der Kirche aus dem Leben scheide.

Ich eilte sofort nach Palermo zu einem mir bekannten Priester, den ich hochzuschätzen gelernt hatte.

Dunkel war die Nacht, das Meer stürmte auf mit weit vorgeworfenem Wellengischt, Wettermöven segelten darüber, dräuendes Gewölk hing tief hernieder.

Der Priester machte sich mit dem Meßknaben auf, dem Kranken die letzte Oelung zu reichen.

Während der Geistliche im Vorzimmer die Stola umnahm, richtete ich im Schlafkabinete des Freundes einen Tisch her, bedeckte denselben mit Linnen, stellte zwei brennende Kerzen darauf und dazwischen den Abguß eines Crucifixes von schöner Renaissancearbeit.

Zu heiterem Kunstgenuß hatte es der Freund erworben, heute sollte es dem tiefsten Ernste dienen.

Lautlose Stille herrschte im Zimmer, der Geistliche trat ein, schwer athmete der Kranke.

Jener knieete nieder und verrichtete ein kurzes Gebet; dann nahm er das geweihte Oel und begann die Handlung.

Als er die Augen Reinhold's damit berührte, als aus seinem Munde in mildem Tone, in unsagbarem Wohllaute die Worte ertönten:

„Der gnädige Gott vergebe Dir, was Du mit Deinen Augen gesündigt," da ergriff mich eine namenlose Rührung, ich knieete am Fußende des Bettes nieder und schluchzte laut.

Ich hörte noch, wie der Kranke tief aufseufzte, als fühlte er sich erleichtert, weiter vernahm ich Nichts mehr von dem Vorgange.

Alle meine Kräfte mußte ich zusammen nehmen, um die Handlung selbst durch meine Erregung nicht zu stören.

Da fühlte ich auf ein Mal die warme sanfte Hand des Geistlichen wie segnend auf meinem Kopf.

„Er ist geschieden," sagte er in ruhigem Tone, „in Frieden heimgegangen; der Segen der Kirche hat ihn nach jenen Höhen begleitet, wo kein Weh' mehr ist."

Ich sprang auf, Reinhold lag leblos auf dem Lager.

Ich küßte ihm die schönen Augen, jetzt kalt und leblos, zu.

Das Christusbild schaute im milden Kerzenscheine auf das blasse Antlitz des Todten.

X.

Die Stürme des März hatten ausgetobt, ruhiger waren die Wogen des Meeres geworden. Die Zeit meines Abschiedes von Palermo war da.

Mit freudigem Beben des Herzens hatte ich vor Monaten das ferne Eiland mit seinen schönen Bergconturen im Morgensonnenschein aus dem Meer stolz emportauchen sehen. Mit hochklopfender Erwartung stand ich damals am Bord des Schiffes, das mich Sicilien entgegentrug — mit unsagbarer Wehmuth jetzt, als ich zum letzten Male auf die Stadt, auf die herrlichen Berge der Küste blickte.

Das Goethe'sche Wort ist wahr. Wer Italien

gesehen, kann nie mehr in seinem Leben ganz unglücklich werden, aber er wird auch nie mehr ganz glücklich, denn seine Seele durchzuckt nie rastende, glühende Sehnsucht bei jedem Gedanken an das genossene Glück!

In dem das Schiff umgebenden Getümmel fiel mir die Gestalt eines Weibes auf, das in einem der um den Dampfer herumliegenden Kähne saß. In großen Falten lag das sicilianische Kopftuch um ihre Schultern und beschattete ihr Antlitz, daß man es kaum erkennen konnte. Aber die ganze Gestalt war gleichsam durchflossen von tiefem Schmerz, der sich schön und groß in der Bewegung, in der Haltung des Kopfes zeigte — ein ergreifend Bild! Das Weib schaute ihrem Sohne nach, der still und blaß am Bord des Schiffes stand. O sicilianische Mutter, welcher „heilige, schöne Takt" lag in Deiner stummen Schmerzbewegung, wie Du ohne Thränen und Wehlaut in namenlosem Leid bald zur Erde, dann zu dem geliebten Kinde und zum Himmel emporblicktest! An Dir fühlte ich die Wahrheit des Wortes: „Der Schmerz giebt dem Menschen einen himmlischen Grad."

Mir aber war's, als hätte in diesem Bilde sich Palermo „mit seiner Todeswund' im Herzen" zum letzten Male in meiner Seele eingraben wollen.

Schon dämmerten die Berge im Halbdunkel, als

das Schiff aus dem Hafen fuhr, bald verschwanden und versanken sie in's Meer und in die finstere Nacht.

Nacht und Schmerz! Fast möchten sie jetzt in der Erinnerung das Glück goldener Tage verdrängen, wie damals! Aber nein, wenn ich an die Schönheit Palermo's zurückdenke, wie der gütig verschwenderische Himmel es reich beschenkt hat, dann schleicht sich in die Seele die Hoffnung ein, daß statt des laokoontischen Mannes, an dessen Brust die Schlange saugt, statt dieses tragischen Sinnbildes aus dunkler Zeit ihm einst ein schöneres zu Theil werden möge, etwa jener herrlich stolze Frauenkopf mit dem reichen Schmucke um den Hals, den goldenen Aehren um's Haupt, daß statt des klagenden: „Du verschlingst Deine Kinder," das: „Höchste Wonne Siciliens" ertönen, daß es einst mit Recht genannt werden möge, wozu es die Natur bestimmt, und wie es der große Kaiser Friedrich genannt hat — Palermo felice!

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.